

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die Feinde des Hinkenden.

Wenn sie auch meist aalglatt sind, so gelingt es doch dann und wann einen zu erwischen und festzuhalten. Der Hinkende hat jetzt eine ganze Sammlung von ihnen beisammen. Um diese saubere Gesellschaft anständig unterzubringen, hat er in seinem Schreibtische ein eigenes Fach als Gefängnis eingerichtet, mit einem starken Vorlegeschloß, und dort hat er sie eingesperrt. Vorerst nur in Untersuchungshaft, bis das Urtheil über sie gefällt werden kann. Da er aber wenig Zeit und noch weniger Lust hat, sich mit den Gutedeln zu befassen, so mag es allerdings vorkommen, daß der eine oder der andere der armen Sünder schon mehrere Jahre eingesperrt ist. Es ist noch eine kleine Erinnerung an das alte Gerichtsverfahren.

Er hätte gerne für seine Gefangenen ein Zellengefängnis hergerichtet, weil dieses nach seiner Ansicht so recht geeignet ist, die Inassen in stiller Betrachtung zum Bewußtsein ihres Werthes zu bringen; allein dazu hätte die Schreibstube des Hinkenden bei Weitem nicht ausgereicht.

So muß er sie alle zusammen in dem gleichen Gefängnis einsperren.

Da aber seine Gefangenen stets selbst unter einander Händel haben, so hat das Schreibtischgefängnis den großen Nachtheil, daß sie öfters einen Mordlärm machen, der den Hinkenden an der Arbeit stört, und namentlich, wenn sie merken, daß er die Feder zum Kalenderschreiben spitze, — es ist nämlich ein Guckloch in der Kerkerthüre — da machen sie einen solchen Skandal, und schimpfen und lästern durch das Guckloch heraus, um die Entstehung des verhaßten Kalenders unmöglich zu machen.

Er ist zwar schon so ziemlich an diesen Unfug seiner Gefangenen gewöhnt, allein diesmal wurde der Lärm so stark, daß er beschloß, das Gefängnis zu reinigen und Gerichtstag zu halten.

„Hinkender! — Stintender!“ schreit einer zum Guckloche heraus. Dem Hinkenden ist dieser Ehrentitel nichts Neues, er ist ihm sogar schon von der Kanzel an den Kopf geworfen worden; aber wie gesagt, wenn der Hinkende nicht im besten Geruche steht, so ist es kein Wunder, denn:

„Wer solchen Stoll ruht, meiner Seel,
Der kann nicht riechen nach Rosenöl.“

Hinkender Beie für 1882.

„Ruhig da drinnen; es wird heute über Euch Gericht gehalten! Auf Namensaufruf erscheine jeder vor meinem Richterstuhl!“

In der Gefängnisthüre ist unten eine kleine verschließbare Pforte, fast wie die Oeffnung an einem Bienenkorb, durch welche jeweils nur ein Gefangener heraustreten kann, denn die Thüre selbst zu öffnen wäre bedenklich, sie würden, wie die Naidenfäser aus einer Schachtel, zu allen Fugen herausfrieren.

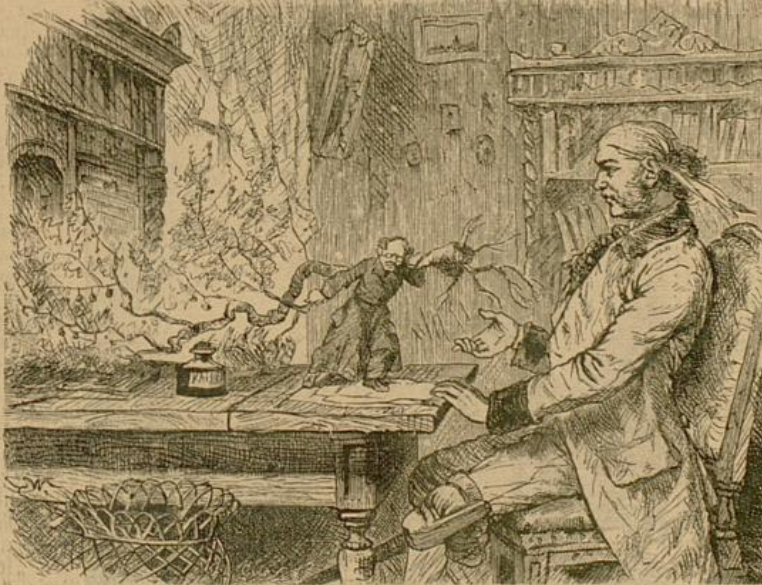
Und nun zum Gericht; und zwar Nr. 1. Alban Stolz mit deinem „Verbotenen Baum!“

Der alte Herr erscheint und schleppt leuchtend einen Baum hinter sich her, an welchem ganz sonderbare Früchte hängen.

„Der verbotene Baum“

für Katholiken und Protestanten.

Wann dieser merkwürdige Baum von dem merkwürdigen alten Herrn gepflanzt worden, ist dem Hinkenden unbekannt. Früchte trägt er aber schon seit mehreren Jahren. Jedoch erst vor Kurzem hat ihm ein



Der alte Herr erscheint und schleppt leuchtend einen Baum hinter sich her.

guter Freund ein Körbchen davon mitgetheilt. Dieser hat's von einem ultramontanen Förster, dem in den Wald, in welchem solche Bäume wachsen, kommt sonst nicht leicht ein anständiger Mensch. Paradiesäpfel sind es keine, die an diesem merkwürdigen Baume prangen, so eine Art Galläpfel, aus denen der stolze Alban seine Tinte braut, mit der er die Seelen vergiftet, daß predigt, und das Glück der Familien vernichtet. Seine Feinde sagen dem Hinkenden nach, er hasse und verachte die katholische Religion und ihre Befenner. Wie wenig kennen ihn seine Feinde. Vielleicht kann man den Ausspruch Schillers auf ihn anwenden, nach welchem der Dichter sagt: „Ich bekenne mich zu keiner Religion aus Religion“, aber er achtet jede Religion, deren Reinheit nicht durch menschliche Satzungen verfeuert worden ist, und er schätzt hoch die Befenner jeder Religion, die ihre reinen Lehren im Herzen tragen und darnach zu leben und zu handeln trachten, seien sie Protestanten, Katholiken oder Juden. Ja, er zählt viele gute, liebe Freunde unter Protestanten, Katholiken und Juden.

Aber er haßt und verachtet die Glieder jeder Religion, die, in ein hohes, heiliges Amt berufen, dieses mißbrauchen, und statt Liebe und Duldsamkeit, Haß und Zwietracht stiften, die ihren Einfluß mißbrauchen, um gegen die Gesetze des Landes aufzutreten, die kein Vaterland und keine Vaterlandsliebe kennen, die den

gefunden Menschenverstand, den der liebe Gott uns verliehen, mit Füßen treten, und die in ihrem geistlichen Hochmuth uns Dinge aufzwingen wollen, für die nur ein Blödsinniger oder ein Heuchler zugänglich sein kann.

Diese haßt, ja diese verachtet der Hinfende, und gegen diese kämpft er, so lange er eine Hand heben kann.

Vernehm, was Alban Stolz, ein Häuptling unter diesen verfolgungssüchtigen Schwärmern, der denkenden und entsetzten Menschheit an seinem

„Verbotenen Baume“ für Früchte bietet.

Unter diesem „Verbotenen Baume für Katholiken und Protestanten“ versteht er nämlich die „Gemischten Ehen!“

Nachstehend giebt der Hinfende eine kleine Blumenlese aus dem entsetzlichen, mit Gift und Galle geschriebenen Büchlein:
Seite 4:

„Der Katholik, welcher „in eine Ehe mit protestantischen Kindern einwilligt, riskirt „also, daß seine Kinder „ungültig getauft „werden, und darum „nicht einmal Christen „vor Gott sind.“

Christus aber hat gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und Herr Alban wird ihm wohl erlauben müssen, daß er auch protestantische Kindlein in seinem Schoß aufnehme.
Seite 5:

„Wenn Deine Kinder „auch einmal in ihren „Sünden sterben, so „bist Du Schuld daran, weil Du sie „protestantisch werden „lässest.“

Glücklicherweise wird der allgütige Gott trotz Alban Stolz es den armen Kindern nicht nachtragen, daß sie das Unglück haben, protestantisch zu sein.

Weiter:

„Was die Protestanten als Abendmahl bekommen, „ist nur ordinäres Brot und Wein aus dem Faß. „Darum kommt das Uebriggebliebene oft in die „Küche; sogar den Hühnern ist schon der Rest vorgeworfen worden.“

Herr Alban bezieht seinen Wein zum Abendmahl ohne Zweifel von einem heilig gesprochenen Weinhändler. Auch scheint der fromme Mann sehr heimisch zu sein in den protestantischen Küchen und Hühnerhöfen.

Seite 6

läßt er eine Frau, deren Sohn plötzlich gestorben ist, in Jammer ausbrechen

„nicht sowohl über den Verlust des Sohnes, als „vielmehr darüber, daß er ohne Beichte und Kommunion gestorben ist.“ Das arme Weib läßt er sagen: „Ich wollte lieber, daß er an langwieriger „Krankheit im Bette lebendig verfault wäre, als „daß er so unvorbereitet gestorben ist.“

„Und die Frau hatte Recht“, setzt der christliche Alban hinzu.

Seine Lehren sind in der That geeignet, zärtliche Mütter zu erziehen.

Seite 9:

„Selbst dieser Glaube (der Glaube an Christus) „kann Deinen Kindern noch verloren gehen, also der „letzte Rest von Christenthum, wenn sie protestantisch erzogen werden.“

Weiter:

„Es ist ein schwarzer „Gedanke, welcher je- „den Katholiken, wie „Schwefeldampf aus „der Hölle, von der „Einwilligung zur protestantischen Kindererziehung abschrecken „sollte.“

An der Schwärze solcher Gedanken ist allerdings nicht zu zweifeln.

Seite 10:

„In allen drei Beziehungen ist die „Einwilligung einer „katholischen Person „zur protestantischen „Kindererziehung eine „entsetzlich schwere „Sünde.“

Herr Alban deutet dabei an, daß er eine Kindsmörderin für eine geringere Verbrecherin halte! Eine Kindsmörderin bekommt in der Regel 2-3 Jahre Zuchthaus. Würden für eine „solche katholische Person“ 10 Jahre genügen, Herr Alban?

Seite 12 und 13

erzählt Herr Stolz „von einer edeln katholischen Ladenschmiedin, die die Heirathsan-

„träge zweier braver junger Männer, nebenbei Missionäre, abwieß, weil die Unglücklichen das Mißgeschick hatten, Protestanten zu sein.“

Ob das edle Mädchen im Interesse ihres Seelenheils es vorgezogen hat, Pfarrersköchin zu werden, hat Herr Alban uns nicht verrathen.

Seite 14:

„Wer nicht zu dieser (katholischen) Kirche gehört, „der hat nicht einmal eine ganz richtige Erkenntnis „von dem einzig wahren Gotte.“

Vorausgesetzt, Herr Alban, daß das Herrbild, welches in dem Hirn des alten Herrn spukt, dem einzig wahren Gotte gleicht.

„Daß es aber bei den Protestanten auch rechtsschaffene fromme Leute giebt“, läßt der edle Alban



Ob das edle Mädchen im Interesse ihres Seelenheils es vorgezogen hat, Pfarrersköchin zu werden?

gerne gelten. „das kommt aber daher“, sezt er hinzu, „weil viele Protestanten besser sind, als ihre Religion“, das heißt also, weiser Alban, weil sie keine Protestanten sind.

Seite 15:
Von den protestantischen Predigern sagt er:
„So manche Predigt ist einfach nur leere Wortmacherei, ohne allen christlichen Saft und Kraft, gleich einer Wasserinnye ohne Brot.“

Daß eine so schwachhafte Suppe auch auf katholischen Kanzeln gekocht werde, liegt nach Alban natürlich im Bereiche der Unmöglichkeit.

Weiter vergleicht der fromme Herr die protestantische Kirche
„mit einer Stube ohne Tisch und Stuhl und Ofen, leeren Wänden und eingeschlagenen Fensterstreichen.“

Die letztere Eigenschaft der protestantischen Kirche hat er offenbar vom Kaspar im Freischütz entlehnt:
„Glas von zerbrochenen Kirchenfenstern, das findet sich.“

Seite 18:
Herr Alban erklärt es für einen schwarzen Strich in deinem katholischen Gewissen, daß du neben einem protestantischen Ehegatten am Freitag Fleisch essen wirst.

Entsetzlich! Der Hintende ist überzeugt, daß der fromme Mann sein Gewissen am Freitag niemals mit so sündhafter Kost anschwärzt, und es sich eher mit Korallen mit Eiern, oder Hecht mit Rüdeln beruhigt.

Seite 19:
„So viele Kinder in Deiner (gemischten) Ehe erzeugt werden, so viele Seelen, an welchen Du ein Verbrechen ausübst, so viele lebendige Brandmale in Deinem Gewissen.“

Weiter:
„In der Schule bekommen Deine Kinder vielleicht einen Katedchismus, der unseren katholischen Glauben verkleumdet.“

Vielleicht? Hat Herr Alban vielleicht noch niemals Gelegenheit gehabt, einen protestantischen Katedchismus zu lesen? Er sollte es doch noch nachträglich thun, er könnte ihn ja vorher mit dem Weihwedel entzündigen.

Weiter:
„Sehr oft werden die Kinder im Konfirmandenunterricht so verkehrt gegen alles Katholische, daß die jungen Seelen mit Haß und Verachtung gegen Katholiken ganz versäuert werden.“

Was werden dagegen die jungen Seelen der katholischen Kinder mit Liebe und Achtung vor den Protestanten versüßt werden, wenn sie das Unglück haben, von diesem Giftbaum des Herrn Alban zu naschen.

Seite 20:
„Kommt es später, daß Dir ein Sohn oder eine Tochter schwer krank wird, und dem Tode nahe ist, so mußt Du es ansehen, wie sie ohne alle religiöse Hilfe in ihren Sünden sterben — Du bist Schuld, und diese Schuld ist in Ewigkeit nicht gut zu machen.“

Arme Kinder, vielleicht 2 3 Jahre alt, und in ihren Sünden sterben! Entsetzlich! Und eine Schuld für die Ewigkeit! Was dieser Mensch wohl für einen Begriff von der Ewigkeit hat?

Seite 22:
„So ruht in manchem Menschen das Gewissen

„Jahre lang; und auf dem Todtenbette bricht es los, und die gräßlichen Flammen der Verzweiflung kommen aus der Seele, ein Vorpiel der Hölle!“

Weil die verblendete Polizei nicht erlaubt, daß der gute Alban die Unglücklichen schon auf dieser Erde dem Scheiterhaufen überliefert, so läßt er sie wenigstens in der Hölle braten. Denn daß er unter den Höllenbeamten einen einflußreichen Posten einnimmt, ist selbstverständlich.

Seite 23:
„Wie traurig ist dann erst Dein Leichenbegängnis. Guten Katholiken wird der Anblick Deines Sarges unheimlich vorkommen, wie der Sarg eines Selbstmörders!“

Und wie merkwürdig man in unseren Zeiten solche entsetzliche Verbrecher auch noch auf christlichen Kirchhöfen begräbt, anstatt sie außen an der Kirchhofmauer einzuscharren!

Seite 24:
„Denn in manchen protestantischen Köpfen sitzt die Unduldsamkeit so dick und glözig, daß sie auch Lüge, Wortbruch und Gewaltthätigkeit nicht scheuen, wenn eine Seele der katholischen Kirche entrissen werden kann.“

O, duldsamer Alban! Wahrscheinlich waren die Inquisitionen, die Tausende und Tausende Menschen verbrannt haben, lauter protestantische Anstalten? Der Generalinquisitor Thomas de Torquemada, ein Henker ohne gleichen, der 105,285 Menschen ihres Glaubens wegen verurtheilte, und darunter nicht weniger als 6000 auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ, war jedenfalls auch so ein unduldsamer, dicker und glöziger Protestant. —



Der Hintende ist überzeugt, daß der fromme Mann sein Gewissen am Freitag niemals mit sündhafter Kost anschwärzt.

Seite 29:

„Willst du die Ruch-
losigkeit begehen, in
„gemischter Ehe deine
„künftigen Kinder los-
„zureißen von der
„Heilsquelle der katho-
„lischen Kirche, und
„ihre Seelen religiös
„verdorren lassen auf
„dem dürren Sand-
„boden des Protestan-
„tismus? Gott be-
„wahre Dich vor dieser
„Seelenmorde?“

Das sind ja ruchlose
Mörder, diese Pro-
testanten, es ist un-
greiflich, daß die Polizei
diese gefährlichen Men-
schen so frei herum-
laufen läßt.

Seite 30:

„Inbesondere benutze
„solche Tage und
„Stunden, wo Dein
„Ehegatte gerade gut
„und freundlich ge-
„stimmt ist. Sage
„ihm, Du findest keine
„Ruhe und könnest
„des Lebens nimmer
„froh werden, wenn
„die Kinder nicht katho-
„lisch werden, und Du
„werdest ihm auch nie-
„mals Ruhe lassen,
„bis die Einwilligung
„gegeben sei.“

Das ist die Haupt-
sache, frommer Herr,
nur niemals Ruhe
lassen! — Welche weise
Lehren für eine glückliche
Ehe entströmen nicht die-
sem von frommer Sal-
bung triefenden Munde.

Weiter:

„Bringen sie (die Kin-
„der) aus der Schule
„die üblichen Ver-
„leumdungen gegen
„die katholische Kirche
„mit nach Hause, so
„zeige ihnen, wie solche
„Dinge von protestan-
„tischen Religionsteh-
„rern nur aus Un-
„wissenheit oder
„Haß behauptet wer-
„den.“

Bei solchen hervor-
ragenden Eigenschaften
für einen Volksthrer
und Erzieher ist es er-
staunlich, daß die Re-
gierung diesen berühmten
Mann nicht schon längst



Weil die verblendete Polizei nicht erlaubt, daß der gute Alban die Ungläublichen
sich auf dieser Erde dem Scherhaufen überleitet, so läßt er sie wenigstens
in der Hölle fraten.

zum Leiter sämtlicher
Volksschulen ernannt hat.
Seite 33.

„Deshalb soll der Sta-
„tholit in solcher (ge-
„mischter) Ehe auch
„möglichst die Kinder
„abzuhalten suchen vom
„vielen Umgang mit
„protestantischen Kin-
„dern oder Verwand-
„ten.“

Die armen Kinder:
wie leicht könnten sie von
der Seuche angesteckt
werden. Hat der Seelen-
arzt Alban noch kein Ge-
gengift entdeckt gegen pro-
testantische Ansteckung?
Seite 34.

„Anderseits darfst Du
„es nie dulden, daß
„eines Deiner Kinder
„bei Protestanten un-
„tergebracht werde, sei
„es der Verwandt-
„schaft oder Lehre oder
„eines sonstigen Grund-
„des wegen.“

Da bleibt wohl einem
protestantischen Groß-
vater, wenn er seine katho-
lischen Enkel bei sich sehen
will, nichts Anderes üb-
rig, als für die Dauer
des Besuchs katholisch
zu werden.

Und wie schrecklich,
wenn solch ein Kind bei
einem Schuster in die
Lehre käme, der mit
protestantischen Händen
Stiefel anfertigt, es mit
protestantischen Spann-
riemen züchtigt und
wahrscheinlich auch für
Protestanten arbeitet.

Diese weisen Lehren
hat Herr Alban offenbar
von dem bekannten tyro-
ler Bischof, von dem man
sich erzählt, er habe einen
Katholiken in den Kir-
chenbann gethan, weil
er Handschuhe getragen
habe, die von dem Leder
einer Ziege gefertigt wa-
ren, die ein protestan-
tischer Hirte gehütet hat.

Zum Schluß schlägt
Herr Alban noch fünf
Nägel in die Ge-
wissen.

Den ersten Nagel
schlägt er in die Gewissen
der Altkatholiken, von
denen er behauptet, sie
seien gar keine Katholiken



„Inbesondere benutze solche Tage und Stunden, wo dein Ehegatte gerade gut
und freundlich gestimmt ist.“

mehr, sondern Neu-
protestanten.

Mit dem zweiten Nagel vernagelt er noch einmal das Gewissen des protestantischen Theiles einer gemischten Ehe.

Der dritte Nagel ist ein Hauptnagel, mit dem Herr Stolz die Männer in einer gemischten Ehe vernagelt. „Dem,“ so sagt der weise Religionslehrer, „der Protestant kann nicht das Haupt der Katholikin, und der Katholik nicht das Haupt der Protestantin sein.“

Das wird namentlich den Weibern gefallen, wenn in einer gemischten Ehe die Männer sich unter den Pantoffel duden müssen.

Der vierte Nagel ist eigentlich kein Nagel, sondern nicht nur ein nagender Wurm, sondern ein Bündel von nagendem Gewürme im Gewissen, auch wenn sonst in einer gemischten Ehe „Alles glatt“ abgeht.

Der fünfte und letzte Nagel ist ein musikalischer Nagel, da die gemischte Ehe mit einer *K a t h e n u s i k* ver-
glichen wird.

Und so hat nun Herr Alban die Seelen glücklich vernagelt.

Hoffentlich und glücklicher Weise giebt es noch viele unvernagelte Seelen, denen der heilige Nagelschmied mit seinen Nägeln nicht beikommen kann.

Ganz am Ende wird noch eine Geschichte erzählt von einer katholischen Wittwe, die, gegen den Willen und Rath des Herrn Alban, einer Protestantin geheirathet hat:

„Am Samstag gesunt
„und von einem pro-
„testantischen Prediger
„geheirathet und am
„Samstag darauf
„todt und begraben!“

Da habt Ihr's! Herr Alban setzt auf die gemischte Ehe die Todesstrafe, und die Hinrichtung läßt er durch Gott,



Wie schrecklich, wenn sich ein Kind mit protestantischem Spannenen geschädigt würde!



In's Feuer mit dem „Verbotenen Giftbaume!“

das heißt durch seinen Gott, vollziehen. —

Wir haben dem „Verbotenen Baume“ des Herrn Alban Stolz einen längeren Aufsatz gewidmet, um dem Volke zu zeigen, welche Art von Männern es sind, die uns des Hasses gegen die katholische Religion bezichten. Wir verwahren uns feierlich gegen diese Verleumdung und wiederholen nochmals:

„Nicht die katholische Religion ist's, die wir misshachten, nein, wir achten jede religiöse Ueberzeugung, aber wir bekämpfen die verfolgungs- und bekehrungs-süchtigen Schwärmer, welche die Reinheit ihrer eigenen Religion beschnürten, und Haß und Zwietracht unter Andersgläubigen stiften. —

Viele unserer Leser werden durch die Früchte dieses „Verbotenen Baumes“ mit Abscheu und Ekel erfüllt sein; leider aber werden viele unter dem Volke, die zu dem berühmten Volkschriftsteller wie zu einem halben Heiligen aufblicken, durch die Früchte dieses „Verbotenen Baumes“ vergiftet sein, und die Wirkung des Giftes wird sein: Haß gegen Andersgläubige, Unfriede und Unglück in vielen Ehen, und verderbnis-volle Kindererziehung!

Wir sind die Kinder eines Gottes, wir sind die Söhne eines Vaterlandes, wir sind Brüder; wir haben Schulter an Schulter für unser Vaterland gekämpft und in seiner Vertheidigung gemeinsam unser Blut vergossen! — Katholiken und Protestanten! wollen wir uns durch die Wuthausbrüche eines hinverbrannten Fanatikers zu Haß und Wuth gegen einander verheizen lassen?

In's Feuer mit dem „Verbotenen Giftbaume!“ Aber nicht auf einen Albanischen Scheiterhaufen, nein er soll im Sterben noch das einzig Gute stiften, dessen er fähig ist, und soll in des Hinkenden Küche das Feuer anzünden, um eine Tasse Kaffee zu kochen, bei welcher der Hinkende seinen 82. Kalender schreibt.

Herr Alban Stolz aber wird in Gnaden entlassen. In Freiburg, wo er als Professor der Universität die Gewissen der jungen Leute für seinen Himmel zurechtstutzt, wird man ihn schmerzlich vermissen haben.

Den Hinkenden aber hat das Gerichtsverfahren über den edeln Alban Stolz so angegriffen, daß er die geneigten Leser bittet, ihm gestatten zu wollen, das Verfahren gegen die andern Injassen seines Gefängnisses, die gegen diesen Professor der Pastoral-Theologie wahre Engel sind, am Schlusse des Kalenders fortzusetzen.

Die geneigten Leser werden auch froh sein, an schmachhafteren Früchten sich zu erlaben, als der Alban'sche Giftbaum sie bietet. —

Zu fromm.

Eine Geschichte erzählt von L. Anzengruber.



in einer kleinen Ortschaft, mag sie Altfeldsdorf heißen, hatten sie einen neuen Pfarrer bekommen; da er erst drei Tage unter seinen Pfarrkindern weilte, so wußten diese über ihn nichts auszusagen, als daß er für sein Amt ein „schier verwunderlich“ junger Herr sei. So jung hatten sie noch keinen gehabt. Etliche meinten, das wäre recht, ein Junger vermöcht' allzeit mehr vor sich zu bringen als ein Alter. Andere hingegen schüttelten bedencklich die Köpfe und meinten ihrerseits, Jugend hätt' die Erfahrung aus zweiter Hand und brächt' sie d'rum abgestanden und theurer auf den Markt.

Es war eben am Nachmittag des dritten Tages, Jung-Ehrrwürden saß gerade behaglich im Lehnstuhl, blies aus seiner Zausenpfeife Wolken gegen die Stubendecke und sah mit anscheinend großem Interesse zu, wie sie allmählich zerstoßen; da pochte es an der Thüre und herein trat der Herr Bürgermeister von Altfeldsdorf.

Altfeldsdorf war, wie gesagt, ein kleiner Ort und konnte sich den Luxus nicht gestatten, wie andere besser

situirte Dörfer und Marktstellen einen reichen Kaufmann, einen Großgrundbesitzer oder gar einen Advokaten zum Bürgermeister zu wählen, von der Sorte führte es nichts, der Bürgermeister, den es hatte, war ein grundehrlicher Bauer, der ein paar Joch Weingärten und ein paar Loth Verstand mehr hatte als die Andern. Das erste ließ sich gründbückerlich nachweisen und für das zweite sprach seine öftere Wiedererwählung. Sollte etwa irgend ein Leser daran Anstoß nehmen, daß die Ueberlegenheit der Verstandeskkräfte des Herrn Bürgermeisters nach altem Gewichte bewerteth erscheint, so steht es ihm ja frei, sie in das neue umzurechnen; zu wahren Danke aber wären wir einem solchen verpflichtet, der sich auch gleich der Mühe unterzöge, alle gang und gäben Redensarten und Sprichwörter alten Gewichts in das Dezimalsystem zu übertragen, so daß wir eine Art Rechnungsfaulenzler bekämen und nur nachzuschlagen bräuchten, um zu wissen: Freunde in der Noth geben — in der und der Anzahl auf so und so viel Dekagramm. So und so viel Dekagramm Glück seien mehr werth als so und so viel Kilogramm Verstand u. s. w. u. s. w.

Also der Herr Bürgermeister, ein langer, knochiger Mann, sah fast engbrüstig aus, machte an der Thüre seinen Krastfuß und sagte: „Gut'n Abend, Hochwürden.“

„Gut'n Abend, Herr Bürgermeister“, sagte der Pfarrer, „Nehmen's sich doch einen Stuhl und setzen's sich. Sit' gerad' da so komod.“

„Oh, schön Dank, Hochwürden“, sagte der Pange, zog sich einen Stuhl heran, setzte sich dem Pfarrer gegenüber und dachte: „Jetzt kann's losgehen. Er will mich ausholen, damit er sich mit uns ausweist und ich soll ihn ausholen, damit wir uns mit ihm auswissen. Fein gemacht. Erst soll er Farbe bekennen.“

— Trotzdem er sich dergestalt auf den Vorsichtigen und Schlänen hinauspielte, überkam ihn doch eine Verlegenheit, die einen ehrlichen Mann bei solchen Anlässen stets befällt, weil er fühlt, daß all' seine Schlaubeit und Vorsicht nicht lang vorhält, wenn der, den er ausholen soll, nur ein wenig geriebener ist. Aber nichts reden, das thut's für's Erste. Er hustete also ein paar mal, legte dabei die Hand betheuernd an seine Brust, gleichsam: da sit'z. Dann begann er seinen Hut abwechselnd bald auf das rechte, bald auf das linke Knie zu stülpen. „Hm, hm“, machte er, als nahn' es ihn Wunder, daß er nicht süßen wollte.

Der Pfarrer lächelte. „Sie kommen wohl, Bürgermeister, um bei mir, so was man sagt, auf den Stranch zu schlagen?“

Der Angeredete beugte sich verlegen auf seinem Stuhle etwas vornüber und indem er es versuchte, diesmal beide Knie unter den einen Hut zu bringen, murmelte er: „Werd' mich's doch nicht unterfangen?“

„Ich nehm' es auch für kein Unterfangen auf, wenn meine Pfarrkinder nachfragen, woran sie mit mir sind. Und wie ich mich zu ihnen zu stellen gedente, das können sie Alle wissen, das sag' ich offen und frei heraus.“

„Schön, schön Hochwürden“, sagte der Bürgermeister und sah dabei sehr erfreut und dankbar aus. „Da red't man sich doch gleich ein gut Stück leichter;“ dann bewölkte sich aber seine spitze Stirne ein wenig wieder, er warf einen besorgten Blick auf den jungen Priester und fragte etwas unsicher: „Wie halten's also damit, Hochwürden?“

„Vorab halt' ich darauf meiner Pflicht als rechtschaffener Seelsorger nachzukommen, Euch mit Trost

und Rath beizuspringen, daß wir keinen ein Leidwesen gar zu Boden drückt, oder ein Glücksfall ihn übermüthig macht."

"Ei, du mein, Hochwürden, 's lezt' Stück Arbeit dürft Sie da bei uns wenig beschweren."

"Ist aber auch 's schwerere, Bürgermeister. Trost im Unglück nimmt der Mensch unbeschaut, guten Rath in Uebermüthigkeit wend't er ein dutzendmal gegen 's Picht, ob er keine Lücke entdeckt, wo er ihn aus-schlupfen kann."

"Wahr, wahr, Hochwürden. Dadrum is auch auf einer gottselendigen Pfarr' allemal ein leichteres Seel-sorgen als auf einer mit lauter reichen Anweiner."

"Nun, nun. Ich wollt, Ihr wäret lauter reiche Anweiner, die mehrere Müß' sollt mich nit reuen. Im Uebrigen bleibt Alles, wie ichs auf der Pfarr' angetroffen hab'; da bring' ich nichts auf und bring' nichts ab. Wie es bisher gehalten worden ist, soll's auch für weiter gelten, um keinen Witt-gang, keine Andacht, keine Wallfahrt mehr, aber auch keine weniger. Seid Ihr fleißige Kirchengänger, . . ."

"'s geht an, Hochwürden, 's geht an. Sonntags einmal sieht wohl Jeder die Kirche von inwendig, aber unter der Woche, da hab'n halt nit Alle allmal Zeit."

"Es ist recht, die Woche über arbeiten und Sonntags ruh'n und Gott die Ehr' geben. Es heißt ja auch: Bete und arbeite! Ich bescheid' mich gern, unter der Woche meine Neß' für die zu lesen, die mir mehr beten können, für die alten Mütterln und Männer, die g'wohnt sind, nach'm Frühläuten in die Kirche zu zep-Perl'n."

"Hochwürden sein so ein grundg'scheidter und dabei wohlmeinender Herr, wie man's selten unter den Pfaff — unter den Pfarrern findt."

"Werden's nicht verlegen, Bürgermeister, weil Ihnen das herausgerutcht ist. Pfaff ist nichts weniger als ein Uebelname und wer der Ausdeutung nach als wahrhafter Pfaff gelten kann, mag es wohl zufrieden sein. Es giebt Worte, die so oft gebraucht werden, daß man mir ihre Anfangsbuchstaben hinsetzt und doch weiß Jeder, der zu lesen versteht, Bescheid. Auch Titulaturen hat man in ganz gleicher Weise abgekürzt. Auf Visittarten von Militär-Personen stehen oft hintenach die beiden Buchstaben „a. D.“, die sind nun freilich nicht, wie ein Eulenspiegel gemeint hat, zu lesen für „aus Dresden“, sondern gelten für „außer Dienst“. Auf den Karten von Rechtsgelehrten kommen manchmal die Buchstaben „I. u. D.“ vor, das heißt

beileibe nicht „Jud“ sondern juris utriusque Doctor, das ist: Doktor beider Rechte, und so mag man wohl, allerdings nicht auf Visittarten, sondern lang vor der Zeit, eh' es Visittarten gegeben, auf Grabsteinen der Priester die Buchstaben P. l. a. f. gefunden und sie später auch frühweg heruntergelesen haben, ihrer Zeit aber bezeichneten sie den, der darunter lag, als Pastor fidelis animarum fidelium, das heißt auf deutsch, als „getreuen Hirten getreuer Seelen.“ Ich denke, das ist just der beste Nachruf für unser Einen und so weit an mir liegt, will ich ihn verdienen. Für einen gewissenhaften Hirten ist es aber vor allen Dingen nothwendig, daß er die ihm anvertraute Herde genau kennt und dabei müssen Sie mir an die Hand gehen, Bürgermeister."

"O ja, o ja, Hochwürden, recht gern."



„Ei, du mein, Hochwürden, 's lezt' Stück Arbeit dürft Sie da bei uns wenig beschweren.“

Jung-Schwürden neigte sich etwas vor gegen den Bürgermeister und fragte mit vertraulichem Lächeln: „Haben wir auch einige rändige darunter?“

„No, rändig möch' ich just nit sagen, von wegen, weil kein Gefahr is, daß sie die Andern anstecken; aber ein schwarzes Stück haben wir wohl und ein gesprenkelts.“

„Das schwarze?“

„Selb' is 'n Hobinger sein Knecht, der Mathias; der glaubt auf gar nichts, durch harte Erlebnuß soll er so word'n sein, sonst ein braver, fleißiger Mensch und giebt kein Vergerniß, er is nit vorlaut und wird nur streitig, wenn ein Anders' anfängt, ihm davon zu reden, was er nit Red' haben will.“

„Und das gesprenkelte?“

„D, das is gar hunt und narrisch zum Anschau'n, schier zum Lachen. Dös is der junge Kramer im Ort. Nach Vaters Tod is er aus der Fremd' z'rückkommen, hat 'n Kauf-laden übernommen und gleich ang'bob'n, wie jetzt

in der Mod' is, mit sein' Unglauben groß'z' thun. „Kramer.“ hat der frühere Pfarrer gesagt, — der ein mehr bißiger als freundlicher Herr war, — „Kramer,“ sagt er, „er kann herum-schrei'n, wie er will, daß ein g'scheidter Mensch nit glaubt, deßwegen glaubt doch Niemand von ihm, daß er g'scheidt is und wenns darauf ankäm', müßt' er der Frömmste im ganzen Ort sein.“ — Mit lang aber war er da, so macht unser Kramer Hochzeit, drei Monat d'rauf hat er sein' jungen G'hilfen weggeben und die ärgste Vogel-scheuchen, die er hat aufreiben können, in's G'schäft g'nommen, neuzeit aber geht er gar mit seiner jungen Kramerin in die Kirch', denn, meint er, die Weiber müßten halt doch a Religion haben.“

(Geseht. scheidt.)

Der Pfarrer lächelte. „Gleichwohl,“ fuhr der Bürgermeister fort, „läßt er für sein Theil 's Freigeistern nit und is nur sein Weib auswärt's, so kann man ihn so laut raisonniren hör'n, wie in sein' ledigen Tagen. Letzzeit hat er sich wieder in ein'm neuem Ding'punkt verfangen und will Jedem einreden, daß wohl a ganz a mögliche Sach' sein könnt', die Seelen wurden immer weiter von Stern zu Stern verjett, hätten auf jedem gute Zeiten, so daß d'rüber die ganze Ewigkeit recht unterhaltfam verging'. Der Mathies, von dem ich früher g'redt hab' und der ihn nit aussteh'n kann, heißt ihn d'rum „den Sternhupfer.“

„Künden sich denn Leute, die das anhören?“
 „Ein ganzer Schwarm, Hochwürden. Denn währenddem er sich von Stern zu Stern im Weltraum verliert, schön langsam und vorsichtig, wie ein Bub von Stein zu Stein über'n Bach balanzirt, laufen die Sackmernter Schnaps — er hat 'n besten weit und breit, — und findt er sich dann mit einmal wieder hinter sein' Pa-
 dentisch z'recht und kommt's zum Bahlen, dann weiß nie Keiner, wie viel er trunken hat und wird allmal nur die Halbscheidt ang'sagt; er braucht blos die Reige gegen 's Licht zu halten, so muß er merken, wie er ang'schnürt is, weil aber die Gallunken groß verwundrig thun und den Geist, was er in sein' Kopf führen thät, loben, so läßt er den aus der Flasche d'reingeh'n.“



„Währenddem er sich von Stern zu Stern im Weltraum verliert, laufen die Sackmernter Schnaps“

„Ei,“ sagte kopfschüttelnd der Pfarrer, „da fürcht' ich, er richtet mir mit seinem Branntwein mehr Schaden an, als mit seinem Gered'.“
 „So arg is 's nit, Hochwürden. Und b'fonders, seit dö Kramerin Spur davon hat, werd'n die klein Herzstärkungen immer felt'ner und wann's gar, wie ihr Tragten geht, die Flaschen unter ihr'n Verschluss kriegt, dann hat's mit seine nassen Predigten ein End' und trocken bringt er kein' Bauer auch nur auf'n nächsten Planetstern. Brauchen nit z'orgen, Hochwürden. Sorg' machen uns nur die Neumayer'schen Eh'leut. Ja, dö machen uns Sorg', um so größere, weil nur a geistlicher Herr dö abstellen könnt' und weil just a heidliche Sach' is, daß mer ein geistlicher Herr d'rum angeht.“
 „Nun, was ist's denn mit den Leuten?“
 „Z' fromm sein's!“
 Uebertracht lehnte der Pfarrer seine Pfeife in den Fensterwinkel. „Bürgermeister?“
 „Ja, Hochwürden, machen's nur große Augen, aber,

weiß Gott, ich kann's nicht anders sagen, als die sind zu fromm. Es ist eine lange Geschichte und ich hab' 'n hochwürdigen Herrn wohl heut' schon genug aufgehalten; vielleicht ein anderes Mal...“
 „Nein, Herr Bürgermeister, nur gleich heraus damit, es interessiert mich und wir sind einmal dabei.“
 „Also, weil's verlaubt is, bin ich halt so frei und verzähl'. 's Neumayer'sche Anweisen müssen Hochwürdiger Herr, bemerkt haben; noch außer'm Der, ziemlich abseit von der Strafe, steht das Häusel inmitten von dö dazug'hörigen Liegenschaften. Guter Grund, schöner Boden, aber verwahrlost; wo sonst a ganzer Buschen Halm' g'standen is, da fiedern jetzt a paar Stammerln im Wind und hint' die Anhöh' h'neuf, da liegen gar a paar Acker brach und g'wissenlose Leut' hab'n dort Steiner, Auskehricht und Schutt hing'leert. 's is a Jammer!“
 Vor paar Jahren noch is das Gütel rechtschaffen betret worden und hat seine Leut' auch ernährt. Mit Eins aber kommt so a Mission, wie's damals im Land herumgog'n sein, auch her nach unserm Ort. Vor der Kirch' steht heut' noch das große Kreuz, was zur Erinnerung da d'ran aufg'richt word'n is. Kommt also her, die Mission, und 's Erbauen, Betten und separierte Predigen extrahirt für Jungfrau'n, für Jungg'jell'n, für Männer und für Weiber hebt an. Mir hab'n sich denkt, es schadt nit, wenn man bei denen gottlosen Zeiten ein Bißel die Höll' heiß macht. Nun, 's hat auch Alle ganz g'hörig gepackt, — das muß mer den Herren Missionari lassen, da drauf verstehen sie sich — und selbe Zeit über und noch a paar Wochen hintemach is a Jedes voll Neumüthigkeit und gute Vorsätz' herumgelaufen und außer der Försters Dirn, — die in' Wald ausgeernt is, lauthals nach'm himmlischen Bräutigam g'rufen und alle Mannleut', die ihr fremd waren, attackirt hat, — hat auch Keines Schaden g'nommen; die, freilich, hat der Alte in's Irrenhaus schicken müssen.“
 „Nun, der eine Schaden wär' wohl durch'n Nutzen auf g'wog'n g'wes'n und d' erte Zeit damals hat 's 'n Ansehen g'habt, als bleiber's auch bei dem ein'. Mit einmal aber merk'n mer an den Neumayer'schen Eh'leut'n a Aenderung. Bis hin hab'n uns dö allweil Spaß g'macht. War ein lustig' Volk, die reine Kesselflickerwaar', Tag's dreimal auseinander und dreimal wieder z'sammg'slickt! Es hat g'heissen, vor der Hochzeit hätt' er ihr Eins und 's Andere nachg'jeh'n und

sie ihm Eins und Andere darnach. Aber Glück haben's g'habt, wo's auch g'trochen und g'schlossen sein, dös war als ob ein kurzg'schor'ner Pinticher durch d' Klettenstauden ging, es is ihnen nix anhängen 'blieb'n und a übles Beispiel hab'n's auch nit geb'n, dös thut nur Einer, der ganz in Gleichem mit den Andern steht und ungleiche Stüd angibt, wenn sich aber eigene Leute ganz eigen betragen, so bedenk't sich Jeder, daß 'r ihnen's nachthut, weil er wohl in Acht nimmt, was bei denen gut ausgeht, könnt' bei ihm übel ablaufen. 's ganz Jahr über waren die Neumayer'schen rübrig bei der Arbeit, z'ammhalterich in der Wirthschaft, im Fasching aber haben's all's Eriparte d'raufgeh'n lassen, und es in der Uebermüthigkeit den Jüngsten zuvorgethan. Nun, was sie verthan haben, das war ihr rechtlich erworben Eigen, kinderlos waren die zwei Peut' auch und so hat mer dazu lachen können, ohne daß Ein'm eine Mücke in's Maul fliegt.

„Daß ich also sag', damalt, wie die Mission im Ort war is Alles zur Veicht' gangen. Der un're

hiesige Pfarrer is den Herren Missionari zur Zeit' g'star'den, die hab'n selber von dös Dienstboten Manches über die Herrneut' in Erfahrung g'bracht, oder umg'tehrt, von dös Herrneut' über die Dienstboten, so daß sie von Manchem vorhinein mehr g'wußt haben, als er im Veichtstuhl angebn hat und ihn, zu sein'm Verwundern, zur vollen Wahrheit hab'n vernahmen können. Nun und



Also sag' ich: Gelobt sei Jesus Christus! — Müßt's warten, sagt sie. — In Ewigkeit, sagt er.

so geht halt an ein' Weibertag die Neumayerin und 'n Mannertag d'rauf der Neumayer. Gut. Da zur selben Zeit Alle theils in einer Verzücktheit, theils in der Zerknirschung h'rungrennt sein, hab'n wir's gar nit Acht g'habt, daß un're zwei lustigen Dorfsparen mit Eins kopfhängerich worden sein. In einer von dös letzten Predigten ist den Leuten anempfohlen worden, ein'm recht verdienstlichen Gebet-Verein beizutreten. Ich kann mich nimmer entsinnen, wie der Verein geheissen hat, oder wofür und um was gebetet werden sollte, aber, Hochwürden, kenne ja die Art, Jeder, der einsteht, verpflichtet sich für sein Theil, die und die Gebete, Stücker so und so viel auf den Tag, zu beten und das weiß ich, für den Fall war's die schwere Meng' und vor'm Schlafengeh'n noch eine Litanei dazu. Nun mag wohl Einer, der Zeit dafür hat, die nit gott'swohlgefälliger anwenden können, aber Einer, dem Gott ein rechtschaffen' Stüd Arbeit auferlegt hat, ist doch — mit Euer Hochwürden Vergunst ein Lapp oder ein Spitzbub, wenn er, anstatt die

Arm zu rühren, unserm Herrgotten 's Maul macht.

„Wie d'r wöllt! Die Ersten, die beigetreten sein, waren die Neumayer'schen; — aber es sind ja ihrer mehr beig'treten und wir hab'n glaubt, die ganze Mission dös wurd' über uns weggehen wie 'n Wetterregen über's Feld, wo sich d' Halm' erst sein niederdeden, in ein' klein Manderl d'rauf, allsanmit wieder aufrichten und Alles is wie ebender z'vor, nur frucht'amer! Ja, proßt Mablzeit! Wie's nachher zum Aufrichten kommt, bleib'n uns die Neumayer'schen lieg'n. Ja!

„Ein Gebet-Verein hat denen kein Genüg'n 'than, noch in ein' zweiten und dritten hab'n sie sich einschreiben lassen; zum Fasching waren's mit fein' Aug' z'ieh'n. Dös Ausfaat geht vorüber, dös Ernt' kommt nah und auf der Höhe haben's drei Felder brach liegen und 's Geld für d' Steuer müssen's beim Juden aufnehmen.

„Mir lachen noch d'rüber, denken, aus unserm Sack geht's nit und es wär' nur für das eine Mal g'weist, denn wenn sie sich den Schaden genauer beschau'n, müßt' ihnen ja selber vor'm zweiten Mal grausen.

Aber es kommt d' nächste Ernt', dös drei Felder lieg'n so brach wie's im vorig'n Jahr g'legen sein und auf der andern steht Alles so schütter, als hätten d' Müns' Musterrung g'halten. Es muß wieder Geld aufg'nommen werd'n, dös mal is aber der Mausehel so schlau und laßt 's Dargeliebene grundbücherlich vormerken und so hab'n dös mit einmal 'n Zuden auf'm Dach sitzen.

„Dös is uns doch nahgangen und die Venteln hab'n uns' erbarmt, denn g'wöhnlich dauert's nit lang, so kriecht so a Jud durch die Schindeln, is er nur erst auf'm Boden, dann kommt er auch über die Treppen und z'legt in die Stub'n und wirft d' Peut' h'maus. No, d'rums hat's allgemein g'heissen, ich sollt' zu dös Neumayer'schen hingeh'n und sollt' ihnen a wengert Beemunft einreden.

„Ich geh' also hin. Auf'm Hof war nix Lebendig's z'ieh'n als der Kettenhund, der aber ledig herum'reunt is, mich hat das Vieh kennt, hat mer d'rums nix anwollen, war aber so herunter, daß 's wohl um ein Stüchl Brod 'm letzten Vagabunden zugegangen wär. Ich will a wenig näher zusehar'n, geh' nach der Stallthür und probir' d'ran; is dös von innen zu und ein Weibsbild thut ein Schrei und a Mannstimm bellt hinterher: „Sö sein in der Stub'n!“ Ah mein, dent' ich, was 's auf dem Hof für a heimliche Viehzucht betreib'n, weil sie sich gar dazu einriegeln!

1) Sei tem, wie es welle.

„Ich geh' also nach der Stub'n, thu' die Thür auf, da summt's und brummt's drein, sitzen dö zwei da mit Rosenkränz' in die Händ' und beten, was 's Zeug hält. Wer die Leut' von früher kennt hat, hat sich erst auf sie besinnen müssen. Die Neumayerin hat gern g'fallen, er hat auch auf sich was g'halten, nie hat Eins von dö ein unsaubern Faden auf'm Leib oder ein verwirrt' Haar auf'm Kopf g'litten. Jetzt sein ihr die Haar in Sträh'n über's ungewaschene G'sicht g'hängt und was sie für Schlumpelweck an ihr hat h'eunichlottern g'habt, weiß's nit; Weißzeug war's kein's. Mit braver war er zum Anschau'n, über die Haar hat er a Zivelmützen 'zog'n und ein Leibel hat er ang'habt, d' Mützen war amal weiß, 's Leibel blau, jetzt is dös ein — — Farb' g'west.

Also sag ich: Gelobt sei Jesus Christus!

Müßt's warten, sagt sie.

In Ewigkeit, sagt er. No, sag' ich, dös möcht' mer doch a wen'g z'lang dauern.

Amen, sagen's allzwei, wie's wieder mit ein' G'sekel fertig war'n und: was wöll's denn, Bur'meister?

No nix weiter, — sag' ich, — reden will ich mit Euch, man sieht Euch ja nedascht¹⁾, so muß mer Euch in's Haus kommen. Was is 's denn, werd'n mer nächsten Fasching wieder lustig sein?

Die Bäuerin macht a z'widere's G'sicht und er sagt: Ei mein, dö Dummheiten hab'n bei uns für alle Zeiten verthan!

Was nit gar, sag' ich, so alt seid's noch nit, um nix mehr mitz'machen und wann's meint's, daß mer dös, was ös jetzt angebt's für G'scheidtheiten halt', do seid's auf ein' irrigen Glauben. Schaut's doch nur selber, wo dös hinführt.

Drei Felder liegen Euch brach.

Ja, dö liegen brach, jagt er.

Die andern steh'n nit b'sonders, sag' ich.

Schlecht g'nug, sagt er.

Und der Jud is auf's Haus ang'schrieb'n, sag' ich.

Ja, der is ang'schrieb'n, sagt er.

Leuteln, Leuteln, sag' ich, halbete Bettler seid's schon, wie weit habt's denn noch zu ganze?

Wie Gott's Will' is, jagt die Neumayerin, er hat uns die Prüfung auferlegt, er wird schon sorgen für uns.

Ja, sagt der Neumayer, fleid't er doch die Lilien auf dem Felde und näht die Raben in den Lüften.

Hochwürden, da is mir der Geduldsfaden g'rissen. Des himmelfaktermentlichen Tagdieb', schrei ich, war um g'wand't denn Gott die Lilien auf dem Feld, als

¹⁾ nirgende.

weil sie sich von anderer Seit' kein G'wand schaffen können?! Warum näht er denn die Raben in den Lüften, als weil's nedascht anders wohin zu Tisch geh'n können?! Dem Menschen aber hat er die Arbeit gegeben und auf die legt er seinen Segen. Wo legt er'n denn hin bei Euch, ös nirtuerische Faulpelz? Da muß er'n freilich im Sack b'halten. Legt's ös lieber die — der Herrgott verzeih' mer d' Sünd' — die Rosenkränz' weg und nehm't's dafür d' Pflugschar, d' Senen, n' Rechen in die Hand, tracht's überhaupt wieder 'n andern Menschen gleichz'schau'n, dös wird weit gott'swohlg'fälliger sein als Euere fromme Schmutzfinken-Wirtschaft da!

Nun hätten's die Bäuerin seh'n soll'n, Hochwürden, zwischen dö Haarträh'n durch hat's mich mit ihre Augen angeblinz't, dagegen hat ein Drach' ein treu-



Ich end' mich nur schnell, daß ich ja nit im Weg' steh'!

herziges Geschau, die Arm' hat's in die Seiten gestemmt und mit dö Füß hat's aufgetrampt, einmal mit dem ein' und 's andere Mal mit dem andern und wann's darnach aufg'legt war, gleich mit alle Zwei.

Du Lumpenkerl von ein'm Bur'meister, belfert's, hat sich 's Ort kein G'scheidt'n g'wußt als Dich? Bur'meister willst sein? 's Teufels Av'fat bist! Fromme Leut' willst Du abreden von ihrer Andacht und Busfertigkeit? Zur Weltlust und Eitelkeit willst Du's verlocken? Jetzt mach' fort! — jetzt schau' mir, —

Damit war'n mer auch schon in der Kuchel, sie allmal mit ein Sprin-gerl vorwärts auf mich zu und ich mit ein'm hinter mich. Dort langt's nur gleich a eifernes G'schirr vom Sims. Oho, denk' ich, zielen gilt, aber werfen nit. Ihr aber war um 's Treffen. Jesses und Josef, schreit der Neumayer. Ich duck' mich nur schnell, daß ich ja nit im Weg' steh', wann 's eiserne Häfen aus der Thür will und wie dös d'raus war, hab' ich aber schleunig g'schaut, daß ich wieder auf die Strafen treff'.

Freilich hab'n's mer zug'redt, ich sollt's noch amal versuchen. Einmal wär' kein Mal. Aber ich hab' g'sagt, von so was hätt' ich mit ein' Mal just vollauf g'nug und ich wollt nit, daß etwa der Neumayerin ihr eisern's G'schirr an mir Schaden nahn'. Aber mit'm Pfarrer wurd' ich reden. — Dös hab' ich auch gethan, doch der hat die Achsel g'schupft, g'meint, er könnt' sich da nit einmengen; wenn uns recht wär', so machet er dem Consistori die Anzeig' davon und vielleicht möcht' mer uns a andere Mission zuschicken, dö da dazuschau'n könnt', wie dös wieder aufgleich z'bringen wär'.

Darnach hab'n wir aber kein Verlangen g'habt, weil . . . No, mit Euer Hochwürden Vergnügen, nach all' dem Vorherigen ist es uns halt doch a bissel zu riskant vorkommen und so is' s mit dö Neumayer'schen beim Alten 'blich'n, heißt, von uns aus, von sö aus, leider, nit. Dö sein von Jahr zu Jahr lässiger word'n und von Jahr zu Jahr verschuld'ter. Jetzt will aber der Jud nit länger warten, er droht schon, daß er's Anwesen untern Hammer bringt; wir können's Keiner kaufen, weiß der Himmel, wer d'rauf z'sitzen kommt! Mit'm guten Willen der Neumayer'schen schneid't 'm Müller sein' Schleusen und a eingleisig' Fahrstrafel der G'meind' den Grund, will's der Ersterher nit leiden, so sperrt er dem Müller 's Wasser und uns 'n Weg. Du lieber Gott, was gibt's dann für Quälereien, Kosten, Streitigkeiten, vielleicht gar Prozesseffen und obend'rein müssen mer dann dö zwei Unglücksmenschen, weil's fertige Bettelent' sein, auch noch versorgen. Ob mer's von Zeit auf Zeit, Haus um Haus, Einer dem Andern als Einleger zuschieben

oder anders für ihr'n Unterhalt aufkommen, is ein Teufel. Ja, 's is a schöne G'schicht. Hochwürden! Muß nur um Verzeihung bitten, daß ich mich so lang dabei verweilt hab'."

"Das war mir eben ganz lieb, Herr Bürgermeister," sagte der Pfarrer, indem er sich vom Stuhle erhob, "so weiß ich um so besser Bescheid. Sie fragen gar nit, was ich dazu mein'?"

"Ei, du lieber Gott," seufzte der Bürgermeister. "Ich möcht' mich wohl gern unterziehen, aber ich fürcht' nur, ich hör' etwa wieder was vom Consistori und —"

Jung-Gewürden runzelte leicht die Stirne. "Sorgen's nicht, ich weiß auf meinen eigenen Füßen zu stehen. Es läuft durchaus nicht meinem Gewissen zuwider, daß ich den Versuch mache, den armen Leuten zu helfen und so werde ich ihn machen."

"Vergelt's Gott, Hochwürden, für uns und für dö." "Ob mir's aber auch glücken wird, das kann ich nit wissen und darum bleibt vorderhand Alles unter uns, Bürgermeister."

"s bleibt, Hochwürden, können sich d'rauf verlassen." "Vor Allem aber, sonst ist's blind geschossen, muß der Jud' bewogen werden, daß er noch eine Weile zuwartet. Wenn S' ihn zu Gesicht kriegen, Bürgermeister, bitten Sie ihn her zu mir."

"Schid' ihn schon." "Schön; nun b'hiit Gott, Herr Bürgermeister." "Küß' d' Hand, Hochwürden."

Als er das Pfarrhäthel hinter sich schloß, sagte der lang Pürgermeister still bei sich: "Das is halt doch ein Anderer als der fröhliche, der hat stundlang zugehört und nachher is er Ein'm mit der Pfeifenpip' über die Westenthöpf' g'fahr'n — trrr — Ja, da kann ich mich nit einmengen fertig war'n mer — und jetzt geh', Hamms-Kaipar! Der Fettsige fast doch zu und gleich beim richtigen End' fast er an."

Er war voll Vertrauen, der Herr Bürgermeister, und es kam ihm hart genug an, daß vorderhand Alles — unter uns bleibt.

Ein paar Tage darauf stand in der nämlichen Pfarrstube vor dem geistlichen Herrn ein kleines Männlein in ziemlich schäbigem Kasan und die zwei langen Locken, die es beidseitig an den Schläfen trug, waren fast weiß.

"Ein unterthänigen Diener, Euer Gnaden! Weil mer der Herr Bürgermeister gesagt hat: Aron, Du sollst gehen zum Herrn Pfarrer, bin ich gekommen.

Was werden Sie haben zu befehlen?"

Er sagte das anscheinend sehr unterwürfig, aber es war ihm anzumerken, daß er gerade nicht gewillt war, sich viel befehlen zu lassen.

"Schön, daß Sie gekommen sind," sagte der Pfarrer.

"Seken Sie sich, Herr Aron — Aron?"

"Wolf, zu dienen."

"Also, nehmen's Platz, Herr Wolf."

"Danke Gnaden, geistlicher Herr, werden

denken, was for ä gefährlicher Nam', Wolf, g'rad as Löw', was ach öfter vorkommt bei unjere Leut'. Ja, mer sein von de reisenden Jüden. Andere sein von de Vegetation, Rosenzweig und Beigelstoc, —

lauter Zierrpflanzen — und wieder Ein' aus'n Mineralreich, Saphir, Rubinsteine, Brilliant, — as Sö können merken, — lauter Edelsteiner! Doch was schwät's ich, — womit kann ich dienen?"

"Sie haben den Neumayer'schen Eheleuten Geld geliehen?"

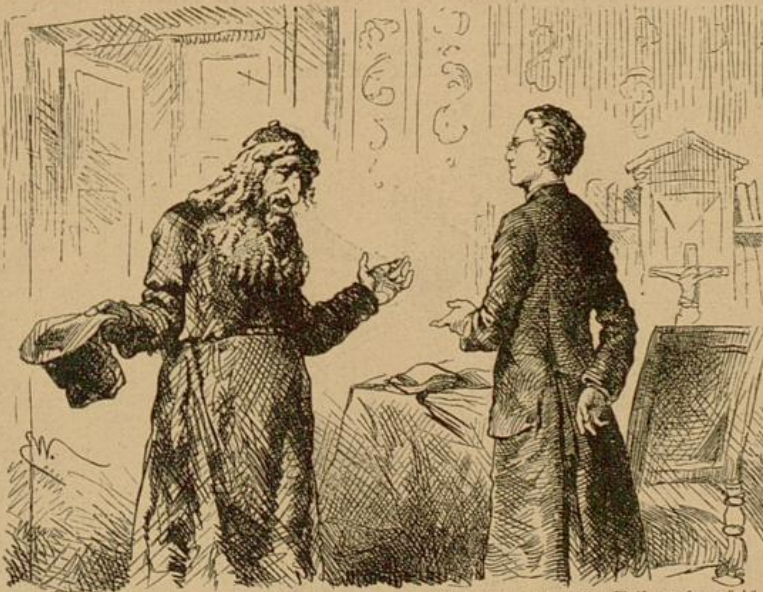
"Ich hab' ihnen geliehen."

"Die haben aber nicht zurückgezahlt."

"Kein Groschen vom Kapital. Und von de Zinsen hab' ich nit die Hälfte zu sehen gekriegt."

"So hat sich das die Jahre her aufgesummt und Sie haben sich's an das Gut schreiben lassen."

"Hab' es anschreiben lassen. Sicher ist sicher. Was wollt ich machen? Verschent' ich mein Geld? Nein, ich verlei'h' es, also verlang' ich's zurück nach die Zeit und mittlerweil' muß ich leben von de Zinsen.



"An den Bettelstab wären die Neumayer'schen gekommen und wenn nie kein Aron Wolf gewesen wär'."

Wie ich hab' gemacht das erste Geschäft mit dem Neumayer und er kommt zu leihen Geld af a Jahr, weiß Gott, nur lebens- und sterbenshalber hab' ich mir geben lassen ä G'schriß, denn for's dreifache und vierfache is mer der Mann damals gut gewesen. Hätt' ich gewußt, was er sich hat geändert, hätt' ich gefunden zu sitzen die zwei Leut' taglang in die Händ' mit die Dingers —

„Rosenkränze,“ half der Pfarrer ein.

„Mit de Rosenkränz'. — aus meiner Tasche hätten se nix ein' Heller zu sehen gekriegt; gäb' ach kein' von meine Glaubensgenossen ä Pfennig, was alleweil sitzen möcht' mit'm Gebetriemen. Kommt über den Menschen ä grausam Glend oder ä grausmächtige Freud', dann ringt er die ledigen Händ' ineinander und hebt se auf zum Himmel, was braucht er ä Werkzeug zwischen de Fingern? Meint er, er könn' unsern Herrgott damit zu Leib gehen? 's Gebet ist kein' Maschinenarbeit.“

„Wir kommen ab.“

„Entschuldigen S', 'Würden, geistlicher Herr! Alte Leute schwächen gern.“

„Es heißt, Sie wollen nun Ihre Forderung einlagern und das Neumayer'sche Gut unter den Hammer bringen?“

„Mein', was will ich groß? Mein Geld will ich, was d'rein steckt in dem Gut, kann es nur herauschlagen der Hammer, nu, so muß es unter den Hammer.“

„Lassen Sie darüber mit sich reden, lieber Herr Wolf.“

„Reden Se, geistlicher Herr. Warum soll ich nix reden lassen mit mir?“

„Sie kennen ja die Verhältnisse der Landleute hier in der Umgegend. Keiner kann Sie überbieten. Das Anwesen wird Ihnen zufallen, aber der Handel wird böses Blut machen. Es wird heißen, Sie hätten die Neumayer'schen an den Bettelstab gebracht.“

„Mein', wird es so heißen, muß ich se reden lassen, de Leut'. An den Bettelstab wären die Neumayer'schen gekommen und wenn nie kein Aron Wolf gewesen wär'! Möcht ich noch weiter ruhig zuwarten, mach' ich's denen nix besser und mir nix schlechter. Geb' ich kein Geld mehr — und ich geb' kein's, — werd ä Anderer sich finden, der gibt und wir sind dann zwei Gläubiger. Bringen mer se in Company an' Bettelstab.“

„Liegt Ihnen denn was an dem Anwesen?“

„An dem Anwesen? Wahrhaftiger Gott, nix liegt mer d'ran. Mein Geld will ich heraus und ich weiß recht gut, was es mich werd' kosten for Müß' und Sorg' und Quälerei, bis ich bring' de Malität an' Mann. Was werd' ich Alles schlagen müssen zu de Kosten? Wohl ach ä Posten, was mich entschädigt dafür, daß af mindest ä drei Vierteljahr sich jeder Bauer werd' ferditen, mit mir zu machen ä Geschäft. Schlimm, wenn se nix mehr von mir nehmen, aber ich muß noch haben ä Angst, daß ich ven se krieg', worüber sich Keiner a Quittung verlangt.“

„Nun, so arg wird's doch nit werden.“

„Ei wahr, geistlicher Herr, Se kennen de Leut' noch

nir so genau, wie ich se kenn', de sein von de ärgste Kaufteufels da in der Gegend. Se schlagen zu auf Ein', was sich wehrt, so lang' der sich rühret und af Ein', was sich nix wehrt, so lang' se sich rühren können.“

„Sie kennen alle die Unannehmlichkeiten und Gefahren denen Sie sich aussetzen, wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen und bleiben darauf bestehen? Haben Sie denn etwas gegen die Neumayer'schen Leut'?“

„Halten Se mich for kein' Grausamkeit. Was soll ich haben gegen Die? Lassen Se mich offen reden, mer sein Alle Menschen, Gnaden, geistlicher Herr, werden sich nix davon ausschließen. Hätt' ich ein' Haß, wär' möglich, daß ich fall in Versuchung, zu ruiniren ein' Feind, es is das ein Vergnügen wie ä anderes und könn' sein, daß ich mer's möcht' was kosten lassen. Gegen de Leut' aber bringt 's mer kein Vortheil und macht mer kein' Vergnügen. De Neumayers — soll'n se hundert Jahr leben und gesund sein, — von mir aus könnten se ach so lang af ihrem Anwesen sitzen. Ich hab' kein' Feindschaft gegen sie, aber ä Vorlieb for sie darf mer ach nit von mir verlangen, darf ach nix verlangen, daß ich soll warten ohne ä Aussicht.“

„Wenn sie aber wieder zum Arbeiten anheben möchten?“

„Wenn se das möchten, wär' ja Keiner froher wie ich! Dann wart' ich zu, weil es hat Verstand, weil es hat mehr Verstand, als ich laß' erkräftir'n. Und billig möcht' ich's ihnen ach machen.“

„Nun also, da sind wir ja, wo wir sein wollen und sollen. Herr Wolf, ich werde Ihnen etwas sagen, aber im Vertrauen.“

„Würden, geistlicher Herr, reden von ein Geschäft zu ein' Geschäftsmann, ich werd' nichts weiter schwächen.“

„Ich will es versuchen, die Leute zu bewegen, daß

sie sich wieder zur Arbeit anschicken. Ich weiß nun freilich nicht, ob es mir glückt oder fehlschlägt; aber bis das entschieden ist, möchte ich Sie bitten, mir zuzuwarten.“

„Soll mich Gott strafen, 'Würden, geistlicher Herr, rein meschügge müßt' ich sein, wenn ich Ihnen möcht' machen durch soi ä schöne Rechnung ä Strich.“

„Danke.“

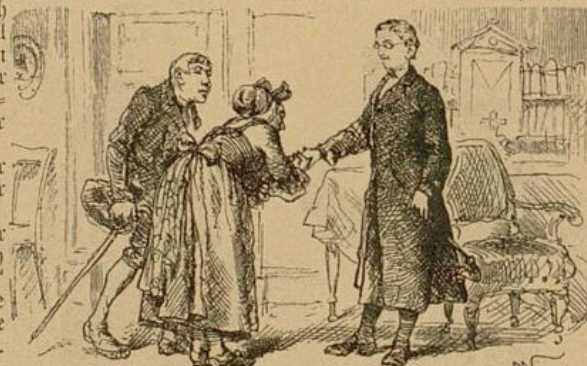
„Kein Ursach', das is von meiner Seite for de güttige Intervention in de Sach'. Gott geb', daß se nähm' ä solchen Ausgang, wie ihr zu geben wünscht der geistliche Herr.“

„Wir wollen's hoffen. Gott befohlen, Herr Wolf.“

„Ein unterthänigen Diener, Euer Gnaden.“

Diesmal war der Pfarrer voll Vertrauen, wie vor ein paar Tagen der Herr Bürgermeister, nur hatte er es besser wie dieser, der Niemand mit hineinziehen durfte, weil es „unter uns“ war. Der Pfarrer konnte es dem Bürgermeister sagen, daß sich der Aron zum Zuwarten verstehe und der Lange konnte sich während der Mittheilung, wie eine Pagode, vor lauter freundslichem Kopfnicken gar nicht beruhigen; dann sagte er zu sich mit großer Gemüthung: „Sag' ich's nit? der versteht's!“

„Ja, wem sagte er's denn auch?“



Er drückte beiden die Hände, mit welchen sie nach der seinen langten, um sie zu fassen.

Nur Geduld, es kann ja nicht ewig unter uns bleiben.

Wieder nach ein paar Tagen war es, da wurden die Neumayer'schen Eheleute, die zum Pfarrer beschieden waren, von diesem sehr freundlich empfangen, er drückte Beiden die Hände, mit welchen sie nach der seinen langten, um sie zu küssen.

„Setzt Euch, Leuteln, setzt Euch,“ sagte er. „Werdet milde sein.“

„Halt, ja, halt ja,“ sagten sie. Es war so die Jahre her ihre Art geworden, daß sie sich erst milde' saßen und dann wieder durch Eitzen erholten.

„Ich hab' das Beste über Eueren Gebeteifer gehört“ — sagte der Pfarrer, — „und es freut mich so rechtlichaffen Fromme in der Gemeinde zu finden.“

„Ja, ja,“ sagten Beide. Verschiden waren sie just nicht.

„No, weils Hochwürden, Herr Pfarrer, nur selber sagen!“ Meinte die Neumayerin, „da bin ich froh.

Förmlich übel hat Ein'm böss dumme Volk die Andächtigkeit g'nommen. Der Bürgermeister selber hat gar dagegen aufbegehren wollen; dem hab' ich's aber g'wiesen.

„Ich hör', Ihr hättet ihm ein eisernes Kochgeschirr nachgeworfen.“

Die Bäuerin wurde roth und der Bauer zog ihr ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Nun, nun, begütigte der Pfarrer.

„Auch der Gerechte fällt siebenmal des Tag's, nur muß er dabei seinen Nebenmenschen nicht zu hart mitnehmen wollen, eine hölzerne Schüssel hatt's damals auch gethan.“

Nun erkundigte er sich eingehend nach all' den Gebet-Verpflichtungen, welche die beiden Leute auf sich genommen hatten und da sah er wohl, daß sie dachten, die Menge müßte es machen, daß dabei von wahrer Frömmigkeit keine Rede war, sondern Alles auf eine gewisse Mautfertigkeit ankam.

„Ist recht, ist rechtichaffen recht,“ sagte der Pfarrer, nachdem er von Allem unterrichtet war, was er wissen wollte. „Ich seh', das fördert schon, damit geht's vorwärts. Wären nur nit heuttags so gottlose Zeiten.“

„Ja, die wären, leider Gottes,“ sagten die Beiden.

„Dann gäb' das schon ein gutes Beispiel,“ fuhr der Pfarrer fort. „Aber so eifert Euch ja Keiner nach, die Leute reden sich aus, sie kämen darüber mit der Arbeit nit zurecht.“

Die Neumayer'schen lächelten mitleidig. „Aber wenn Ihr mir beistehen möchtet —“

Das wollten sie und gern auch noch.

„So könnt' ich's ihnen wohl anders weisen. Man kann ja auch unter der Arbeit beten.“

„So? So? Ja, ja.“

„Ihr arbeitet doch, Leuteln, will ich hoffen?“

Da sahen sich die beiden Frommen erit eine kleine Weil' fragweis an, dann sagte die Bäuerin: „Ei freilich. Wohl, wohl, das thun wir schon, so weit dadurch der Andacht kein Abbruch geschieht.“

„Schön,“ sagte der Pfarrer. „so ist es recht. Der Andacht kein' Abbruch durch die Arbeit und der Arbeit kein' Abbruch durch die Andacht. Damit bin ich ganz einverstanden. Ihr habt zwar kein klein Theil Gebet auf Euch genommen und dazu schafft Euch Euer Anweisen ein gut Stückl Arbeit, das weiß ich, aber das paßt mir eben. Ihr müßt mir halt den Gefallen thun und müßt unterweilen der Arbeit beten oder unterweilen dem Gebet arbeiten, wie Ihr's damit halten wollt, dann könnt Ihr mir doch ganz genau Verschiden sagen, wie weit Einer mit Beiden zurecht kommt und für die Andern gibt's dann weiter keine Ausred'; ich kamden lässigen Kackern sagen, schant nur die Neumayer'schen an, die beten doch ihr schön Theil tagüber, aber unter so und so viel

Baterunser und Ave-Maria ackern die ein Feld um, unter so und so viel mäh'n's a Wiesen, unter so und so viel steckens Ruben. Nit? Dagegen kann doch Keiner aufkommen?“



Die Neumayer'schen blicken von der Arbeit aus und grüßten.

Das meinten die Neumayer'schen wohl selber und der Pfarrer sagte, er würde es ihnen nie genug danken können, wenn sie ihm helfen möchten, in der Weis' die Unfrommen in die Ecke zu treiben, denn so wäre am Besten Hühner fangen, sie sollten nur von Stund ab beginnen, unter'm Beten zu arbeiten.

Darauf gingen die Beiden inmitten der Straße mit breiten Schritten, wie welsche Hahnen, durch das Dorf, denn sie sahen sich schon als leuchtende Beispiele.

Acht Tage später ging der Pfarrer über Feld, stand eine Weile bei den Neumayer'schen Gründen still und sah den beiden Frommen arbeiten zu. Plöcklich begann er den Kopf zu schütteln, zog die Achsel in die Höhe, wandte sich ab und ging schnell hinweg.

„Was er mir haben mag, der Pfarrer?“ sagte die Bäuerin. „Müssen morgen doch gleich hinschau'n, was er hat.“

So sahen sie denn hin, diesmal aber war der Empfang durchaus nicht aufmunternd. Als sie sich nähern wollten, winkte ihnen der geistliche Herr zu,

an Ort und Stelle zu bleiben, wo sie standen und als sie, dadurch ganz verblüfft, stotternd die Frage vorbrachten, was ihn gestern so in Eile vom Felde getrieben, da sprang er vom Sitz in die Höhe, ramte die Stube auf und nieder und sagte sich zeitweilig mit beiden Händen nach dem Kopfe.

„Warum ich's nicht länger mit ansehen konnte?“ rief er. „Weil's so nicht geht, weil das nicht stekt! Das wär' mir ein Beispiel, daß Gott erbarm! Was z' gut thun wollt ich mir auf Euch, groß wollt' ich mit Euch thun, ja, proßt Wahlzeit, nit mit dem Fing'er darf ich nach Euch weisen! Merkt Ihr's denn nit, verblendete Leut' ? Wie Ihr die Sach' anfacht, jagt Ihr mir ja noch das Nestel Frömmheit von der Pfarr'!“

„Jesses, 's wird doch nit sein?“ schrie die Bäuerin. „Ja, wie denn doch auch mir?“ stammelte der Bauer.

„Liebe Leuteln,“ sagte der Pfarrer um vieles ruhiger, „thut mir doch das nit an, bei dem schweren Stand, den ich obnehin hab', daß Ihr, anstatt mich zu fördern, mich obendrein noch behindert. Seißt Ihr denn das, was Ihr auf dem Felde treibt, was wirken? Kann ich denn, — wie meine Absicht war, — sagen. Schaut die Neumayer'schen an, die beten mehr als Euer Einer und kommen doch mit aller Arbeit zurecht? Nit musen darf ich, denn jeder gebetsfaule Max möcht' mir sagen: Die Neumayer'schen Fel-

der stehen aber auch darnach, daß man merkt, denen Leuten geht's Gebet von der Hand und die Arbeit vom Maul! Und auf die Letzt macht mir gar noch der Niedergang Eurer Wirtschaft ganz Altfeldsdorf gebetscheu, d'rum thut mir den Gefallen und kehrt den Rechen um, laßt 's Arbeiten unter'm Beten sein und betet lieber unter'm Arbeiten, aber seht dazu, daß was von Sted geht.“

„Aber, Hochwürden,“ bemerkte kleinlaut die Bäuerin, „da kommen wir nit auf die vorge schriebene Zahl.“

„Da bleiben Gebete im Rückstand,“ sagte der Bauer. „Was tagüber Rest bleibt, könnt Ihr ja vor'm Schlafengehen in ein'm Stück weg vornehmen,“ meinte der Pfarrer.

„Das schon, das schon,“ sagten die Neumayer'schen und sie möchten's wohl versuchen, denn sie möchten um Alles in der Welt nit, daß der geistliche Herr ihretwegen Sorg' oder Ung'legenheit hätt'. Damit gingen sie.

Eine Zeit darnach machte der Pfarrer wieder einen Gang über Feld und da er dabei — ganz zufällig — auf einen Steig gerieth, der die Neumayer'schen Acker durchschnitt, so konnte er an selben unmöglich wie blind vorüber und mußte doch ein wenig zusehen, wie die Sache stand.

Die Neumayer'schen blickten von der Arbeit auf und grüßten.

Der Pfarrer dankte sehr freundlich. „Ah,“ sagte er, „ich hab's ja gewußt, Ihr seid meine Leute und auf Euch kann ich mich verlassen. Jetzt laß' ich mir's gefallen, wenn das Alles da in Halm und Kraut geschossen sein wird, dann sticht doch der reine Gottesseg'n den Spottvögeln in die Augen und ich kann Jedem über's Maul fahren und sagen: Schaut die Neumayer,

die haben kein Halmerl weniger wie Ihr auf den Gründen, aber wie viel Gebete mehr im Himmel!“ „Ach Gott, Hochwürden, Herr Pfarrer,“ seufzte die Neumayerin.

„Ja,“ sagte der Neumayer, „mein Weib ängstigt sich eh' schon in ihr'm Gewissen. Freilich, freilich, das Arbeiten thät's jetzt schon, dö Felder stehen schön, so schön, daß mir die Brachen dort auf der Anhöb' völlig leid thut; beuer richt' ich mir mehr, aber's nächste Jahr soll' mer der Pflug d'rüber. Ja, ja, nit wahr, hochwürdiger Herr, selb wär' Alles schon recht? Aber, aber, 's andere End' kommt nach, hat der Dieb g'sagt, wie ihn der Schandarm am Strickl' g'führt hat. Dö erste Zeit da hab'n wir redtschaffenerweis nachthun ein das Tagrestel von den Gebeten nachg'holt, dann aber sein wir vor Müdigkeit allmal d'runter eing'schlafen und auf die Letzt hab' ich in der Freud' d'rüber, daß mer so Alles recht von der Hand geht, auch unter Tag's auf's Beten vergessen. Jetzt hat sich das aufg'ummt, mir d'beten's unser Lettag nit und wenn mer hundert Jahr alt werden!“

Der Herr Pfarrer schüttelte den Kopf wie Einer, dem ganz unvorgesehen was über die Quere kommt. „Et, schau, schau, da wären wir ja mit einmal in einer Sackgasse, daß ich nit daran gedacht hab'! Za



liebe Leuteln, zurückgehen können wir nimmer, das wär' ein Jammer und ein Schade, ein Jammer und ein Schade für die lieben Felder und für das gute Beispiel, mit dem Ihr eben angehoben habt und obend'rein brächt' Euch die Umkehr keinen Nutzen, denn wenn Ihr gleich an der Stell' die Werkzeuge aus der Hand legtet und alle Eure Felder verbrachen ließt, was möcht's helfen? Mit dem, wozu Euch jeder Tag ver-

pflicht' und dem Gebet-rückstand dazu, könnt Ihr doch nimmermehr ausgleich. Zwar mir möcht' das nichts verschlagen, denn wenn Ihr — ganz ohne Verpflichtung — nur so recht fleißig beten möchtet, so gäbet Ihr schon das gute Beispiel, an dem mir liegt. Ich hätt' Euch halt auch gleich sagen sollen, ein Gebetverein ist eben ein Verein wie ein anderer und eingetreten ist nicht angeheiratet und kann Jeder wieder austreten, wenn er es für dienlich erachtet. Ihr hättet Euch dann darnach richten können, aber wie die Sache jetzt steht, seh' ich wohl ein, mit dem Gewissen muß es vorerst in's Reine und da denk' ich, so oft halt so ein Fall eintritt, Ihr laßt eine heilige Meß lesen, ein'stheils als Dankagung für den Segen, den Gott Eurer Wirtschaft schenkt und anderntheils in der guten Meinung, dadurch Eurer Andacht gerecht zu werden. Nun, ich hoff', das kommt doch dafür auf!“

„Ah wohl, eine heilige Meß käm' schon dafür auf, das thäten sie selbst meinen, die Neumayer'schen.“

„Nun seht, dann kommt nur fleißig, die Kirche will ja auch ihr Theil. B'hüt' Gott, Leuteln!“

„Wir küß'n d' Hand, Hochwürden.“ Und als ihnen der Pfarrer ein gut Stück aus den Augen war, da sagte der Bauer zur Bäuerin: „Du, Mutter, der Hochwürdige, das is aber a Feiner!“

„Na ob,“ sagte die Bäuerin. „Schön hat er uns d'rankriegt, das muß wahr sein; jetzt können wir frei mit anders, als wie er meint.“
 „Ja,“ sagte die Neumayerin, „es schaut völlig so aus. Aber mir bleib'n halt doch 's außerlesene Beispiel für's Ort, das hat er g'sagt.“
 „Freilich, das hat er g'sagt, er hat aber auch g'sagt, mir sollten nur fleißig kommen, daß d' Kirch' ihr Theil kriegt.“

„No, selb' müßt' mer ihr halt auch geb'n, Vater.“
 „Aber es is ja nit alleinig von dasmal die Red' und wo ein öfter kann sich's schiden, daß wir mit die Gebete im Rückstand bleiben? Wenn mer dann jedmal rennen sollten und 'ne Meß lesen lassen, das reißt in's Geld, Mutter.“

„Gi mein, freilich reißt dös in's Geld. Dös muß ich schon sag'n, — seiner heiligen Weiß' unbeschad't, — er kommt mir frei völlig wie ein Hallodri vor.“
 Der Neumayer kniff die Augen zusammen und zog die Mundwinkel ein klein wenig empor. „Hast auch recht auf'merkt bei seine Reden?“

„Ah wohl, ja, ja.“
 „Dann gib Acht, wie mer'n fangen! Hat er nit g'sagt, a Gebetverein wär' a Verein wie ein anderer, angeheirath't wär' mer nit und es könnt' Jeder austreten, wann's ihm taugt?“

„Das hat er g'sagt.“
 „Na, so treten wir halt aus.“
 „Aber, Vater.“
 „Mach' kein Wesen! Was hat er denn selber g'sagt? Deswegen bleiben mer doch 's leuchtende Beispiel für's Ort.“

„Ah wohl, das thät'n mer wohl bleiben.“
 „Na also! Wir treten aus. Da richten mir's billiger. Ganz umsonst hab'n mer's. 'n Gebetruckstand theil'n mer uns ein, nehmen 'n schön langsam vor, werd'n ihn schon zwingen. Brauchen kein' Meß lesen z'lassen. Hebebe! So sieht er kein Kreuzer von uns und wir sein die Schlawern!“

Die beiden Leuten schlugen vor Vergnügen in die Hände.

Von da an sah man die Neumayer'schen wieder wie in ihren besten Zeiten wirtschaften und von einer Feilbietung ihres Anwesens wurde es gar bald ganz stille. Die Alfelsdorfer freuten sich über diese erwünschte Wendung der Dinge, sich darüber zu verwundern, ließ ihnen der Bürgermeister keine Zeit, denn jetzt war die seine gekommen, wo er es laut werden lassen konnte: „s Ganze ist 's Pfarrers sein Verdienst. Die Weil' her hat's unter uns bleiben müssen, aber, jetzt, wo Alles wohl gerathen ist, darf ich schon sagen, was ich gleich von Anfang an gesagt hab': Der fast 'ne Sach' beim richtigen End' an, der versteht's, Leuten, der versteht's!“

Frage man ihn aber, wie es denn eigentlich der Pfarrer angefaßt habe, so zog er bedeutsam die Augenbrauen in die Höhe, als wüßte er's wohl, aber das wär' der Punkt, der noch immer „unter uns“ zu bleiben hätt'. Da war es nun freilich, als thäte man ihm gebranntes Herzeleid an, wie eines Tages der Neumayer selbst mit der Geschichte herausrückte, wie es der Pfarrer angefaßt hätte, Alles haarlein erzählte und sich als den Schlawern rühmte.

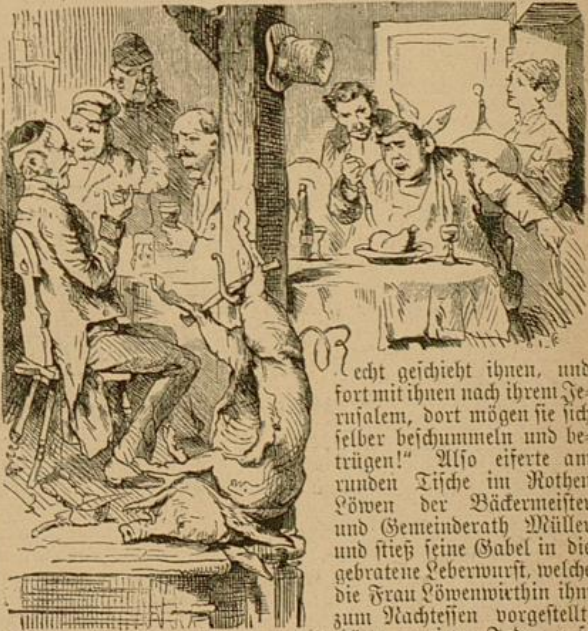
Der lange Bürgermeister blickte rathlos um sich,

nicht ein Stück der Herde nahm sich des Hirten an, nein, Alle blöckten ganz respektwidrig auf Kosten desselben. Da kam unverhoffte Hilfe, das ganz schwarze Stück, dem Hobinger sein Knecht, der Matthes, erhob sich, er klopfte dem Neumayer auf die Schulter und sagte: „Laß Dir sagen, Du warst just so schlau, wie Dich der Pfaff hat haben wollen und bist ein g'weisten Weg so schön selbstständig g'laufen, wie ein Roß im Göpel. D'rum sei sein bescheiden und dös nimm noch zum Vermerk und laß' Dir 's a Lichtstürze über's leuchtende Beispiel sein: es mag Siner sein, wie er will, nur darf er's nit übertreiben, ehrlich soll er sein und meint'wegen auch fromm mag er sein, aber zu ehrlich und zu fromm macht andern Leuten Un'legenheit.“

Der Schmußl Füg

oder

Keine Zwischenhändler mehr!



recht geschieht ihnen, und fort mit ihnen nach ihrem Jerusalem, dort mögen sie sich selber beschummeln und betrügen!“ Also eiferte am runden Tische im Nothen Löwen der Bäckermeister und Gemeinderath Müller und stieß seine Gabel in die gebratene Leberwurst, welche die Frau Löwenwirthin ihm zum Nachtessen vorgestellt, mit einem Grimme, als hätte er einen Juden ausgespißt.

Der Schneider Fritsch lachte: „Man merkt Euch an, Bäcker, daß Ihr schon mehr mit ihnen zu thun gehabt, als Euch lieb und gut war. Habt Ihr schon Haare lassen müssen, He?!“

„Haare? Haare und ein Stück Haut dazu.“
 „Werdet selber Schuld sein.“ warf der Lehrer Heinrich dazwischen, „wenn Euch Haut und Haare nicht fester angewachsen sind. Das aber muß ich sagen, eine Schande ist es, was sie jetzt in Berlin auführen, und die Hey-hey-Schreier und Judenhetzer mögen mir saubere Christen sein!“

„Was, keine saubere Christen?“ schrie der Kirchengemeinderath Neponut. „Ist ein Hosprediger etwa kein saubere Christ, He?!“

„Und was das Selberchuldsein betrifft, Herr Lehrer,“

bemerkte Herr Müller spitzig, „so versteht Ihr nichts davon. Ihr habt freilich keine Zwischenhändler nöthig, um Cuere paar Kartoffeln einzukaufen, ich aber brauche sie für meine Frucht- und Mehleinkäufe, und nun gar der Pferdehandel!“

„Freilich, und jaget den Juden den Profit in die Tasche. Selber essen macht fett. Herr Müller, wozu brauchet Ihr, ein geschiedter, erfahrener Mann, die Juden?“

Der Bäcker schaute den Lehrer mit großen Augen an, als habe dieser eine ganz ungeheuerliche Behauptung aufgestellt.

Der Herr Lehrer aber fuhr fort:

„Wenn es Euch Spaß macht, Ihr Männer, so will ich Euch eine lustige Geschichte erzählen von so einem Zwischenhändler, einem Juden, vielleicht lernt Ihr etwas dabei.“

„Meinetwegen erzählt, Lehrer, und wenn Ihr mich bekehret, so soll mir's auf eine Flasche Marktgräser oder zwei nicht ankommen. Ihr Alle seid eingeladen!“

Die Tischgesellschaft ließ ein einstimmiges Bravo erschallen. „Ja, ja, der Herr Bäckermeister und Gemeinderath Müller läßt sich nicht lumpen. Madet's nur recht fastig, Herr Lehrer, denn dem Löwenwirth sein Marktgräser ist ein feines, christliches Tröpflein, obgleich er auch nicht getauft ist.“

Und der Herr Lehrer erzählt:

„Ihr Alle kennt doch den reichen Metzgermeister Wolf in der Residenz?“

„Freilich, wer kennt den nicht und seine Leberwürste; Herr Müller hat sich soeben einige schmecken lassen.“

„Und seine Schinken sind die besten im Lande.“

„Ist es derselbe, der in der engen Lämmle-Gasse in der Altstadt wohnt? Ein großes, altes Haus?“ fragte der Schneider Frits, der auf dem Gebiete der Würste und Schinken nicht recht heimisch zu sein schien.

„Derselbe,“ fuhr der Lehrer fort, „bitte mich aber nun nicht weiter zu unterbrechen. Das alte Haus steht freilich in der engen Lämmle-Gasse, wer aber etwas Gutes und das Gute billig haben will — (bei dem Worte billig machte der Schneider einen Knopf an's Nasstuch), der findet den Weg in das alte Haus, und ein ganzes Geschlecht von Wölfen hat in der Wolfshöhle gebauet — so nennt der Volkswitz das alte Haus — der Vater des jetzigen Besitzers, sein Großvater, Ur- und Urur-Großvater; und eine unzählbare Menge von Schweinen, Dajhen und Kälbern haben in der Wolfshöhle ihr Leben lassen müssen, um dann in der veredelten Gestalt von Würsten und Schinken und anderen guten Sachen in die Welt hinaus zu wandern, um Herz und Magen der Residenz und der ganzen Umgegend zu erfreuen. Und als dankbare Gegenleistung sind im Laufe der Jahre tausende und tauende Gulden in die Wolfshöhle geflossen und haben die Wölfe zu reichen und angesehenen Leuten gemacht. Der jetzige Wolf, — Heinrich Wolf — fühlte sich auch ganz glücklich und behaglich in dem Hause seiner Väter, und ihm war die Lämmle-Gasse nicht zu

enge und die Wolfshöhle nicht zu alt bis — ja bis ihm der Teufel ein Ei in die Wirtschaft legte. Der Teufel aber war einer der schlimmsten seiner Sorte, der Hochmuths- und Eitelkeits-teufel, und das Ei, welches dieser in die Wirtschaft gelegt, war ein großes Ei mit drei Dottern: drei Frauenzimmer, die Frau Wolf, nebst zwei Fräulein Wolf. Die Frau, erst vierzig und gut „konjervirt,“ und die Fräulein, 16 und 18 Jahre alt, bildhübsch, und zwar ohne weitere Schönheitsmittel als die Würste und Schinken, die bekanntlich auf die Schönheit von Metzgerksdamen die günstigste Wirkung äußern.

Die drei Damen waren längst einig, daß die Lämmle-Gasse und die düstere Wolfshöhle keine passende Fassung seien für drei Perlen von so solidem Werthe, berufen in der Welt zu glänzen und nicht im Verborgenen zu verkümmern. Und als nun Herr Wolf durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Stadtrath gewählt und Frau Wolf auf dem letzten Ball von allen Seiten als Frau „Näthin“ begrüßt wurde, und als nun gar auf diesem gesegneten Ballfeste zwei hochadelige und tiefverschuldete Neutenants, in der löblichen Absicht, den stark verblühenen Glanz ihres ritterlichen Wappens mit bürgerlichem Golde wieder aufzufrischen, den „gnädigen Fräulein“ die Kur machten, und seitdem von einer unbezähmbaren Leidenschaft nach Schweinerippchen und Leberwürsten erfaßt wurden und deshalb jeden Vormittag in dem Fleischerladen erschienen, und während sie aus den Händen von Rosa und Bella diese berühmten Delikatessen der Wolfshöhle entgegennahmen, diesen Gegenständen ihrer „ersten und einzigen Liebe,“ ihre heißen Gefühle in beredten Worten schilderten, — seit diesen großen Ereignissen war



„O Sie!“ flüßerte die reizende Bella und erböhte vor Vergnügen.

es bei den drei Damen beschlossene Sache, ihre längst gehegten Wünsche nach einer ihren Ansprüchen angemessenen Wohnungsveränderung in's Werk zu setzen. Denn daß die Eltern einer gnädigen Frau Rosa von Schnadewitz und einer gnädigen Frau Bella von Schmelwitz nicht mehr in der Lämmlestraße wohnen könnten, und daß Herr Wolf das unadelige Metzgergeschäft aufgeben und Rentier werden mußte, war bei Frau Wolf eine unumstößliche Ueberzeugung. Herr Wolf hatte früheren Annahmen seiner Frau, sich in einer Hauptstraße der Neustadt ein „fashionables“ Haus zu kaufen, mehrmals mannhaft widerstanden, aber dem vereinten Angriffe der drei verbündeten weiblichen Mächte mit ihren Hülfsstruppen: Thränen, Schmolten, veralzene Suppen und angebrannten Biaten auf die Dauer zu widerstehen, waren seine Kräfte zu schwach, und nach einem Kampfe von 14 Tagen streckte er das Gewehr und übergab sich auf Gnade und Ungnade. Und die Gelegenheit zu einem Hauskauf ergab sich bald.

Der reiche Kenz, sein Kollege in der Metzgerei, der sich auf Drängen seiner Frau und seiner Töchter zur Ruhe setzen wollte, schrieb sein schönes, neuerbautes Haus in einer der schönsten und belebtesten Straßen der Residenz, nebst allen Einrichtungen zu einem großartigen Metzgerbetriebe, zum Verfaufe aus. Herr

Wolf, um des lieben Hausfriedens willen, grüß zu, und der Verkauf hatte noch nicht Zeit zum zweitemale in dem Tagblättchen zu erscheinen, so war er auch schon abgeschlossen und Herr Wolf glücklicher Besitzer eines der schönsten Häuser auf dem Luisenplaz, mit Balkon und Erker.

Als Herr Wolf die Kaufurkunde nach Hause brachte, war großer Siegesjubel unter den Damen, die Frau Rätthin fiel ihrem Manne um den Hals und Rosa und Bella bemächtigten sich jede einer seiner großen rothen Hände und bedeckten sie mit Küssen. „Na, na, laßt gut sein,“ sagte der Meister, dem es bei den ungewohnten Liebtoungen etwas unheimlich wurde, „Ihr habt nun Euern Willen, mögen wir es nie bereuen.“ Seine Befürchtung, daß hinter den Liebesergüssen seiner Gattin und seiner Kinder doch ein kleiner Feind im Hinterhalt laure, war auch nicht ganz ohne, und seufzend mußte er noch einen tiefen Griff in die Kasse machen zur Vervollständigung der „Garderobe“ seiner Damen, „for um auf den Balkon zu sitzen, wenn die Wachparade vorbeizieht,“ wie die Frau Rätthin meinte, „der Erker ist dann for Dich, lieber Mann.“

„Ja wohl,“ brummte dieser, „Aerger werde ich genug haben von der Geichte.“ Als die Herren Veuutenants am andern Vormittage, bei der „Wurstparade,“ wie sie ihr Stelldichein in der Wolfshöhle scherzweise nannten, aus dem Munde der freudestrahlenden Schwestern die Neuigkeit von dem Hauskaufe erfuhren, waren sie nicht weniger entzückt. „Ein scharmanter Gedanke, reizende Bella,“ rief Herr von Schnitzelwitz und beugte sich über den Ladentisch, um der reizenden Bella die Hand zu küssen: „Himmliche Idee, meine Göttin auf den Balkon hingegossen, während ich Glücklicher, im Vorbeimarsch an der Spitze meiner braven Truppen grüßend meinen tapfern Degen senke.“

„O Sie,“ stüsterte die reizende Bella und erröthete vor Vergnügen. Herr von Schnackewitz hatte seine inzwischen in Rosapapier eingewickelte Leberwurst aus den Händen seiner Angebeteten entgegengenommen — Rosapapier, auf diese zarte Weise glaubte die sunnige Rosa, ohne ihrem Mädchenstolze etwas zu vergeben, andeuten zu dürfen, daß die Gefühle des Herrn von Schnackewitz nicht unerwidert geblieben seien.

„O, mein gnädiges Fräulein,“ sagte dieser und drückte die Leberwurst an seine wattrite Brust, „wie glücklich macht mich der Gedanke, meine holde Rosa nicht mehr in — in dieser Lämmlegasse verkümmern, sondern unter den schönsten Blumen des Luisenplazes als die schönste blühen zu sehen.“

„Ach,“ seufzte die glückliche Rosa und erröthete nun auch ihrerseits.

„Aber, meine holde Bella,“ sagte Herr von Schnitzelwitz und machte den schwachen Versuch an die ersten Anfänge eines Schmirbärtchens „imaginäre“ Spitzen zu drehen, „Ihr geehrter Herr Vater, der Stadtrath, wird doch nicht, . . . nein, nein, das ist ja nicht möglich.“

„Natürlich ist so etwas nicht möglich,“ bestätigte Herr von Schnitzelwitz, „mit dem Umzuge in das Palais am Luisenplaz hört das selbstverständlich auf.“

„Ha, ha! Auf Ehre, das wäre ja abominabel!“ „Stadtrath und Vater von solch' holden Töchtern!“ „Hier ist Rentier das einzig Richtige.“ „Die gnädige Frau Mama hat es uns auch bereits auf dem letzten Worte versichert.“

„Aber, meine Herren, ich verstehe nicht,“ bemerkte schüchtern Fräulein Rosa.

„Wir meinen nämlich . . . Ha, ha, ha! es will mir nicht über die Lippen.“

„Mein Herr Kamerad meint, ob der Herr Stadtrath Wolf Besitzer eines Palais am Luisenplaz.“

„Auch fernerhin noch Kälber und . . . Schweine me . . . mezz . . . tödten wird?“

„Leider, leider,“ erwiderte Rosa seufzend, „Papa ist nicht davon abzubringen. Aber Mama hat gesagt, Papa muß wenigstens „Hoslieferant“ werden.“

„Mit einem großen, goldenen Wappen,“ setzte Bella ergänzend hinzu.

„Und einem glänzenden Schilde: „Wurstfabrikant“ in Gold. „Wurstfabrikant in Gold? Gottvoll!“ rief Herr von Schnitzelwitz und steckte seine Leberwurst in die Tasche. „Was sagen Sie dazu, Herr Kamerad?“

„Magnifique, auf Ehre,“ erwiderte Herr von Schnackewitz und suchte das Schweinerippchen, welches, Bella's Liebe entsprechend, außerordentlich groß verarbeitet worden, in der engen Noctasche unterzubringen.

„Herr Kamerad, trommelt's nicht auf die Parade?“

„O nein,“ beruhigte die liebliche Rosa, „es ist Papa, er kommt soeben vom Lande mit dem Schweinewagen.“

„Schweinewagen? Nein, nein, es trommelt; es ruft die Pflicht. Meine Damen, wir haben die Ehre.“

Auf der Straße sagte der Herr von Schnackewitz: „Da wären wir bald böse reingefallen.“

„Die arme Rosa, sie liebt mich so sehr.“

„Mußten wir doch glauben, der Alte würde als Stadtrath das Handwerk aufgeben und Rentier werden. Die Alte hat's ja selbst gesagt.“

„Hoslieferant mit einem Wappen, das ginge am Ende noch, aber Wurstfabrikant!“ —

„Und „Schweinemezger“, mit einem Schweinefuhrwert als Equipage!“

„Unmöglich!“

„Arme Rosa!“

„Arme Bella!“

Herr Wolf, seit er die Kaufurkunde unterzeichnet, hatte keine freudige Stunde mehr. In seinem alten aber behäbigen Hause, in dem seit 150 Jahren seine Ahnen gehaust und glücklich waren, in dem er eine glückliche Kindheit verlebte, in welchem seine braven Eltern gestorben, — Alles, Alles in dem ehrwürdigen Hause schien ihm bittere Vorwürfe zu machen.

Und trat er, um sich dieser unangenehmen Eindrücke zu erwehren, hinaus auf die Straße, da schienen die Nachbarshäuser, lauter Altersgenossen seines eigenen Hauses, in denen er von Nachbarn und Fremden so viele Freundschaft und Liebe genossen, — auch diese Nachbarshäuser schienen ihn trotzig und unwillig anzublicken, und selbst die Nachbarn und Freunde, so



Das Gericht war bald in die Wolfshöhle gebrungen und hatte die schönen Augen von Rosa und Bella geröthet.

schien es ihm wenigstens, grüßten nicht mehr so herzlich wie sonst, und die Nachbarweiber kamen nicht mehr persönlich in den Laden, um ihre Einkäufe zu machen und ein Viertelstündchen mit Frau Wolf oder ihren Töchtern zu verplaudern, sondern schickten ihre Dienstmädchen.

Auch aus seiner Familie schien der Friede geloben zu sein. Die Herren von Schnadewitz und Schußelwitz ließen sich in der Lämmlestraße nicht mehr sehen, sie hatten scheint's mit den Leberwürsten und Schweine-rippchen der Wolfshöhle die hochgeborenen Mägen verdorben und nunmehr bei Lenz, dem reichen Fleischer auf dem Luisenplaz, der demnächst Rentier werden sollte, eine Doppel-Kur begonnen, eine Kur für den Magen mit dessen delikaten Hasen- und Gänseleber-Pasteten, und eine Kur für's Herz mit dessen reizenden Töchtern.

Das Gerücht von diesem neuen Jagd- und Feldzug der beiden jungen Degen war bald in die Wolfshöhle gedrungen, und hatte die schönen Augen von Rosa und

Bella geröthet und ihre frischen Wangen gebleicht, und Frau Wolf, während durch ihre ver-eitelte Hoffnung, hochadelige Schwiegermama zu werden, rumorte mit schiefaufgesetzter Haube höchst ungemüthlich im Hause herum, ließ ihre üble Laune an ihrem Manne aus, der keine Ahnung hatte von der Ursache der unbegreiflichen Verstimmung in seiner Familie. In ihrem Aergern vergaß sie sich sogar so weit, ihrem verblüfften Gemahle Vorwürfe zu machen, daß er sich mit diesem Lenz, diesem Hanssnaren, der mit seinen dummen Schmegeleien von Töchtern so obenhin aus wolle, mit dem Hauskauf eingelassen und sich bei der ganzen Nachbarschaft lächerlich gemacht habe, — sie habe immer von dem dummen Projekte abgerathen und das sei ihr einziger Trost.

Der arme Herr Wolf griff sich nach dem Kopfe und war im Zweifel, ob er oder seine Frau verrückt geworden. Diese unerquicklichen Zustände in seinem Hause waren nicht geeignet ihm seinen Hauskauf in rosigem Lichte erscheinen zu lassen, und je näher der Zeitpunkt rückte, wo er von seinem neuen Palais Besitz ergreifen sollte, desto schwerer wurde ihm der Gang.

An einem schönen Sommernachmittage, — in 8 Tagen sollte der Umzug nach dem Luisenplaz stattfinden, — stand Herr Wolf in tiefen Gedanken vor seiner Ladenthür. Die Sonne schien es heute darauf abgesehen zu haben, dem Meister den Abschied von der Lämmlegasse noch recht schwer zu machen, sie hatte in die enge Straße ihr ganzes Licht ausgegossen, sie blinkte wieder in den Fensterscheiben und bligte aus den polirten Thürgriffen, sie hatte die ganze Straße in ein Feiertagskleid gehüllt, und noch niemals ist Herr Wolf die Lämmlestraße so schön, so behaglich, so wohllich vorgekommen.

„Guten Morgen, Herr Stadtrath,“ sagte Schmuhl Izig und küßte seinen etwas abgegriffenen Hut.

Herr Wolf fuhr aus seinen Gedanken auf: „Ah, Ihr seid es, Izig? Wollt Euer Geld haben für die Dachsen? Sollt gleich bezahlt sein.“

„Wie heißt bezahlt sein? Steht mir lange gut beim Herrn Wolf. Gott soll's wissen. Hätt' ich mir lauter Schuldner wie der Herr Rath. Wollt' mir gratulire, von Herzen, Gott soll's wissen.“

„Gratuliren? Wozu?“

„Sie kommen jetzt aus der enge Gäß'; ist fast wie die Judegäß' selig, wo man hat eingesperrt gehabt unsere Lait. Gott! was e Glück, wohne zu können in eme scheene Haus, wo Sie jetzt gekauft have vom reiche Lenz am Powiseplaz, mit den scheenen Lindenbäumen, wie „unter den Linden“ in Berlin.“

„Danke für die gute Meinung, Izig,“ sagte der Meister mit finsterner Stirne, „es braucht da keinen Glückwunsch!“

„Wie heißt, braucht keinen Glückwunsch?“ rief Izig erstaunt, als er sah, daß seine Gratulation nicht recht anschlagen wollte. „Gott der Gerechte, was mache Se

for e Gesicht, Herr Rath? Wie e Katz, wenn's duntert! Ist des ka Glück, wann mer kummt unner die fürnehme Lait, in a scheenes lustiges Haus mit eme gute Geschäft?“

„Ja, ja, guter Izig, es duntert, und ich fürchte, es hat auch eingeschlagen,“ sagte Herr Wolf mit schmerzlichem Lächeln.

„Ich glaube, wenn ich das Glück noch einmal zu machen hätte, ich würde mich zweimal befinden. Was soll ich in der Neustadt, bei der vornehmen Welt, die mir fremd ist, und fremd bleiben wird? Hier in der Lämmlegasse war ich glücklich und zufrieden, und daß ich es dort sein werde, glaube ich schwerlich. Der Hochmuthstempel hat aber damals meine Weibselente verführt, und ich hätte vernünftig sein und nicht nachgeben sollen. Jetzt ist's den Weibern selber Leid, wie ich merke.“

„Was, die Frau Rätin und Jungfer Bella und Rosa?“ rief

der Jude und hob erstaunt die Hände auf. „Se erren sich Herr Wolf, Se erren sich! Hat doch die Frau Rätin erst terzlich bei Aron Levi, ich bin selber geweest im Lade, e Sammet-Mandrilla gekauft, mit handbreite Borde und for die Mädchens jedes e seidenes Klaid, for um uf de Balcon zu sitze, hot se gesagt.“

„Meine Weiber waren eben Narren und ich dazu,“ brauste der Meister auf, „und wahrhaftig, tausend Mark gäbe ich auf der Stelle, wenn ich die dumme Geschichte rückgängig machen könnte.“

Schmuhl frazte sich bedenklich hinter den Ohren: „Werd sich schwerlich machen lassen, Herr Wolf, ich kenne den reichen Lenz, reich und eigensinnig! Was sind dem tausend Mark. Handel ist Handel; werd sich net mache lasse.“

„Glaube es selber nicht,“ erwiderte Herr Wolf niedergeschlagen. „Lenz war ganz veressen auf den Handel, den giebt er um tausend Mark mehr oder weniger nicht auf. Aber Ihr, Izig, Ihr seid ein gewiegter Geschäftsmann, und habt mein Vertrauen;



„Meine Weiber waren eben Narren und ich dazu“ brauste der Meister auf.

wenn's einer zu Stande bringt, so seid Ihr's, und, ein Mann ein Wort, tausend Mark sind Euer, wenn Ihr den Handel rückgängig macht."

Izig fuhr in die Höhe, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen: "Was habe Sie gesagt, Herr Rath, tausend Mark, habe Sie gesagt? Ich probiers, was gemacht werde kann, werd gemacht. Nur's nichts, so schadet's nicht. Tausend Mark. Gott der Gerechte, was seind Sie for en grausmüthiger Mann!"

"Tausend Mark und ein Trinkgeld sind Euer, Schmuhl, wenn Ihr mich vom Handel los macht, und mir wieder Ruh und Frieden schafft. Wollt Ihr's schriftlich?"

"Nur e paar Wort, für's Leben und Sterben." Das schriftliche Versprechen in der Tasche empfahl sich der Jude:

"Pängstens in 8 Tagen habe Sie Antwort." Schmuhl Izig rannte nach Hause, als ob der Kopf ihm brenne: "Sache, Kalle," rief er seiner Frau entgegen, "tausend Mark sind zu verdiene," und erzählte ihr den ganzen Verlauf. "Tausend Mark, se liege auf der Stroß."

"Gi, so heb se auf, Izig!"

"Ja, wenn ich nur wüßte wie," sagte Schmuhl und warf sich gedankenvoll in seinen alten, ledernen Großvaterstuhl. "Der Lenz ist schlau, dem ist nit gut bekommen. Soll ich em raine Wein einschente, und die Wahrheit sage? Der Lenz lacht mer in's Angesicht. Soll ich em weiß mache, der Wolf sei nah' am Umschmeiße und fõm' net zahle? Hui, Izig, des wär e schlechter Streich. Ich mach' gern mein Profitche, bin aber immer ein ehrlicher Keul gewest und will ainer bleibe! Soll ich . . . ? Sache, Kalle, komm', gehen mer zu Bett, vielleicht kommt mer's im Schlaf."

Am andern Vormittag strich der Jude auf dem Luisenplaz herum, um vorläufig das "Terrain zu relognozieren." Der Schlaf schien ihm aber den gehofften guten Gedanken nicht gebracht zu haben, denn er warf sehr bedenkliche Blicke nach dem Lenz'schen Hause hinüber: "Werd' ich's versuchen mit der Diplomatie."

So eben traten die Herren von Schnackewitz und Schnitzelwitz aus dem Lenz'schen Laden und Herr Lenz erschien selbst unter der Ladenthür und schaute den beiden Offizieren mit finstern Blicken nach: "Weiß der Henker, was die fürnehmen Herren tagtäglich in meinen Laden fõhrt; nur der Appetit nach meinen Pasteten, die sie kaufen und schuldig bleiben? Für das Geschäft könnten sie ihre Bursche schicken. Oder sollten am Erbe gar die adeligen Windbeutel . . . Na, den Appetit wollte ich ihnen vertreiben!"

Als die beiden jungen Herren den Izig auf der andern Seite der Straße erblickten, — der Jude zog grüßend den Hut — wandten sie die Köpfe und drückten sich rasch um die nächste Ecke.

"Junges Blut, leichtsinnig Blut," murmelte der

Jude, "wollen den Izig nicht kennen. Wie sagt doch der Heime, der Stolz von unsere Zeit?"

"Rein lieber Schmuhl, klammr mich nicht, und grüß mich nit unter den Linden, wenn mir hernach zu Hause sind. Werd' sich schon Alles finden!"

"Ja, ja, zu Hause werd sich's finden des prolongirt Wechselfche. Derfen von Glück sagen, die jungen Leichtfüße, daß sie an den Izig gerathen sind. Der Izig nehmt seine ehrlichen Prozentche und ist kein Halsabschneider. Doch jetzt wolle mer dem Lenz mit der Diplomatie uf den Hals rücken. Tausend Mark! Gott der Gerechte!"

Schmuhl Izig grüßte demüthig Herrn Lenz, der den Gruß nur mit finstern Kopfnicken erwiderte.

"Nu, wie heißt, Herr Lenz? Ist bei Euch Regenwetter, daß Ihr guckt so finster in die Welt und kennt nit en armen Jud, wo Euch immer ist gewesen unterthänig und gefällig bei jeder Gelegenheit? Soll der Rentier schon rausgucke aus dem fürnehme Mann, der's jetzt so weit gebracht hat, daß er kann Schafe fabre und Bediente halte?"

"Halt's Maul, Jude, mit dem dummen Zeug."

"Gott, wie heißt, dummes Zeug? Hat er gut verkauft sein Haus und das schöne Geschäft, kann er sich jese und lege die Hände in de Schoß und denke, jetzt bin ich e gemachter Mann und hab alle Tage Freierabend!"

"Was, Freierabend!" rief Lenz zornig, "bin ich der Mann dazu, mein Leben lang zu faullenzen?"

"Jest," dachte Izig, "ist's Zeit mit der "Diplomatie" und ich werd den ersten Kaufgraben eröffnen gegen der Festung."

"Freilich, wenn mer bedenkt, heraus zu müße aus dem schöne Haus — der Wolf kann lache, und sein Frau hat sich schon e schwere Sammet-Mant-

drill gekauft mit handbreite Borde, for um uf de Valkon zu sise, — und was sich die Zeit so in die Ohre muchle."

"Was muchte sich die Leute in die Ohren?"

"Dummes Geschwätz, ich glaub's net, Herr Lenz, aber Sie wisse jo, wie die Zeit sind, sie sage. Ihr hättet das Haus mit dem scheene Geschäft verkaufe müße!"

"Was? Verkaufen müssen?" fuhr Herr Lenz auf. "Wer schwätzt solchen Unsinn! Heraus mit der Sprache, Jude!"

"Gott, was sein Sie e zorniger Mann, Herr Lenz. Kein vernünftiger Mensch glaubt so was. Eher glaubt mer wege de fürnehme, hochadelige Schwiegerfõhn wollet Sie das Geschäft aufgabe. Da kann mer freilich keine Würst mehr verkafe."

"Was, hochadelige Schwiegerfõhne? Was ist denn das wieder für ein Unsinn?"

"Ja, sind Sie denn blind, Herr Lenz? Oder glabe Sie, die Herren Rentenanzt von Schnackewitz und von Schnitzelwitz komme jeden Tag nor wegen Eure Würst in den Laden, wenn Eure zwei schöne und raiche Tõchter hinter den Ladentisch stehen?"



Der Jude zog grüßend den Hut.

„Jude, Du machst mich toll,“ schrieb der Meister „und bei Gott, Du hast nicht ganz Unrecht. Die verdammten Weiber! Und jetzt, Jzig, — Ihr seid ein redlicher, zuverlässiger Mann — jetzt will ich Euch klaren Wein einschenken. Daß ich mein Haus verkauft, ist der dümmste Streich meines Lebens. Wie soll ich in Zukunft meine Zeit ausfüllen, ich, der ich von Jugend auf an der Arbeit meine liebste Erholung fand? Ich bin nicht zum vornehmen Mann, zum reichen Müßiggänger gemacht, und das Faulenzen wird mein Tod. Der Hochmuth meiner Frau und meiner Töchter sind Schuld; der Fleischer-Laden war ihnen zu gering, Rentier muß gespielt werden, gnädige Frau und gnädige Fräulein wollten sie sein! Daß Gott erbarm! Und ich Gimpel ging auf den Leim, und nun zerbreche ich mir den Kopf, wie ich die Sache rückgängig machen kann, und finde keinen Ausweg!“

Dem Jzig fuhr es heiß und kalt den Rücken hinunter. Da fielen ihm ja die tausend Mark des Meisters Wolf als reife Äpfel in den Schoß. Und ehrlich verdient. Ehrlich? Sein Gewissen versetzte ihm doch einen kleinen Stich. Hätte er sich nur nicht auf die verdammte „Diplomatie“ geworfen, um dem Lenz den Kauf zu verleißen. Zwar die Diplomaten machen's gerade so. „Aber Gott soll's wissen, ich will ein „ehrllicher Makler“ sein, wie der graufie Bismarck, und will Alles gestehen.“

„Herr Lenz,“ jagte er, „wenn der Handel Euch reut, Herr Wolf hat mir gestern gesagt . . .“

„Natürlich,“ fiel Lenz ein, „der geht nicht zurück. Handel ist Handel. Weiß wohl, muß in den lauren Apfel beißen.“

„Beiße Se net, Herr Lenz, beiße Se net, der Wolf will . . .“

„In acht Tagen Besitz ergreifen; den Tag überleb' ich nicht. Jzig, fünfhundert Mark sind Dein, wenn Du den Kauf rückgängig machen kannst, und mir diese Last vom Herzen nimmst.“

„Fünfhundert Mark! Gott der Gerechte!“ Dem Schmuhl stand der Angstschweiß auf der Stirne. „Es geht nicht, ich kann, ich darf net. So höre Se doch mir, Herr Lenz, der Wolf will ja . . .“

„Sind fünfhundert nicht genug, Du Blutsauger? Tausend Mark, Jzig, bar auf den Tisch gezählt. Ihr seid mein bester Freund, wenn Ihr's zu Stande bringt. Tausend Mark und ein Trinkgeld. Da“ — Herr Lenz riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb mit Bleistift einige Zeilen, — „da habt Ihr's schriftlich. Ist so gut als bares Geld. Aber jetzt marsch fort mit Euch und bringt mir bald gute Nachricht!“

Herr Lenz war in den Laden gesprungen und ließ den verblühten Jzig mit seiner Anweisung in der Hand auf der Straße stehen.

„Herr Lenz, Herr Lenz, so höre Se doch nur!“

Doch der hatte die Paddentür zugeschlagen, und blieb taub gegen den letzten Versuch des Juden, der Wahrheit die Ehre zu geben.

„Gott, er will mer net hören! So muß ich mer denn zwingen lasse for das graufig viele Geld!“

Dann rannte Jzig nach Hause.

„Sache = Lebe, zweitausend Mark gewunne, und ehrlich verdient, ist mer vom Himmel runter gefalle wie das Manna in der Wüste.“

Das Geschäft kam natürlich glücklich zu Stande und jeder der Theilnehmer hatte Ursache zu verschweigen, wie es zu Stande gekommen. Wolf war glücklich, Lenz war glücklich, aber der Glücklichsste von Allen war Schmuhl Jzig. Er hob die Hände zum Himmel und rief:

„Gott, der Gerechte, laß net aussterbe die dumme Leut, die immer brauche en arme Jud, wenn se wolle mache e Geschäft, des se hätte hawe könne for umsunst!“

„Das ist die Geschichte vom Herrn Wolf, vom Herrn Lenz und vom Juden Schmuhl Jzig,“ jagte der Lehrer. „Habt Ihr die Moral der Geschichte begriffen?“

„Herr Lehrer,“ sagte der Bäcker Müller, „was Ihr ein Erzähler seid, wie ein Buch, ja, ja, das Seminar, das bildet seine Leute. Habe begriffen und werde mir's merken. Ihr habet recht, fort mit den Zwischenhändlern, ich nehme keinen mehr.“

„Aber der Jude ist doch ein schlechter Kerl,“ meinte der Schneider Fritz.

„Schneider, halte Dein Maul,“ erwiderte Herr Müller zornig.

„Du bist mir der Rechte!“ Ich wollte, es gäbe keine schlechteren Schmuhler unter Christen und Juden, als der Jzig.“

Der Lehrer lachte: „Ich kenne nicht viele Christen, die gegen einen solchen Silber-Regen

ihren Regenschirm aufspannen würden, und Ihr Schneider gewiß auch nicht.“

„Natürlich,“ brummte der Schneider, „ich habe gar keinen Regenschirm.“

„Und manches Andere habe ich noch aus der Geschichte gelernt,“ sagte Herr Müller. „Der Mann muß Herr sein in seinem Hause, und wenn der Hochmuthsteufel in seine Weibleute fahren will, ich weiß jest ein Mittel, ihn auszutreiben. In meinen Laden kommt kein Hofapapier.“

„Und jest Löwenwirth, den versprochenen Angekauften, und ein Duzend Leberwürste von Wolf und ein Schinken von Lenz, wenn Ihr sie habt, die zwei Herren sind jest gute Freunde und werden in Euern Mägen keine Händel anfangen.“

„Noch Eines,“ bat der Herr Lehrer. „Keinen Mund gehalten; nicht daß die Geschichte in der Ränmlestraße und auf dem Puzenplaz bekannt wird. Die beiden geriethen sonst wieder hinter einander.“



„Gott, der Gerechte, laß net aussterbe die dumme Leut“

Ein braver Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
 Wie Orgeln und Glockenklang,
 Wer hebes Mutts sich rühmen kann,
 Den lehnt nicht Geld, den lehnt Gelang.
 Gottlob! daß ich sinen und preisen kann,
 Zu singen und preisen den braven Mann."
 Würdet.

Die Freunde.



Singen kann
 nun zwar
 der Hin-
 fende nicht,
 wie der
 Sänger
 der „Le-
 nore“, aber
 Gott-
 lob! —
 preisen
 kann er ei-
 nen braven
 Mann,
 und er will
 es thun in

der nachfolgenden kleinen Geschichte, so gut er es vermag.

Der Hausrued, ein waldisches Gebirge im Lande ob der Enz, giebt dem östereichischen „Hausruedkreis“ den Namen, und dieser umfaßt 43 □ Meilen fruchtbares Land, das von der Donau, Aschbach, dem wilden Inn, dem Traun und Ager bewässert wird, und seine 180000 Einwohner treiben blühenden Ackerbau, Viehzucht und Obstbau. Der Inn, der größte Nebenfluß der Donau, hat nicht umsonst seinen Beinamen, der „Wilde“; ein wilder Sohn der Alpen, schneidet er trotzigt Deutschland und Oesterreich von einander und ruft beiden ein Halt zu: „bis hieher und nicht weiter“, stürzt bei Passau in die Donau, und will auch mit dabei sein, wenn „dort hinten in der Türkei die Völker auf einander schlagen.“ Auch ist er ein launiger Bursche, den nicht selten der Wunderris sticht, „wie es auch da drinnen im Lande aussehant“, und den fruchtbareren Niederungen sehr unliebsame Besuche abstattet. — In einem der Ausläufer des „Hausrued“, in einem fruchtbareren Wiesenthale, am rechten Ufer des wilden Inn, liegt ein kleines Pfarrdorf, das wir „Gertum“ nennen wollen. Es besteht aus einzelnen zerstreut liegenden Bauernhöfen, die Wohnhäuser in der Thalniederung, umgeben von den zugehörigen Grundstücken, Wiesen und Feldern, welche letztere auf den sanft ansteigenden Hügeln bis an den Waldsaum reichen. Das Kirchlein, das Pfarrhaus, die Schule und das Wirthshaus liegen auf einem dieser Hügel einträchtig beisammen, wie es sich gehört, und beherrschen das Dörflein unter ihnen als die

fürnehmsten. Zwei der angesehensten Bauernhöfe in der Gegend waren der Neuhof und der Kreuzhof. Die Güter der beiden Höfe grenzten an einander, die Hofbauern waren Nachbarn, und zwar, was etwas heißen will, gute und getreue Nachbarn.

Man nannte sie mir die „Unzertrennlichen“. Der Herr Pfarrer empfahl sie der Gemeinde als Muster christlichen und friedlichen Wandels, zur Nachahmung, der Herr Bürgermeister schätzte sie als die besten Bürger der kleinen Gemeinde, um so schlechter aber waren die Advokaten der benachbarten Amtsstadt auf die beiden zu sprechen, da sie nicht nur selbst niemals prozessirt haben, oder, wie sie selbst sagten, niemals prozessiren werden, sondern auch durch ihren Einfluß bei ihren Mitbürgern manchen Prozeß verhinderten. Sie übten ein segensreiches Schiedsrichteramt im ganzen Bereiche des Thales. Ihre Feindschaft gegen das Prozessiren hatte auch ihren guten Grund, und sie hatten sie schon, wie man zu sagen pflegt, mit der Muttermilch eingesogen.

Der Teufels-Acker.

Nämlich, die Väter der jetzigen Besitzer waren die erbittertsten Feinde gewesen, die sich jahrelang mit steigendem Haffe bekämpft und beinahe beide an den Rand des Verderbens gebracht hatten, um — ein Nichts. Ein Kriegsfall, wie so mancher andere auch. — Nämlich zwischen den beiden Hofgütern lag eine ausgedehnte wüste Fläche, der „Teufels-Acker“ genannt. Die Sage erzählt: in uralter Zeit habe der Teufel, aus Bosheit, um das ichöne, fruchtbarere Wiesenthal und seine braven, frommen Bewohner zu verderben, von den Berghalden des „Hausrued“ wüstes Geröll, Steine und Felsen herabgewälzt und die üppigen Wiesen und fruchtbareren Felder damit bedeckt. Da aber habe der liebe Gott, um die braven Leute für ihren frommen Wandel zu belohnen, eine Schar Engel gesendet, mit goldenen Schaufeln und silbernen Schiebkarren, die mußten des Teufels boshaftes Werk vernichten, die Wiesen und Felder reinigen und den Umrath auf dem „Teufels-Acker“ zusammentragen. Der Herr Pfarrer, so ein aufgeklärter Mann war und ein würdiger Seelsorger, der, selbst auf Kosten eines Wunders, der Wahrheit die Ehre gab, suchte zwar seinen Pfarrkindern begreiflich zu machen, der Teufel, der sei ohne Zweifel eine große Ueberschwemmung gewesen, welche die Felder verwüthet habe, und die Engelschar das war der Fleiß der Bewohner, die wacker Hand angelegt, um den Wasserschaden wieder gut zu machen. Die Bauern aber lächelten ungläubig, ihnen waren der Teufel und die Engel mit ihren kostbaren Werkzeugen viel begreiflicher als Wassernoth und Fleiß, und sogar Nachgrabungen auf dem Teufels-Acker sollen schon stattgefunden haben, — wie leicht konnte ein nachlässiger Engel eine goldene Schaufel oder einen silbernen Schiebkarren vergessen haben mit hinüber zu nehmen in seine himmlische Heimat.

Der Teufel zieht den Kürzeren.

Dieser „Teufels-Acker“ also war ein unwirthliches Stück Land, bedeckt mit Geröll und Steinen, zwischen denen nur einzelne Büschel kümmerliches Gras sproßten, kaum hinreichend, um einer Ziege von bescheidenen Ansprüchen das Leben zu fristen. Das Eigenthumsrecht an diesem, zwischen dem Neuhof und dem

Kreuzhof liegenden, Teufels-Acker war zweifelhaft, beide Angrenzer beanspruchten es, und wenn die Disteln des Teufels-Ackers Pomeranzen, und wenn sein Steingerölle wirkliches Gold und Silber gewesen wäre, der Kampf um seinen Besitz hätte nicht leidenschaftlicher geführt werden können. Jahrelang dauerte der Prozeß, ganze Stöße von Akten waren geschrieben, und während die grünnigen Bauern, nach dem bekannnten Bilde, der eine am Kopfe, der andere am Schwanze der streitigen Kuh zerren, hockten die Advokaten vergnügt am Euter, und melkten sie, bis sie bald keine Milch mehr geben wollte oder konnte. Da endlich — es war die höchste Zeit — kam bei den beiden Kämpfern der Verstand zum Durchbruch, und der würdige Geistliche, — damals noch ein junger Mann, fand endlich eine Handhabe, an der er die beiden fassen konnte.

„Hochwürden“, sagte der Kreuzhöfer, „Sie haben Recht, wir sind Jahre lang Narren gewesen.“

„Gut waren wir, Herr Pfarrer, daß wir uns um die Steine und Disteln des Teufels-Ackers stritten“, sagte der Neuhöfer.

„Ich hab' die Geschichte satt.“

„Und ich will nichts mehr davon wissen.“

„Nachbar, machen wir ein Ende. Willst Du den Acker? ich schenke ihn Dir!“

„Du kannst nicht verschenken, was nicht Dein ist. Mein ist der Acker und ich schenk' ihn Dir!“

„Nein, mein ist er, und ich mach' ihn Dir zum Präemt!“

„Das wollen wir einmal sehen! Ich will nichts geschenkt von Dir!“

„Und ich nicht von Dir.“

„Was soll ich mit dem Steinhaufen?“

„Aber ich? Soll ich vielleicht noch Steinklopfer werden?“

Da lachte der Herr Pfarrer: „Ja, ja, zum Steinklopfen hätte es noch kommen können, wenn nicht endlich die Vernunft bei Euch angeklopft hätte. Jetzt freilich könnt Ihr nichts Besseres thun als zu prozessiren, wer von dem anderen den Acker geschenkt nehmen muß. Der Prozeß wäre so vernünftig wie der andere.“

Da lachten auch die beiden Streithähne und gaben sich die Hände.

„Nun, topp! so lassen wir's beim Alten und der Teufel mag seinen Acker behalten!“

„Und nun, meine Freunde, mache ich noch einen Vorichlag“, sagte der Herr Pfarrer. „Ihr macht gemeinsam auf dem Teufels-Acker ein kleines Fleckchen urbar, und pflanzt zur Erinnerung an den geschlossenen Frieden einen Friedensbaum; aber keine Eiche oder Linde, nein, einen Obstbaum. Und wenn dieser Euch im Frühjahr durch seine Blüthen erfreut, so sei er Euch ein Symbol Eurer neu aufblühenden Freundschaft, und wenn er im Sommer durch seinen Schatten Euch erquickt, so gebet Euch die Hände und gedenket der heutigen Stunde, und wenn einstens, im Spätjahr, der Friedens-Baum in Früchten prangt, so denket daran, daß eine echte Freundschaft nicht nur Blüthen treiben, nein, daß sie auch Früchte tragen, durch Thaten sich bewähren soll.“

Und so geschah es, wie der brave Pfarrer vorgeschlagen hatte.

Der Paradies-Garten.

Und Jahre waren vergangen. Die beiden Hofbauern hatten noch die Freude erlebt, den Friedensbaum zum erstenmal Früchte tragen zu sehen; im kommenden Jahre waren sie in die Grube gefahren und hatten

ihren Söhnen die wieder in blühenden Stand gebrachten Hofgüter, und — ihre Freundschaft hinterlassen. — Heute ist der Friedensbaum zu einer stattlichen Größe herangewachsen, das kleine Fleckchen urbares Land, auf dem er gepflanzt worden, hat sich nach und nach durch den Fleiß der befreundeten Nachbarn zu einem großen wohlangelegten Garten ausgedehnt, und, wie wir oben gesehen haben, ist der beste Theil der Erbschaft der Güter, — ihre Freundschaft, auch von den Söhnen in Ehren gehalten worden.

Am einem schönen Sonntag Nachmittag, im Spätherbste, saßen die beiden Freunde, Franz Förster, der Neuhöfer, und Anton Langer, der Kreuzhofbauer — man nannte sie, wie ihre Väter, der Kürze wegen den Neuhöfer und den Kreuzhöfer — saßen also die beiden auf dem neutralen Boden unter dem Friedensbaum auf einer Bank, rauchten ihre Pfeife, und tranken ihren Apfelwein. In einer kleinen Laube hielten die Weiber, Marianne die Neuhöferin und Christiane die Kreuzhöferin ihr Pflaundersündchen bei einer Schale Kaffee, und die Kinder, des Neuhöfers Karl und des Kreuzhöfers Anton — beide acht Jahr alt — tummelten sich im Garten herum.

Die Nachmittage gemeinsam in dem neutralen Gebiete zuzubringen war seit Jahren das gewöhnliche Sonntagsvergnügen der befreundeten Nachbarn, und wunderfelten, daß man die Hofbauern in der Dorfschenke sah, es sei denn, wenn mit ihren Mitbürgern Gemeindegemeinschaften zu besprechen waren, oder wenn schlechtes Wetter den Aufenthalt im Garten unmöglich machte.

„Franz“, sagte der Kreuzhöfer und deutete mit der Pfeifenspitze nach der Krone des Friedensbaumes, die eine unzählbare Fülle der schönsten Äpfel trug — „weißt Du, Franz, warum der da sich diesmal so reichlich herausgeputzt hat?“

„Da“, sagte der Neuhöfer, „er ist halt ein braver Apfelbaum und thut seine Schuldigkeit.“

„Freilich, aber so reich geeignet war er noch nie. Er hat eben sein schönstes Festkleid angezogen, weil er sein Jubiläum feiert.“

„Jubiläum? Wie so?“

„Dast's vergessen, Franz? Heuer sind es zwanzig Jahre seit unsrer Alten den Baum gepflanzt haben.“

„Bei Gott, haest Recht“, erwiderte der Neuhöfer, „zwanzig Jahre! Da sollten wir wohl ein kleines Fest begeben?“

„Weißt was? In acht Tagen sind die Äpfel reif“, wir moßen sie, sie geben ein ganzes Faß voll für unseren Sonntags-Trunk.“

„Und ich schlachte ein Schwein, und zum ersten Festtrunk laden wir unseren Pfarrer ein und den Bürgermeister.“

„Richtig, unseren Pfarrer; ist er doch Schuld, daß unsrer Väter selig den Friedensbaum gepflanzt und daß wir aus dem Teufels-Acker ein kleines Paradies gemacht haben.“

„Und Paradies wollen wir's auch in Zukunft heißen; unseren Paradiesgarten.“

„Meimethalben, Paradiesgarten“, lachte der Kreuzhöfer munter; „wenn's uns nur nicht geht, wie dem Adam mit dem Apfelschnitz, der ihm in den letzten Hals gekommen ist, und zum Paradies hinausgetrieben hat.“

„Pah!“ rief lustig der Neuhöfer; „uns alte Birische führt keine Eva mehr in Versuchung!“

„Und Schlangen giebt es bei uns auch keine!“

Und die beiden Freunde lachten und ließen die Gläser klingen: „Unser Paradies soll leben!“

„Und Adam mit seiner Eva auch daneben!“

„War doch eigentlich ein Glück für sie, der Apfelschnitt!“

„Freilich, wären ja sonst unseres Herrgotts Tage-diebe geworden.“

Kein Paradies ohne Schlange.

Bei der kleinen Kaffeegesellschaft in der Laube ging es nicht so lustig zu. Die Neuhöferin hatte einen aufgeregten Kopf, und die Kreuzhöferin schaute finstern vor sich nieder, und rührte mit dem Löffel in der Kaffeetasse.

„Warum schneidest Du ein so finsternes Gesicht?“

sagte die Neuhöferin und schenkte sich eine frische Tasse ein: „Was kann ich dafür? Die Sache bleibt ja doch wie sie ist. Freilich, wenn mein Schwiegervater selig gewußt hätte, was man aus dem Teufels-Acker machen kann, er hätte sein gutes Recht nicht fahren lassen.“

„Was Du für Reden führst, Marianne“, erwiderte die Kreuzhöferin und versuchte zu lächeln. „Mache ich ein finstern Gesicht? Du machest ja doch nur Spaß.“

„Freilich, Christiane, nur Spaß, denn zum Ernst ist's jetzt doch zu spät. Aber der Advokat hat mir gesagt . . .“

„So, Du warst schon beim Advokat?“ fiel die Kreuzhöferin erregt ein und rührte wieder eifrig mit dem Kaffeelöffel.

Die Marianne machte ein verlegenes Gesicht: „Das heißt ganz zufällig; am letzten Mittwoch auf dem Markt hat er mir guten Tag gesagt.“

„So, und sonst hat er nichts gesagt?“

„Wenn Du es denn doch wissen willst, freilich hat er noch gesagt: Er hat noch gesagt, er sei lechthin hierausen gewesen und habe sich verwundert, wie aus dem Teufels-Acker ein wahrer Engels-Garten geworden sei. Der sei jetzt unter Brüdern seine vier-tausend Gulden werth und mein Schwiegervater selig habe schlecht gehandelt an seinen Kindern, denn der Prozeß sei für ihn so gut wie gewonnen gewesen, er wisse es aus den Akten.“

„So, das hat er gesagt?“ erwiderte Frau Christiane eifrig und wurde nun ihrerseits roth. „Merkt Du denn nicht, die Advokaten wollen uns wieder hinter-einander heizen? Denn unser Advokat hat mir das Nämlische gesagt. Mein Schwiegervater, hat er gesagt, sei ein gutmüthiger Narr gewesen, den Prozeß hätten wir gewinnen müssen und der Herr Pfarrer in seiner Gut-müthigkeit hätte uns um fünftausend Gulden gebracht!“

„Da, ha, ha“, lachte Frau Marianne krampfhaft, „Such um fünftausend Gulden gebracht? das ist spaßig!“

„Ja, das hat er gesagt, und der versteht's, und wenn's nach den Rechten ginge, wären die fünftausend Gulden jetzt unser. Ich mag's meinem Mann gar nicht sagen.“

„Ich aber, ich sag's dem meinen, er soll dann machen, was er will. Ich bin's meinen Kindern schuldig!“

„So, willst Du wieder Händel stiften, Du . . .“

Hier ward der Streit der beiden Frauen unterbrochen. Der Neuhöfer Karl kam heulend in die Laube gelaufen:

„Was heulst Du, Karlchen?“

„Der Vater hat mir ein Wattchen geben!“

„Ohrfeigen geben? Du Franz, warum hast Du den Karl geschlagen? Hat er was geboßt?“

Die Männer hatten sich erhoben und waren etwas aufgeregt zur Laube getreten: „Freilich hat er geboßt! Die Buben haben sich gepriegelt wegen der Johannesbeeren.“

Der Paushub da wollte nicht leiden, daß meines Nachbar's Anton von den Johannesbeeren nehme, die seine seien, und der Garten gehe die Kreuzhöfer gar nichts an, der gehöre zum Neuhof!“

„Die Mutter hat mir's gesagt“, heulte der Karl.

„Was soll der Unsinn!“ brauste der Neuhöfer auf. „Was hast Du gesagt, Marianne?“

Frau Marianne wurde feuerroth: „Der Karl ist ein dummer Bub, hat da was aufgeschnappt, was die Leute sagen.“

„Zum Henker, was schwaben die Leute?“

„Nun, die Schwaben pfeifen's ja auf den Dächern“, erwiderte die Neuhöferin heftig. „die Leute sagen, daß der Garten von Rechtswegen unser gehöre, und daß

Dein Vater, Gott hab' ihn selig . . .“

„Marianne, schweige still“, rief der Neuhöfer zornig. „Wollt Ihr Weiber unsern Frieden stören? March nach Hause mit dem Buben. Nachbar, achtet nicht auf den Unsinn, in acht Tagen feiern wir das Jubiläumstest.“

Der Kreuzhöfer reichte dem Freunde mit schmerzlichem Pächeln die Hand: „Gott wolle es. Komm, Christiane, wir wollen auch nach Hause.“

Die Familien trennten sich in tiefer Verstimmung. Auf dem Heimwege sagte der Kreuzhöfer zu seiner Frau: „Christiane, denk an mich, mit unserem Frieden ist es aus. Unser Paradiesgarten mit seinem Apfelbaum hat nun auch seine Eva und seine Schlange gefunden.“



„So, willst Du wieder Händel stiften, Du . . .“

Ein Kriegsfall.

Die Nachbarn sahen sich in der ganzen Woche nicht. Der Neubauer war aber mehrmals in der Stadt gewesen.

Am nächsten Sonntag Nachmittag blieben trotz dem schönen Herbstwetter im Paradiesgarten die Plätze in der Laube und unter dem Apfelbaume leer.

Am Sonntag Abend saß der Kreuzhöfer vor seinem Hause auf einer Bank, rauchte seine Pfeife und blickte gedankenvoll den Rauchwölfchen nach, die er in die Luft blies. Da nahten sich Schritte, der Bauer blickte auf: „Sollte vielleicht doch der Nachbar . . . Nein, es ist der Herr Pfarrer. Guten Abend, Hochwürden.“

„Guten Abend, Kreuzbauer“, grüßte der Herr Pfarrer, ein würdiger Greis in weißen Haaren, der mit wohlwollenden und klugen Augen die Welt betrachtete und beurtheilte.

„Bleibe sitzen, Anton, ich setze mich ein wenig zu Dir. Ein schöner Abend!“

Der Bauer hatte ehrerbietig seine Mütze gezogen und die Pfeife in die Tasche gesteckt: „Christiane, der Herr Pfarrer ist da, bringe uns . . .“

„Nein, lasse das“, bat der alte Herr, und ließ sich auf der Bank nieder. „Ich möchte ein paar Worte im Vertrauen mit Dir reden. Der Neuhöfer war heute bei mir.“

„Kann mir's denken, Hochwürden. Mir traut er sich nimmer unter die Augen“, klagte der Kreuzbauer in bitterer Tone.

„Das ist eine schlimme Geschichte“, sagte der geistliche Herr mit bekümmertem Miene. „Ein Haus des Friedens, das ich selbst habe errichten helfen, soll zusammengerissen werden. Der böse Feind gewinnt wieder Boden und die Engel fliehen.“

„Hochwürden“, sagte der Kreuzhöfer, „der Franz ist nicht so schlimm, in seinem Herzen ist der Gedanke nicht gewesen, aber seine Frau ist von dem Advokaten aufgehetzt und . . .“

„Er sagt, er sei es seinen Kindern schuldig“, fiel der Geistliche ein, „der Prozeß sei so viel als gewonnen, und er dürfe seine Kinder nicht berauben.“

„Wie der Prozeß steht, weiß ich nicht“, erwiderte der Bauer, „nur das weiß ich, daß unsere Väter sich verjöhnt die Hände gereicht haben, und daß wir, die Söhne, in Friede und Freundschaft gelebt haben, seit Jahren. Doch der Teufel mag nicht leiden, daß wir aus seinem Teufels-Acker einen Paradiesgarten machen wollten. Aber dem bösen Feind zum Troste, und zu Ehren des Andenkens an unsere Väter“ — der Mann küßte seine Mütze — „ich, Herr Pfarrer, ich prozeßire nicht!“

„So willst Du ihm den Acker freiwillig überlassen?“

„Nein, das darf ich nicht, auch meiner Kinder wegen. Aber, wenn Sie den Vermittler machen wollen, Herr Pfarrer theilen wollen wir den Acker.“

Der geistliche Herr schüttelte bekümmert den Kopf: „Habe ich ihm bereits vorgeschlagen, aber vergebens. Er wollte Dir herausbezahlen, was Du auf den Acker verwendet hast, aber das Feld gehöre ihm und seinen Kindern. Der Mann ist wie umgewandelt, bis zur Leidenschaft verhetzt und keinen Vernunftgründen mehr zugänglich. Und — armer Freund — das Schlimmste ist, daß Ihr beide, die man die „Unzertrennlichen“ nennt, und die Ihr ein Vorbild waret für die ganze Gemeinde, das schöne Bild nun selbst zertrümmert und das Gespött werdet für das ganze Thal.“

„Ja, Herr Pfarrer, Sie haben recht, das ist das Schlimmste, schlimmer als der Verlust des Ackers.“

Aber gehe es, wie es muß, ich bin unschuldig, und mein Trost bleibt, daß ich wenigstens die Achtung meiner Mitbürger, und Ihre Achtung und Liebe, Herr Pfarrer, nicht verlieren will.“

Der geistliche Herr drückte dem Kreuzhöfer bewegt die Hand: „Anton, Du bist ein braver Mann. Verzweifle nicht und vertraue auf Gott, vielleicht macht er selbst den Schiedsrichter in diesem ungeligen Streite, und führet Alles noch zum Guten.“

Der Krieg im Frieden.

Und der alte Streit begann wieder. Neuhöfers Anwalt griff den alten Prozeß wieder auf und brachte Klage ein gegen den Kreuzhöfer, wegen Besitzstörung. Dieser war genöthigt, ebenfalls einen Vertheidiger zu nehmen, allein während sein Segner täglich mit seinem Anwalt über den Prozeßhaken zusammensaß, überließ der Kreuzhöfer seine Angelegenheit gänzlich seinem Advokaten, einem ehrenhaften, besonnenen Mann, ohne sich im mindesten persönlich einzumischen. „Herr Doktor“, sagte er, „meine Meinung ist, daß ich mich ehrenhalber in dieser unglücklichen Sache nur vertheidigen darf gegen einen Angriff, selber angreifen will ich nicht, Gott behüte, und ende, wie es wolle.“

Wochen und Monate dauerte der Streit. Die ehemaligen Freunde vermieden sich, und ließ der Zufall sie sich begegnen, so schaute der Neuhöfer trotzig zur Seite, daß er dem ehemaligen Freunde nicht in die Augen sehen mußte, und der Kreuzhöfer blickte dem finsternen Manne mit schmerzlichem Kopfschütteln nach: „es plagt ihn doch, den Franz, und mit Zorn und Trotz will er sein Gewissen betäuben. Was kann ein dummes, eitles Weib aus einem braven Manne machen!“

Daß auch die Glieder der streitenden Familien in Feindschaft geriethen, ist begreiflich, die Knechte bewiesen die Gerechtigkeit der Sache ihrer Herrschaft, indem sie sich bei jedem Tanzvergnügen prügelten, die Mägde hatten ganz neue Schimpfnamen erfunden, die sie sich am Brinnen beim Wasserholen an die Köpfe warfen, und Karl und Anton, die hoffnungsvollen Stammhalter der kriegsführenden Bauernhöfe, rausteten nach jeder Schule.

Der Paradiesgarten stand öde und leer, der Teufel hatte wieder seine Krallen danach ausgestreckt, und der Friedens-Apfelbaum, nachdem er vergebens auf sein Jubiläumsfest gewartet, schüttelte am Ende ärgerlich seinen Kopf, ließ seine Äpfel fallen und düngte mit seinen Früchten den Boden. — Das Frühjahr war wieder angebrochen, die Störche hatten wieder Besitz ergriffen von ihren Nestern auf dem Neuhof und dem Kreuzhof, und als treue Hausbewohner klapperten auch sie sich in der Storchensprache die gröblichsten Beleidigungen zu, da kam der Endtermin, die Entscheidung des Prozeßes und der Neuhöfer ward mit seiner Klage, unter Verfallung in die Kosten, abgewiesen.

Wuthschnaubend stürmte er nach Hause, und überschüttete sein heulendes Weib mit Vorwürfen: „Du hast mich in die Geschichte hineingehezt“, fuhr er sie zornig an, „und jetzt habe ich den Schaden und den Spott und die Schande dazu. Ha, ha, ha! was wird der Anton jubiliren!“

„So, jetzt fährst Du über mich her?“ schrie die Frau. „Waren wir es nicht unseren Kindern schuldig? Hat nicht der Advokat gesagt, das Recht sei auf Deiner Seite?“

„Freilich hat er's gesagt, aber der Kerl ist ein Esel, ein Pjusch, ich nehme einen anderen und ergreife

den Refurs! Recht muß Recht bleiben! Jetzt ist's eine Ehrensache, ich führe es durch, und wenn der halbe Hof zum Teufel geht. Marsch, hole einen Krug Wein, die Zunge klebt mir am Gaumen!"

Der aufgeregte Mann stürmte in der Stube auf und ab, und stürzte ein Glas Wein um das andere hinunter. Die Frau hatte sich auf einen Stuhl geworfen und verhällte schluchzend ihr Gesicht.

Der Sieger und der Besiegte.

Da trat der Knecht mit einem erstauten Gesicht in die Stube: „Meister, eben kommt der Kreuzhöfer mit seiner Frau auf den Hof, er will . . .!“

„Was?“ schrie der Meister, „der Anton? Marsch fort mit dem frechen Kerl!“

„Da ist er schon.“

Auf der Thürschwelle stand der Kreuzhöfer mit seiner Frau. Er streckte dem Bauer beide Hände entgegen und sagte mit bewegter Stimme: „Franz, ich . . .“

Doch der Neuhöfer fuhr wütend auf ihn los: „Was willst Du? Willst mich noch verspotten in meinem eigenen Hause?“

„Nein Franz, ich komme mit meiner Frau, um . . .“

„Hinaus, sage ich!“ schrie dieser in höchster Aufregung, „hinaus, mit sammt Deiner Bettel! Hinaus, oder ich vergreife mich an Dir.“

„Was, mein braves Weib eine Bettel?“ rief der Kreuzhöfer nun ebenfalls zornig. „Doch“, setzte er mit einem Blick auf den Weinkrug ruhiger hinzu, „doch, er ist betrunken, komm Christiane, heute haben wir hier nichts mehr zu thun!“

„Betrunknen?“ brüllte der Neuhöfer fast sinnlos durch Wuth und Wein. „Schlechter Kerl! Erbschleicher! Hammes! laß die Hunde los! Geh! das Pack von meinem Hofe. Da!“ und mit einem Sprunge war er an der Thüre, und führte, blind vor Aufregung einen Faustschlag, der Frau Christiane an die Stirne traf.

Mit einem Schrei fiel sie ihrem Manne an die Brust. Dieser umschlang mit dem einen Arme seine mißhandelte, halb ohnmächtige Frau, und den anderen hob er drohend empor: „Bauer, das sollst Du mir büßen! Komm, Christiane!“

Und langsam, seine wankende Frau stützend, verließ er den Hof!

„Meister, was habt Ihr gemacht“, sagte der Knecht, „das giebt eine böse Geschichte.“

„Halt's Maul und trolle Dich in Deinen Stall!“

Im Lazareth.

Der Schreck über die erlittene brutale Behandlung hatte Frau Christiane auf das Krankenlager geworfen. Der Mann saß an dem Bette seiner Frau und hielt ihre fieberheiße Hand in der seinigen. In finstere Schweigen versunken hörte er kaum auf den Zuspruch des geistlichen Herrn, der dem Bette gegenüber sich in dem großen ledernen Sorgenstuhl niedergelassen hatte, und sich redlich bemühte, dem schwer gekränkten Mann Trost zuzusprechen.

„Du darfst es nicht so hart nehmen, lieber Anton, den Franz hatten seine guten Engel verlassen, er wußte nicht mehr, was er that, Leidenschaft und Wein hatten ihn sinnlos gemacht und . . .“

„Herr Pfarrer“, erwiderte und mit gedämpfter Stimme,

der Kreuzhöfer ruhig denn seine Frau hatte im Schlafe die Augen geschlossen, „Herr Pfarrer, wenn er nur mich beschimpft hätte, — ich bin ein Christ und war sein Freund, ich könnte ihm Vieles vergessen und vergeben um das Andenken an unsere Väter und an unsere Freundschaft willen. Aber, da schauen Sie her, meine Christiane, mein Weib, beschimpft und geschlagen — und wir waren zu ihm gegangen, um ihn zu verzeihen und ihm wieder die Hand zu bieten zur alten Freundschaft.“

„Ja, ja, Du hast brav gehandelt, mein Sohn, und als ein Christ“, fiel der geistliche Herr wohlwollend ein, „und Dein braves Weib — schau, sie schlummert sanft — in zwei Tagen ist Frau Christiane wieder frisch und munter und — und nun sage mir, was ist Deine Absicht, was hast Du vor?“

„Hochwürden, Sie haben keine Frau, die Sakungen der Kirche verbieten Ihnen zu heirathen — warum? kann ich nicht verstehen mit meinem einfachen Bauernverstand.“

Der Herr Pfarrer rückte etwas unruhig auf seinem ledernen Stuhle. — „Darum, fuhr Langer fort, können Sie auch nicht so recht verstehen, wie einem Manne zu Muthe ist, wenn unter seinen Augen sein braves Weib beschimpft und geschlagen wird.“ und rief er mit hervorbrechender Leidenschaft, daß die Kranke im Schlafe aufuhr, „beschimpft vor der ganzen Gemeinde!“

„Ruhig, ruhig, mein guter Joseph, wir stören den heilsamen Schlummer der armen Christiane“, suchte der Herr Pfarrer zu besänftigen. „Wie so, vor der ganzen Gemeinde?“

„Ja, vor der ganzen Gemeinde! Hammes, der Knecht des Neuhöfers hat geplaudert, und so wie Sie die



„Bauer, das sollst Du mir büßen!“

Unglücksgeſchichte erfahren haben, Herr Pfarrer, ſo iſt ſie bekannt geworden im ganzen Thale; die Kinder erzählen ſich's in der Schule, die Weiber am Brunnen, und die Männer ſtecken die Köpfe zuſammen: des Kreuzhöfers Weib — eine Bettel hat er ſie geſcholten — iſt geprügelt worden.“ Der Bauer ſchlug die Hände vor's Geſicht und unterdrückte ein krampfhaftes Schluchzen.

„Schlimm, freilich recht ſchlimm!“

„Vor der ganzen Gemeinde iſt mein Weib beſchimpft, vor der ganzen Gemeinde muß ſie Genugthuung erhalten.“

Der Geiſtliche erhob ſich und ſagte in feierlichem Tone und ſeine Stimme bebte: „Anton, Anton, ich habe Dich getauft, ich habe Dich konfirmirt, ich habe Dich in der Lehre unſeres Herrn erzogen. — Anton, befinne Dich. Chriſtus ſagt: Liebet Eure Feinde, thut wohl Denen, die Euch haſſen!“

Auch Langer war aufgetanden, und auch ſeine Stimme bebte: „Aber mein Weib, Herr Pfarrer, mein Weib! Mein Weib unbeſtraft beſchimpfen zu laſſen: — ſo weit reicht mein Chriſtenthum nicht, Herr Pfarrer. Ihre Mahnung kommt auch zu ſpät. Ich habe bereits gethan, was ich thun mußte. Heute Morgen war ich in der Stadt beim Richter und habe gegen den Neuhöfer Klage erhoben wegen Beſchimpfung und Mißhandlung meiner Frau!“

Wandlungen.

Seit dem unglücklichen Auftritt in ſeinem Hauſe war der Neuhöfer wie umgewandelt. Finſter und wortſarg ging er ſeinen Geſchäften nach. Ueber ſeinen Nachbar und ehemaligen Freund, gegen den er während des Prozeſſes täglich losgedonnert, kam kein ſchlimmes Wort mehr über ſeine Lippen. Einmal überſahnte ihn ſeine Frau, wie er unter dem Apfelbaum ſtand im Paradiesgarten, der nun wieder zum Teufels-Acker geworden war, und hinüberſtarre nach dem Kreuzhöfe und mit einem Seufzer die geballte Fauſt auf die Bruſt rückte. „He, Franz,“ rief ſie ihn an und ſchlug ihn auf die Schulter, „was machſt Du denn? Ich glaube gar, Du träumſt?“

Der Neuhöfer fuhr zuſammen und eine Röthe ſchoß ihm in's Geſicht; „Weib, laß mich, der Traum iſt aus, ich bin wieder erwacht.“ Und ohne ein weiteres Wort wandte er ſeiner Frau den Rücken, und ging wieder in ſeinen Hof zurück.

Als er die gerichtliche Vorladung erhielt: „In Sachen des Kreuzhofbauers Anton Langer gegen den Neuhofbauer Franz Förſter wegen Beleidigung und Körperverletzung“, ging er in die Stadt zu ſeinem Advokaten. „Herr Doktor“, ſagte er, „ich komme, meine Rechnung zu bezahlen. Den Rekurs in dem verlorenen Prozeſſe nehme ich zurück, und in der Klageſache, da brauche ich keinen Vertheidiger, das will ich ſelber beſorgen.“

Acht Tage nach der gerichtlichen Vorladung war Termin zur Verhandlung. Der Richter hatte in dieſem Falle keine ſchwere Arbeit. Der Neuhöfer leugnete keinen Augenblick. „Ich hab's gethan und will es büßen.“

In Anbetracht ſeiner fleckenloſen Vergangenheit, und unter Annahme des bekannten und berüchtigten Milderungsgrundes „Betrunkenheit“ wurde das geringſte Strafmaß „drei Tage Gefängniß“ erkannt. Schon am folgenden Tage meldete ſich der Neuhöfer zur Strafverſetzung.

Der Inn wird rebellisch.

Das waren drei ſchlimme Tage, nicht nur für den Neuhöfer, der im Gefängniß ſaß, ſondern auch für das ganze Thal, namentlich aber für die Niederung, in der das Dörflein Gortum lag. Der Inn, der ſich längere Zeit ganz manierlich angeführt und als ein anſtändiger Nebenfluß ganz ruhig die ſchwer geladenen Schiffe auf ſeinen breiten Rücken genommen und in die Donau getragen, auch geduldig zu geſehen hatte, wie man ihm ſeine Unterthanen, die Dechte, Karpfen und Barsche wegging, die ſich auch ſtumm in ihr Schickſal fanden, und der ſich ſogar anzapfen ließ um die Wiefen der Bauernhöfe zu wäſſern, — dieſer Inn verlor auf einmal die Geduld: „Ich habe jezt wieder lange genug den Knecht geſpielt, will doch wieder einmal den Herrn machen und den Bauern den Meißel zeigen.“ Und der Himmel begünſtigte den trotigen Burſchen und ſendete ihm ſeine ſchwerſten Gewitterwolken als Hilfstruppen und an dem Tage, da der Förſter eingesperrt wurde, „demaſkirte“ er ſeine Waſſer-Batterien und ließ eine wahre Sündfluth auf die entſetzten Thalbewohner niederkommen. Und die Bergwäſſerlein des Hausrück, ſonſt nur harmloſe Spielpläze der Forellen, ſchwollen zu Strömen an: „Hurrah! Da unten geht es los, da wollen wir auch mit dabei ſein!“ und von allen Halden ſtürzten ſie nieder in das Thal und ſchoſſen dem Inn zu, ihm zu helfen bei ſeinem Angriff auf die Dämme, auf die er ſchon am Abend des erſten Tages einen Sturm gewagt. Und ſchon drei Tage und drei Nächte dauerte der Kampf der Elemente gegen das kleine freundliche Dörflein Gortum und ſchon jezt drei Tagen und drei Nächten kämpften die braven Bauern auf den Dämmen gegen die Uebermacht des brutalen Feindes.

Bei ſchon ſinkender Nacht des dritten Tages kehrte Langer, der Kreuzhöfer, in ſeine Behauſung zurück. In der Wohnſtube brannte eine Lampe, und vor dem Kruzifix in der Ecke lag die Frau auf den Knien. Der Mann ließ den regendurchnäſten Mantel fallen und warf ſich erſchöpft in den Lehnſeſſel. „Das hat gegolten! Frau, ſieh' auf, ich glaube, der Himmel iſt uns gnädig, Sturm und Regen haben nachgelassen und das Aergſte iſt überſtanden!“

„O, Anton,“ jammerte die Frau, „was für ein Heimſuchen, Gott wird doch barmherzig ſein!“

„Heule nicht, er iſt's! Und jezt koche mir nun Kaffe!“ —

„So iſt keine Gefahr mehr?“ —

„Ich glaube, nein, ſonſt wäre ich nicht hier. Was wohl der Franz jezt machen wird? Die ganze Zeit fornt er mir nicht aus dem Sinn. Na, bis morgen iſt er frei. Danke, Chriſtel, dein Kaffe war gut. Doch jezt in's Neſt, die Knochen fallen mir auseinander.“

Der übermüdete Mann ſiel in einen unruhigen Schlaf, in dem ein Traumbild das andere jagte, und in allen ſpielte die Perſon des Neubauers eine Rolle. Sie ſtanden mit einander auf dem Damme des Inn und kämpften gemeinſam gegen die Fluthen; dann waren ſie beide vor dem Richter, und der Förſter ſagte, mit einem ſchmerzlichen Blick auf ſeinen Ankläger: „Ich hab's gethan und will es büßen,“ und eben wollte dieſer auf ihn zuſpringen und ihm verſöhnt die Hand reichen, — da war's aber nicht mehr der Neuhöfer, ſondern der Pfarrer, der hob beſchwörend die Hände und rief: „Vertraue auf Gott, vielleicht machst er ſelber den Schiedsrichter?“ Und dann wieder verwandelte ſich das Traumbild, und die beiden Freunde ſaßen wieder,

wie zu alten Zeiten, unter dem Apfelbaum im Paradiesgarten, und der Kreuzhöfer sagte: „Franz, warum läuten sie denn heute, an einem Wochentag, mit der Glocke?“

Da lachte der Neuhöfer: „Narz, sie läuten zur Jubiläumsfeier. Aber nicht nur geläutet, auch getrommelt muß werden!“ und der Neuhöfer fing an mit beiden Fäusten auf der tannenen Tischplatte zu trommeln.

Langer fuhr aus dem Schlafe auf und rieb sich die Augen; sein Traumbild war verschwunden, aber die Glocke läutete noch und an dem Fensterladen trommelten zwei Fäuste.

„Meister, Meister! rief draußen eine Stimme, um Gotteswillen, wachet auf!“

„Was giebt es, Sepp?“

„Rauch, Alles Rauch! Höret Ihr nicht die Sturmglocke? die Dämme sind gebrochen, das Wasser steht schon im Hof!“

Mit einem Sprunge war Langer am Fenster und stieß den Laden auf. Auf dem etwas tiefer liegenden Hofe wogten die Fluthen und plätscherten schon bis an die Schwelle der Hausthüre. Der Himmel war wieder klar, und der Vollmond lachte mit seinem ewig dümmfreundlichen Gesicht auf die Verwüstung herunter.

„Sepp, schnell hinanf in die Ställe, und lasse das Vieh heraus!“

„Ja, Herr,“ sagte der Knecht und sprang hinunter in die Fluth. Das Wasser ging ihm schon bis an die Knie.

„Weib, wirf Kleider um, und nehm' das Kästchen, es ist mein ganz Vermögen. Ich hole den Anton!“

Eine Minute später standen die drei Menschen unter der Hausthüre, schon über die Knöchel im Wasser.

„Das Wasser steigt, jetzt gilt's das Leben! Christiane, halte Dich an meinen Rockschößen, Anton, klammere Dich um meinen Hals! Und nun mit Gott!“

Den heulenden Vuben auf dem Rücken, und seine Frau nach sich schleppend, die ein Vatermürrer murrelnte, stieg er in das Wasser hinunter und watete vorwärts durch die strömende Fluth.

„Meister, haltet Euch mehr Rechts!“ rief der Knecht von dem Hügel herunter, auf den er das Vieh getrieben hatte, „mehr Rechts, links ist der Graben! Ich komme und helfe.“ Und der brave Sepp sprang den Abhang herunter und stürzte sich wieder in das Wasser, seiner Herrin zu Hilfe. Und es war hohe Zeit; das Weib war vor Angst und Entsetzen fast bewußtlos geworden: „Anton, das Kästchen!“ rief sie, ließ die Rockschöße fahren und sank in die Fluth zurück — gerade in den

rettenden Arm des Knechtes Joseph. „Nun vorwärts Meister mit dem Anton, für die Meisterin Sorge ich und das Kästchen hab' ich auch!“

Nach unsäglichen Anstrengungen, das Wasser war ihnen schon bis an die Brust getiegen, hatten sie sich endlich bis auf's Trockene durchgekämpft, und erschöpft warfen sie sich auf die Erde.

„Wir können hier nicht rasten, Meister“, warnte der Knecht, „das Wasser steigt rasend schnell, wir müssen weiter!“

„Nur einen Augenblick anschnaufen, Sepp, braver Sepp,“ keuchte der Meister!

„Dort auf dem Pfarrhügel haben sie Feuer angezündet, dort sind wir in Sicherheit, und können die Kleider trocknen. Die Meisterin zittert vor Frost und Angst!“



„Er mit dem Vuben, jetzt ist's zu spät.“

„Da schaut hinaus,“ sagte der Bürgermeister und zeigte auf den vom Monde beschienenen Strom, der zwischen den Häusern des Dorfes durchbrauste, „wer kann wissen, wer in dieser Schreckensnacht umgekommen? Ein Dutzend Häuser sind schon fort, wenn das Wasser nicht fällt, geht das ganze Dorf zu Grunde!“

„Dort, dem Neuhöfer sein's wird auch nächstens flöten gehen. Der Förster kann sich bei Euch bedanken, daß Ihr ihn in Nummero Sicher und in's Trockene gefest habt,“ sagte Barbier Martin, der selbst bei dieser Schreckens-Szene nicht unterlassen konnte, einen Witz zu machen.

Der Neuhof lag einige hundert Schritte weit entfernt am Fuße des Pfarrhügels, das Haus war von den Fluthen umtobt, die bereits den angebantten Stall weggerissen hatten.

Nach zehn Minuten waren sie auf dem Pfarrhügel angelangt. Die halbe Gemeinde war dort um die Feuer versammelt, und starre entsetzt in die grausamen Fluthen, die ihr Heim verwüsteten. Doch wurden die Kreuzhöfer mit einem Jubelruf empfangen. Der Herr Pfarrer streckte dem Langer beide Hände entgegen:

Der Kreuzhöfer warf sich bei dem Feuer nieder: „Ja, Gott sei gelobt, wir gaben Euch schon verloren! Joseph führe Deine Meisterin mit ihrem Knaben auf den Pfarrhof, meine Schwester wird ihnen trockene Kleider und Erfrischung geben!“

Herr Pfarrer, diesmal ist's hart am Leben vorbeigegangen. Mein Haus ist hin — ha, sehet Ihr dort die Balken treiben? Das ist mein Haus gewesen, — das ist nun fort, — aber wir sind noch da, und Gott wird weiter helfen. Ist Niemand verunglückt?“

„Der Förster?“ Der Kreuzhöfer sprang auf die Hilfe. „Und wo ist sein Weib und sein Bub?“

Niemand hatte sie gesehen.

„Varnberziger Gott, sind sie noch in dem verlorenen Hause?! Marianne! Marianne! Hohihoh!“ schrie er hinüber. Doch seine Stimme verklang in dem Brausen der Fluth.

„Ich sehe etwas Weißes aus der Dachlücke wehen!“ rief der Schulmeister.

„Es ist ein weißes Tuch!“

„Die Neuböferin ist noch drinnen.“

Langer warf seinen Rock ab.

„Was willst Du thun?“ rief der Pfarrer und faßte den Kreuzhöfer am Arme.

„Sein Weib und sein Kind retten!“ schrie dieser und rannte den Hügel hinab.

„Gott schütze ihn er ist verloren!“

Ein braver Mann.

Der Knecht Joseph kam eben vom Pfarrhose herab,

und sah seinen Meister schon mitten in dem Strom sich vorwärts kämpfen. „Männer, nehmt Stricke und Stangen, und hinunter zum Wasser; wir fangen ein paar Balken auf und binden ein Floß zusammen, vielleicht kommen wir noch zur rechten Zeit!“

Langer hatte inzwischen auf seinem gefährlichen Wege glücklich sein Ziel erreicht und sich an den Nebgeländen des wandelnden Hauses festgeklammert.

„Frau Marianne, Ho! Frau Marianne!“

„Hier! zu Hilfe, zu Hilfe!“ rief eine Weiberstimme zur Dachlücke heraus.

„Ich bin's, der Kreuzhöfer! Weil ich die Ursach bin, daß Dein Mann in dieser Unglücksnacht Dir nicht helfen kann, so will ich's probiren. Werfe mir den Buben herunter, ich hole Dich hernach!“

„Den Anton? Um Gotteswillen, ich kann nicht, das ist sein Tod!“ schrie das arme Weib.

„Wart, ich komme!“ Er kletterte an dem Geländer hinauf bis zur Dachstube. „Her mit dem Buben, sonst ist's zu spät!“

„Mutter, ich will nicht! Es ist der böse Kreuzhöfer, der den Vater eingesperrt hat! Er will mich ersäufen!“ schrie der Knabe.

„Herunter mit ihm!“ Langer faßte den schreienden Knaben beim Arm und sprang mit ihm hinunter in das tobende Wasser. Noch faßte er festen Boden, aber die Fluthen reichten ihm schon bis über die Brust.

Den Knaben auf der Schulter rang er sich vorwärts auf dem Todesgange. Bald langsam vorwärts schreitend, bald einen von den Fluthen getragenen Balken erfassend, und schwimmend, erreichte er glücklich, unter dem Jubel seiner Freunde, das feste Land und fiel erschöpft in die Arme seines Knechtes Joseph, der vor Freude laut heulte.

Doch nur eine Minute blieb die Erschöpfung Herr über ihn. „Geht mir einen Schnaps, ich muß noch einmal hinüber!“

Der Herr Pfarrer rang die Hände: „Anton, versuche Gott nicht zum zweitemale! Denke an Dein eigen Weib und Kind!“

„Herr Pfarrer, Niemand darf sterben meinetwegen! Gott wird mich noch einmal schützen!“

„Meister!“ rief Joseph, „so geht es nicht, das Wasser steigt immer noch, Ihr findet keinen Boden mehr. Wir haben ein Floß zusammengebunden! Meister, ich gehe mit!“

„Braver Sepp!“



„Dieweil halt Dein Mann im Loch steckt und nicht erkennen hat.“

Die beiden Männer sprangen auf das Floß und stießen ab.

Die Fahrt war diesmal weniger gefährlich. Das Wasser war ziemlich frei von treibenden Balken, und sie hatten nur gegen die starke Strömung zu kämpfen. Am Neuhof hatte das Wasser bereits die Dachlücke erreicht, und die Frau hatte sich auf die Dachfirst gelehnt.

Langer reichte eine Stange hinauf: „Ma-

rienne, Dein Bub ist gerettet, halte fest, wir retten auch Dich!“, und zog die zitternde Frau auf das Floß herunter.

Aber der Rückweg war wieder eine Todesfahrt, die Trümmer eines eingestürzten Hauses bedeckten das Wasser, und, auf der Mitte des Weges zerriß ein mächtiger, heranschließender Balken das schwache Floß, und die drei Menschen stürzten in die Fluth.

Der Angstschrei der am Ufer versammelten Menge schlug an ihr Ohr.

Der Kreuzhöfer, ein alter Soldat und rüstiger Schwimmer, hatte die sinkende Frau gefaßt, und mit gewauiger Anstrengung den Balken erreicht, an dem der Joseph sich festgeklammert hatte.

„Sepp, halte fest, die Frau ist ohnmächtig!“

Am Ufer rannten die Leute in furchtbarer Aufregung hin und her, denn der Rettungsbalken wurde von der Fluth abwärts getrieben. Man versuchte den „Schiffbrüchigen“ Seile zuzuwerfen, aber die Entfernung war noch zu groß. Jetzt traf der abwärts schießende

Balken auf einen Widerstand, und machte eine Schwenkung nach dem Lande zu, und eines der geworfenen Seile wurde von Sepp gefaßt, und um den Balken geschlungen.

„Hurrah, Meister, jetzt haben wir's gewonnen! Männer fest angezogen!“

Zwei Minuten später und sie waren gerettet. Als die Neuhöferin, wieder zu sich gebracht, die Augen aufschlug, sah sie, wie ihr Haus zusammenstürzte und von den Fluthen fortgetragen wurde, da fiel sie dem Kreuzhöfer zu Füßen und umfaßte schluchzend seine Knie. Anton Langer aber sagte: „Dieweil halt Dein Mann im Loch steckt und nicht gekommt hat.“

Was ist noch Vieles mehr zu erzählen? Der Herr Pfarrer hatte Recht gehabt: „Gott selber hatte das Schiedsrichter-Amt übernommen.“

Diese Unglücksnacht hatte den „feindlichen“ Freunden die Häuser niedergeworfen, aber die alte Freundschaft wieder aufgebaut, eine feste Burg, die kein Sturm mehr erschütterte.

„Und ist die Geschichte auch wahr, Sinkerder?“ Der Kern ist echt, „der brave Langer“ hat die „brave That gethan,“ und die Erzählung ist, — wie eben alle sind — „Dichtung und Wahrheit“. Und wollt Ihr den wahren Namen des braven Mannes wissen? — er ist in der Geschichte nicht genannt — so kommt nach Lahr, der Sinkende will ihn Euch verrathen; Wer aber näher nach Wien hat als nach Lahr, der kann's vom Kaiser von Oesterreich erfahren, denn die Geschichte ist extra dem Kaiser nach Wien geschrieben worden, die Geschichte vom **braven Mann!**

Des Menschen Bestimmung.

„Fritz, warum heulst du?“ fragte ein Schusterjunge seinen weinenden Kollegen.

Fritz bohrte beide Fäuste in die Augen und schluchzte: „O Heinrich, ich halt's nimmer aus! Der Meister prügelt mich, die Gesellen knuffen mich, und die Meisterin giebt mir Ohrfeigen! Ich hänge mich auf!“

„Dummes Zeug,“ lachte der Heinrich. „Aufhängen? Ja wohl! Jeder Mensch hat seine Bestimmung: Der Kaiser wird gesalbt, der Advokat wird geschmiert, der Bauer wird geschröpft und der Schusterjunge wird gewichst. Das ist nun 'mal so. Wenn wir einmal Meister sind, wickeln wir auch.“

„Na und ob,“ sagte Fritz und ging getröstet nach Hause.

Fromm.

Ein Herr fragte eine alte Dame, ob sie eine Bibel im Hause habe. „Halten Sie mich denn für eine Heidin?“ antwortete diese. „Nieke, hole einmal aus der Kommode meine Bibel.“ — Kaum hatte die Dame das heilige Buch in der Hand, als sie verquält ausrief: „Wie froh bin ich, daß Sie nach der Bibel fragten, denn ich finde darin meine gute Brille wieder, die ich schon seit fünf Jahren vergeblich gesucht habe.“



Nur Glasfisch.

In dem alterthümlichen Rathhause der guten Stadt Wikenhausen fand eine Sitzung von größter Wichtigkeit statt. Wochenlang war an allen

Biertischen tapfer hinüber und herüber gestritten worden, die Kaffeekränzchen waren in eine unerhörte Aufregung gerathen und selbst an den Röhbrunnen hatten die Dienstmägde Partei genommen für und wider.

An sich freilich lag die Sache sehr einfach und wer nicht mit der Wikenhauser Stadtgeschichte vertraut war, hätte nie auf den Gedanken kommen können, daß dadurch so viel Staub aufgewirbelt würde. Das Hochwasser des Frühjahr's hatte nämlich die alte Brücke über den Stadtbach weggerissen und da über diese Brücke eine befahrene Straße führte, war der Gemeinde von der Regierung die Weisung zugetommen, ohne Verzug für die Herrichtung einer neuen Sorge zu tragen. Diesem Befehl war nun in keiner Weise auszuweichen und die guten Wikenhauser sahen die Nothwendigkeit der Brücke selbst zu gut ein, als daß darüber eine Meinungsdivergenz hätte stattfinden können. Nein — die Brücke sollte sein und mußte gebaut werden, aber wie? das war die schwer zu entscheidende Frage. Drei Parteien hatten sich in der Stadt gebildet: Die Holzpartei, die Eisenpartei und die Steinpartei. An der Spitze der Holzpartei stand der regierende Herr Bürgermeister Eiche höchstselbst und rein nur im Interesse der Stadt, denn das war müßiges Gerede der bösen Mäuler, daß er mit dem Holzbau seinem Schwiegersohne, der ein bedeutendes Zimmergewerke betrieb, einen Hasen in den Garten jagen wolle. Nein, so war der Herr Bürgermeister nicht, ihn leitete nur die Rücksicht auf das Gemeinwohl, das er ja immer im Munde führte. Der Führer der Eisenpartei war der Herr Rath Bolzen, einer der jüngsten aber intelligentesten Gemeinderathsmitglieder. Sein Einfluß war ein sehr bedeutender, denn er hatte, wie er nie zu bemerken vergaß, die polytechnische Schule besucht. Er trat mit aller Energie für eine Eisenkonstruktion ein, nicht etwa, weil sein Schwieger-

vater eine große Hammerhämme besaß, nein, nein, nur aus rein technischen Gründen, wie er sie als Mann der Neuzeit befürworten durfte, konnte und mußte. Der Vertreter des Steinbanes war das älteste Rathsmitsglied, Herr Kelle, ein Mann, der sich für die Gemeinde sozusagen aufgeopfert hatte. Keine Petition ging ohne seine Unterschrift ab, kein gemeinnütziger Verein bestand, dessen „Comité“ er nicht angehört hätte, auf jedem Wahlaufzug prangte sein Name auf gelbem Zettel an den Ecken der Stadt. Herr Kelle kaufte der Stadt die Bauplätze ab und hatte dabei eine merkwürdige Ahnung der künftigen Straßenzüge, Herr Kelle übernahm mit rührender Selbstverleugung die Lieferung von Asphalt, Kimmsteinen, Drainröhren, Teucheln, Marksteinen, kurz aller möglichen Dinge, ohne daß es je eines öffentlichen Submissionsauschreibens bedurft hätte. Kurz, Herr Kelle war die Seele des Rathes und trotzdem er Maurermeister und Baunternehmer war, konnte bei ihm auch die schwärzeste Seele nicht unterstellen, daß er feinetwegen für

eine steinerne Brücke arbeite. Nein, der Gedanke mußte ferne liegen. — Heute war der Entscheidungstanz und niemand konnte das Ende voraussehen, denn jede der Parteien hatte ihre Anhänger und die unentschiedenen waren in der übelsten Lage. Der Herr *S i c h e* war einmal der regierende Bürgermeister und der konnte jedem schaden, wenn er wollte — aber in 3 Jahren war eine Neuwahl. Herr Rath Volzen stand an der Spitze der Neuzeitlichen, der Fortschrittler und wie leicht konnte diese den Sieg davon tragen — und Volzen Bürgermeister werden! Herr Rath Kelle stand an der Spitze der Konservativen, war ein reicher Mann, hatte Verbindungen in der Residenz — ja er hatte einen Orden. Er konnte aber auch Bürgermeister werden. Das war eine ganz verfluchte Geschichte, ja wenn man hätte in die Zukunft schauen können — aber so. Es war zum Teufel holen.

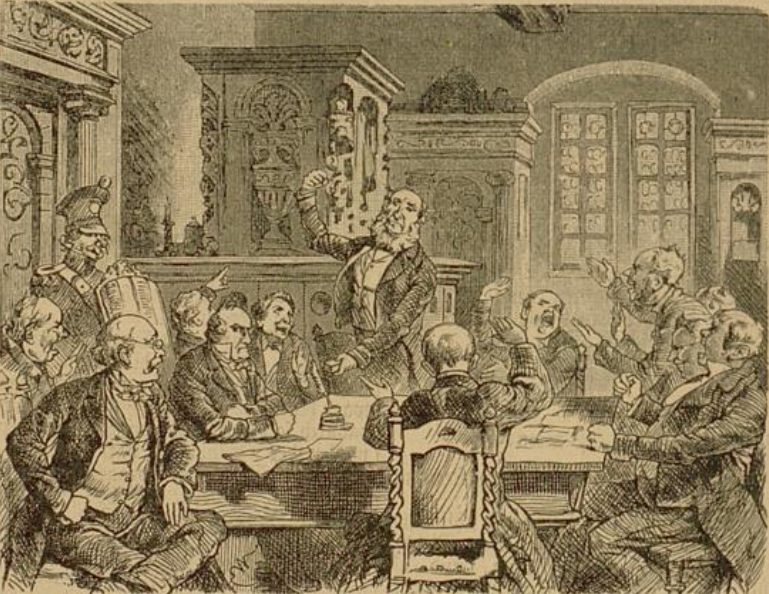
Zwei Stunden schon hatte die Sitzung gedauert. Der Herr Bürgermeister hatte alle Schleusen seiner Beredsamkeit eröffnet, alle Gründe in's Feuer geföhrt. Die Stadt hatte das Eichenholz selbst, Eichenholz hat ewige Dauer, wie man an den alten Römerbrücken sieht. Alles konnte in der Stadt gemacht werden, das Geld bliebe den Bürgern und vor allem sei die alte Brücke auch von Holz gewesen. Er schloß: „Machen wir es, wie es unsere biedern Ahnen gemacht haben, einfach, solid und stark und Gott wird die Stadt auch

ferner in Schutz nehmen“, das war herrlich, die Anhänger jubelten, die Zweifelhaften nickten und an der Annahme wäre nicht zu zweifeln gewesen, — wenn nicht noch andere Redner gekommen wären.

Herr Rath Volzen stellte sich ganz auf den modernen Standpunkt. Wir leben in einem eisernen Zeitalter — Eisenbahnen, eiserne Schiffe, eiserne Brücken. Ein eiserner Wille leitet die Nation. Dabei ist das Eisen wohlfeil und solid, wie er als Polytechniker behaupten könne, und er endete seine Rede mit der geschmackvoll veränderten Strophe Vater Arnolds:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine — Balken!“
Beinahe wäre ein Hurrah erfolgt, aber leider war ein solches nicht rathsam. Die Zweifelhaften nickten wieder und auch diesesmal wäre die Annahme erfolgt, wenn Herr Volzen allein geiprochen hätte.

Endlich kam Herr Rath Kelle. Er zog die Dose, nahm mit Gemächlichkeit eine Pfeife, sah sich richtig seine Leute an und begann: „Wir haben so viel Schönes und wenn ich so sagen darf Erhebendes gehört,



Hier erhob sich der Rath in seiner vollen Größe und klebte dreimal auf die silberne Dose.

daß ich mich darüber nur freuen kann. Ich würde aus vollem Herzen, wenn ich so sagen darf, damit einstimmen, wenn nämlich, indem dadurch, d. h. wenn ich so sagen darf, insofern als — nun sie werden mich verstehen. (Pfeife.) Denn wenn wir auch einverstanden sein müssen, daß Holz, wie der Herr Bürgermeister richtig bemerkt hat, Holz ist, auch insofern nämlich Eisen, indem ich dem

Rath Volzen nicht widersprechen will, innerlich gewissermaßen Eisen sein dürfte, so bleibt eben, wenn ich so sagen darf, Stein immer Stein, da heißt die Maus keinen Faden ab.

Ja — hier erhob sich der Rath in seiner vollen Größe und klopfte dreimal auf die silberne Dose — Ja, meine lieben Herren Kollegen, bauen Sie für unsere Kinder und Kindeskinde ein steinernes Gebrüde von Mauerwerk für ewige Zeiten, wenn ich so sagen darf, ein wahres Perpetuum mobile!

Da ließ sich der Beifallsturm der Zweifelhaften nicht mehr halten, mochten auch des Herrn Bürgermeisters grimmige Blicke umherrollen, mochte der Rath Volzen höhnlich lächeln wie der Mephistoffel — das Latein hatte gesiegt —

Das Perpetuum mobile!

Die Brücke wurde von Stein gebaut, Herr Rath Kelle erhielt die Ausführung, wird sicher noch Bürgermeister von Wizenhausen und verdient es auch!

Drei brave Männer aus dem Volke.

Einen haben wir im Kalender schon gehabt, und jetzt noch drei, macht vier „brave Männer“ und zwar „vier brave Männer aus dem Volke“. Natürlich, aus dem deutschen Volke, die andern Völker mögen ihre braven Männer in ihren Kalendern verehigen; so lange man so großen Vorrath im eigenen Hause hat, wie wir Deutsche, brauchen wir nicht auf fremden Markt zu gehen. Die großen, d. h. die vornehmen braven Männer, die man auch berühmte Männer nennt: Kaiser und Könige, Feldherrn, Staatsmänner u. s. w., die haben ihre eigenen gelehrten und auch vornehmen Geschichtschreiber, und in der Weltgeschichte kann man dann lesen, was diese großen Männer Alles gethan haben und auch — was sie hätten thun sollen.

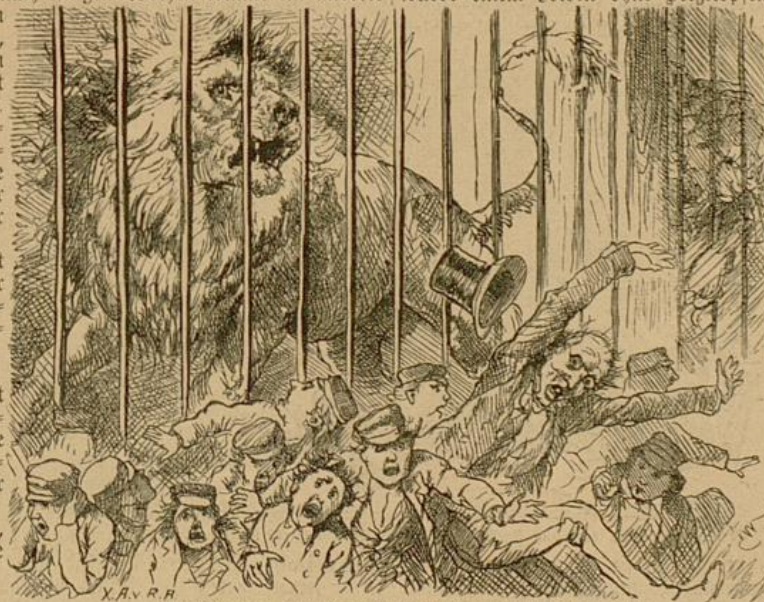
Ueber die wackere That eines einfachen Mannes aus dem Volke, schreibt man einen Zeitungsartikel, man schüttelt dem Manne die Hand: „Brav gemacht, guter Freund,“ und nach einigen Wochen kommt ein anderer braver Mann in die Zeitung, und von dem einen spricht man nicht mehr. Für die Geschichtschreiber sind die Thaten dieser Männer in der Regel kein Stoff, das ist dann etwas für die Geschichtschreiber, Kalendermacher und Dichter, und für diese ist es eine Ehrenaufgabe, solche Thaten zu verherrlichen, der Vergessenheit zu entreißen, und dem Volke als Muster vorzustellen. Und dieser Ehrenpflicht will nun auch der Hinkende, als Kalendermann und Geschichtschreiber genügen, indem er in seinem 82er die Thaten von drei wackeren Männern dem deutschen Volke erzählt:

I. Der Löwenbezwinger.

Ein gefangener König! Ihr habt ihn alle schon gesehen, den gefangenen „König der Wüste“, den Löwen, wie er hinter den eisernen Gitterstäben hervor, den mächtigen Kopf auf die gewaltigen Praxen gelegt, mit glühenden Augen hinausstarrt auf die gaffende Menge. Unwillkürlich prüft Euer Blick die Stärke des Eisengitters, das Euch allein den Muth giebt, der gefangenen Majestät so nahe zu treten.

Der Herr Professor hat seine Schüler vor den Löwenkäfig geführt und hält ihnen über die Natur des Löwen eine wissenschaftliche Vorlesung: „Felis leo, die größte Gattung Katzen. Gegenwärtiger Felis leo barbarus, der Löwe aus der Verberei ist die größte Varietät. Einen Löwen zu schießen ist gar nicht so schwer. Man läßt ihn auf 12 Schritte nahe kommen,

dann duckt sich der Löwe nieder um seinen Sprung zu messen, und während er auf der Erde hoch, schießt man ihn in den Kopf. Auf 12 Schritte, eine Kleinigkeit. Auch einem Löwen unbewaffnet zu begegnen, ist nicht so gefährlich als man glaubt. Er verleugnet seine Katzennatur nicht, und hat einen gewaltigen Respekt vor dem menschlichen Auge. Wenn Ihr einem Löwen begegnet, nur ruhig stehen bleiben, die Arme übereinander schlagen, und ihm fest ins Auge schauen. Er kommt Euch auf 10 Schritte nahe und macht sich fertig zum Sprunge, da trifft sein Blick das menschliche Auge, er wird unruhig, es wird ihm unbehaglich, er schließt die Augen und endlich nach 10 Minuten richtet er sich auf, und schon um sich blickend nimmt er den Rückzug. Muth und Geistesgegenwart, das ist Alles. Zeiget Ihr Furcht und wollet die Flucht ergreifen, so seid Ihr verloren. Die Theorie von der Gewalt des menschlichen Auges ist durch die Praxis wunderbar bestätigt. Was mich betrifft, ich würde einem Löwen ohne Herz klopfen begegnen. Ich



Der Professor stößt einen Angstschrei aus und fährt drei Schritte zurück.

Jetzt — — —

Jetzt hatte der Löwe genug:

„Der Feu mit Gebrüll richtet sich auf, da wird's still“, und mit einem gewaltigen Saße gegen das Eisengitter erschüttert er seinen Käfig.

Der Herr Professor stößt einen Angstschrei aus und fährt drei Schritte zurück.

„Herr Professor, Muth und Geistesgegenwart, das ist Alles“, rief ein naheweiser Quartaner.

„Die Brille“, stotterte der Herr Professor, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt, „ich habe nicht an die Brille gedacht. Unbewaffnet, auch mit unbewaffnetem Auge, muß man ihm imponiren, denn jede Waffe reizt den Löwen zum Angriff. Uebrigens, Müller, werde ich Dir wegen Deiner ungeziemenden Bemerkung heute Nachmittag eine Strafarbeit diktiren.“

Das war am Montag den 23. September 1861, da der Herr Professor in der Kreuzberg'schen Menagerie den verunglückten Versuch machte, den Löwen durch einen Blick seines Auges zu bändigen. Daß am

will's Euch bei dem gegenwärtigen Exemplare einmal vornmachen.“

Der Herr Professor schlug die Arme über

einander, gab seinem Auge

den rollenden Ausdruck, des-

sen er sich bediente, wenn

er einem seiner Schüler einen

Verweis zu ertheilen hatte,

und starzte durch seine

Brillengläser den Löwen an:

„Sehet, er blinzelt schon,

jetzt schließt er die Augen, er

richtet sich auf:

ausgezeichnet!

folgenden Tage der Löwe wirklich durch einen unbewaffneten Menschen werde gebändigt werden, allerdings nicht durch einen Blick, sondern durch einen Strick, davon hatte der Wüstenkönig keine Ahnung. —

Am folgenden Tage fuhr die Kreuzberg'sche Menagerie von St. Pauli in Hamburg ab, um sich über Wilhelmshurg nach Saarburg zur Eisenbahn zu begeben. — Wenn ein Fürst bei seinen Reisen sich keines Sonderzuges bedient, sondern seinen „Salonwagen“ in einen gewöhnlichen Zug einstellen läßt, so fährt er so zu sagen mit den Stellvertretern seiner Unterthanen; Geheime Rätbe, Banquiers und Gründer in der I. Klasse, in der II. Klasse Beamte, Fabrikanten und Kaufleute, und in der III. Klasse allerlei sonstig Volk, dessen Buntel für die zwei andern Klassen nicht gespickt genug ist, darunter auch der Hinfende. So hatte er diesmal auch den König Löwe in dem Wagenzuge der Kreuzberg'schen Menagerie. Herr Kreuzberg hatte zwar alle Hochachtung vor Sr. Majestät, allein Hochdieselbe in einem Extrazuge reisen zu lassen, dieser Aufwand war zu groß für seine Loyalität. Ueberdies war der gegenwärtige Löwe kein regierender Fürst gewesen, sondern er war in der Wüste der Verberei als junger, hoffnungsvoller Prinz gefangen worden, und führte auch in der Gefangenschaft den Namen „Prinz“. Der prinzliche Salonwagen war also der dritte im Zuge: In dem ersten Wagen III. Klasse: Affen

und sonstiges gemeines Volk, in der II. Klasse des zweiten Wagens im Thierstande hohe und hochangesehene Civilbeamte: ein Faulthier, ein Fuchs und ein wilder Esel, und in der I. Klasse einige Repräsentanten der thierischen Militärmacht: General Bär, Husarenoberst Tiger, Hauptmann Wolf und der Armeelieferant Bielfraß. Der Zug wurde angeführt von dem Knecht Heinrich Rundsbergen aus Steinhorst, der etwas misanthrop auf seinem Sattelgaulle saß, weil er den „Affenkasten“ führen mußte, während sein glücklicher Kollege, der Hausknecht Polkin, die Ehre hatte, den prinzlichen Wagen, den Löwenwagen, zu führen, und stolz im Bewußtsein seiner Würde auf dem Sattelpferde saß. Der gute Polkin war kein Diplomat, sonst hätte er wissen können, daß es oft eine gefährliche Sache ist, einen König führen zu wollen. Der „Prinz“ in seinem Wagen war heute besonders übler Laune. Gestern hatte ihn der Professor mit seinen Brillengläsern geärgert, auch träumte er von den Freunden seiner Heimat, von seinen prinzlichen Jagdvergnügen, von den fetten Antilopen, und — auch von einer jungen, reizenden Löwin träumte er, und jetzt — gefangen und zur Schau ausgestellt einer gaffenden Menge! Zornig knurrte er

und faste mit den Zähnen das eiserne Gitter, das ihn von seiner Freiheit trennte. Da — was war das? — das Gitter gab nach, es bewegte sich — hatte man vergessen den Riegel vorzuschieben? Belebend vor Aufregung klemmte Prinz die Krallen in die Oeffnung, mit gewaltiger Tasse riß er die Thüre auf und mit freudigem Gebrüll entsprang er seinem Gefängnisse. Freiheit! Und gleich vor seinen Augen die Beute! Hurrah! Wieder einmal ein Jagdvergnügen! Mit gewaltigem Satze, dem erschrocken Polkin mit der Hintertasse den Schenkel streifend, warf er sich auf das Handpferd, die Krallen in den Nacken, und die Zähne in das Fleisch des armen Thieres schlagend, das stöhnend niederstürzte.

„Polkin sprang flugs von seinem Schimmel, — „Ich hätt' es auch gethan,“ und machte es, wie die zahlreiche Menge auf der Straße es auch gemacht hatte, und wie es nicht nur der Hinfende, sondern wahrscheinlich auch der geneigte Leser gemacht haben würde — er brannte durch, und die belebte Straße war in einem Augenblicke leer. — Wer aber nicht durchbrannte, das war der Führer des



Er fühlte nicht, wie der kühne Knecht langsam und fest den Strick unter seiner Mähne durchzog.

Affenwagens, Heinrich Rundsbergen.

Er verfuhr genau so, als hätte er kurz vorher von dem Herrn Professor eine Vorlesung gehört, wie man einen Löwen lebendig fängt:

„Einen lebendigen Löwen zu fangen, ist gar nicht so schwer wie man glaubt. Muth und Geistesgegenwart, das ist Alles! Man überrascht den Löwen, wenn er eine Antilope

oder Giraffe niedergeworfen hat und mit dem Zerreißen seiner Beute beschäftigt ist, Blutdurst und Leidenschaft machen ihn blind, und während dem Fraße kann man ihm ohne Gefahr zu Leibe gehen; er merkt es nicht. Man schlingt ihm ganz ruhig einen starken Strick um den Hals, bindet den Strick an eine nahe stehende Palme, und — man hat ihn. Ich würde —“

O, Herr Professor, wie schade, daß Sie nicht gegenwärtig waren, um mit Genugthuung zu sehen, wie ein gewöhnlicher Knecht die Nichtigkeit Ihrer Theorie durch die Praxis beweist.

Rundsbergen sprang ebenfalls von seinem Pferde: „So, Ho, du frecher Burche, was machst du da? Wart! ich will dir Pferde fressen!“ und mit einem starken Tau, an das er eine Schleife gemacht hatte, nahte er sich vorsichtig, doch unerschrocken dem Löwen. Dieser schwelgte in seinem Fraße: Da, zuckendes, lebendiges Fleisch, und warmes, rauchendes Blut, statt des Aases von einer kranken, oder gar krepirten Kuh! Wie lange ist es her, daß er bei seines Herrn Vaters fürstlicher Tafel ein solches Festmahl gehalten!

Aber der Herr Professor hatte Recht, Blutdurst und Leidenschaft machten den prinzlichen Löwen blind, und

während er im Fraße schwelgte, merkte er nicht, was hinter seinem Rücken vorging; er fühlte nicht, wie der tübne Knecht langsam und fest den Strick unter seiner Mähne durchzog, und um seinen Hals die Schlinge befestigte, und sah nicht, wie er das Thau — um eine Palme schlang? nein, Palmen wachsen nicht auf den Straßen Hamburgs — wie er das Tau durch ein Wagenrad steckte, und wie ein anderer wackerer Mann, der Fuhrmann Appel, dem Rundsahgen zu Hilfe sprang.

„Brav, Appel! Jetzt fest angezogen!“ ruft Rundsahgen, und mit Macht wurde von den Beiden der Strick angezogen.

„Ein Kitzeln an der Kehle belehrt die Majestät, Daß hinter ihrem Rücken Apartes vor sich geht.“
Armer Prinz, es ist zu spät. Du hast deinen letzten Traum geträumt, und hast dein Hentersmahl gehalten. Im nächsten Augenblicke war er von dem ächzenden Pferde heruntergerissen und lag röchelnd am Boden.
„Hurrah, wir haben ihn! Jetzt noch einmal!“

Und, erwürgt von einem Stricke endete das königliche Thier! —

Der brave Rundsahgen ist schon seit mehreren Jahren gestorben.

Er hat für seine tübne und männliche That von der „Patriotischen Gesellschaft“ die goldene Medaille erhalten und durch Sammlungen eine bedeutende Summe, so daß er für seine bescheidenen Verhältnisse zu einigem Wohlstande kam.

Seinem Andenken weiht der Hinkende diese Geschichte.

II. Der Postbote Rosenauer.

Der brave Mann, von dem wir jetzt erzählen wollen, Rosenauer heißt er, hatte nicht, wie der wackere Rundsahgen, mit einem Löwen zu kämpfen, aber mit einer anderen wilden Bestie, mit einem mächtigen Schneesturme, der durch das Land segte, und alles Leben in seinen eisigen Armen erstarren machte.

Am 5. Dezember 1880 war's, als der Postbote Rosenauer beim Postamt in Landsbut sein Postfelleisen in Empfang nahm, um es, wie er täglich mußte, hinaus in die Landgemeinden zu tragen.

„s ist ein wenig schwer heute, Rosenauer,“ sagte der freundliche Postbeamte.

„Kenne ich schon,“ lachte der Postbote und legte die Hand an die Mütze. „Weihnachtszeit, schöne Zeit, namentlich für uns, die wir Christkindles-Postboten machen. Fängt heuer etwas frühzeitig an. Doch freut mich's, den Leuten eine Freude hinauszutragen; je früher, desto besser!“

„Habt aber einen schlimmen Tag heute. Es schneit ja, als ob alle Engel im Himmel ihre Federbetten ausschüttelten!“

„Thut nichts; ein alter Kirassier, wie ich, geht durch Dick und Dünn. Guten Morgen, Herr!“

„Guten Morgen und glückliche Reise.“

Rosenauer hing das schwere Felleisen über den Rücken und begann seine Wanderung.

Der Schnee lag tief und knirschte unter seinen Tritten und die Engeln schüttelten noch immer lustig zu.

Nach einer Viertelstunde aber fing es an sehr unlustig zu werden; ein Sturm hatte sich erhoben, jagte den mehligen Schnee über Straße und Felder, und die feinen Eisnadeln schlugen dem Boten schmerzend in's Gesicht.

„Christkindle hätte wohl etwas besser Wetter bestellen können, wenn wir die Botenläufer für seine Liebesgaben machen,“ brummte er, doch kämpfte er sich wacker weiter, knietief im Schnee, dem Sturm ent-

gegen. Eine halbe Stunde später hielt er erschöpft inne und hielt Umschau. Die Schneewogen wirbelten so dicht um ihn, daß er kaum zwanzig Schritte weit sehen konnte.

„Der Hentker weiß, wo ich bin! Ich glaube, ich bin von der Straße abgekommen. Dummheit, daß sie keine Bäume an die Straße pflanzen, als Wegweiser bei so einem Hundewetter!“

Er warf sein Felleisen in den Schnee, und setzte sich darauf mit dem Rücken gegen den Sturm, und nahm aus der Feldflasche einen kräftigen Schluck.

„Brh! Das brennt ein! Ist doch eine wahre Gottesgabe, so ein Schluck Schnaps zur rechten Zeit. Doch, was ist das?“

Trotz dem Toben des Sturmes vernahm sein Ohr ein leises Wimmern, einen klagenden Ton, ganz in seiner Nähe. Er lauschte. Jetzt ein Schrei, wie der Todeschrei eines Hasen unter den Zähnen des Hundes.

„Sollte Freund Keimede in dem Schneesturm einen fetten Bissen erwischt haben? Oder hat die Schneewehe eine Kette Hühner verschüttet? Will doch nachsehen, vielleicht sendet mir das Christkindle einen Festbraten.“

Rosenauer watete durch den tiefen Schnee einem Buschwerk zu, aus dem hervor er das Wimmern glaubte gehört zu haben. Was er hinter dem Busch fand, entriß ihm einen Ausruf des Erstaunens. Richtig, ein ganzes Nest voll, aber keine Feldhühner und keine Hasen, nein, ein ganzes Nest voll kleiner — Kinder, reichlich ein Duzend, die sich, zitternd vor Kälte und Angst, wie Schäflein zusammengedrängt hatten, und leise weinten und wimmerten.

„He da, Kinder,“ rief Rosenauer, „was treibt ihr da, bei dem abscheulichen Unwetter?“

„Lieber Mann,“ erzählte heulend ein zehnjähriger Bube mit einem Schulranzen auf dem Rücken, „wir kommen aus der Schule aus Adlsofen, und haben uns im Schnee verirrt. Ach Gott, ach Gott, ich glaub', wir müssen alle sterben!“

„Nur ruhig, mein Junge, so weit ist es noch nicht,“ tröstete der Postbote. „Wo seid ihr her?“

„Ich bin von Günzsofen, und ich von Lätersofen!“ riefen die Kinder durcheinander.

„Nun auf, mein Bursche, wir wollen's versuchen durch den Schnee zu kommen. Nur wacker ausgeschritten, so erreichen wir bald eine warme Stube. Lätersofen kann nicht mehr weit sein.“

„Ach Gott!“ jammerte ein Knabe, „mein Schwesterle kann nicht mehr laufen, und das Kathrinchen auch nicht, die sind hier gerade umgefallen!“

„Und dem Himmelbacher sein Josefble,“ klagte ein anderer, „ist schon fast todt vor Kälte!“

Rosenauer kauerte nieder zu den drei kleinsten Kindern, zwei Mädchen und ein Knabe, die in einem bejammernswerthen Zustande und vor Kälte halb erstarrt waren.

„Arme Kinder! Da war es freilich die höchste Zeit!“

Er suchte die armen Kleinen zu erwärmen, rieb ihnen Stirn und Schläfe mit Branntwein, und stößte ihnen einige Tropfen ein von dem belebenden Tranke, und zu seiner großen Freude sah er, daß sie sich allmählich erholten.

Der Gedanke, daß der Himmel ihn zur Rettung der Kinder gesandt, belebte seinen Muth und stählte seine Kraft: „Kurwache, ihr Jungens, jetzt gilt es wacker zu sein!“ rief er den Kindern ermutigend zu.

„Josefble, du reitest auf meinem Rücken! Doch halt, erst die Mädchen!“ und er nahm die zwei kleinen

Mädchen auf die Arme und hüllte sie sorgfältig in seinen Mantel.

„Fest, Josephle, aufgestiegen!“

Die Mädchen klammerten sich an seinen Hals, und Josephle, der sich wieder erholt hatte, kletterte auf seinen Rücken.

„Ihr Jüngens dort hinten, macht einen Gänsemarsch. Jeder hält sich am Kamisol seines Vordermannes, und der erste faßt meinen Rock. Seid Ihr fertig? Also: Ganzes Bataillon, vorwärts Marsch!“ Freilich, so fröhlich, wie der Marsch begonnen, wurde er nicht fortgesetzt. Den Knaben auf dem Rücken, die beiden Mädchen auf den Armen, das schwere Postfelleisen umgehungen — das hätte er um eine Welt nicht im Stiche gelassen — und eine Kette von ermatteten Buben nach sich schleppend, so kämpfte der brave Mann sich vorwärts durch den Schnee und gegen den ungeschwächt tobenden Sturm. Es gehörte der Muth eines Helden und die Kraft eines Riesen dazu, mit einem solchen Ballast der Wuth der Elemente nicht zu unterliegen, aber Rosenauer hatte diesen Muth und diese Kraft, beide noch gestählt durch den Gedanken: Du rettest die Kinder von dem sichern Tode.

Nach einer Stunde erschöpfenden Ringens gewann er die Strafe wieder, die hochliegend durch den Sturm ziemlich von Schnee freigelegt war, und brachte die Kinder glücklich nach Lüntertöfen, wo die schon verloren geglaubten mit Jubel aufgenommen und gepflegt wurden.

Rosenauer erhielt von der Regierung als Anerkennung für seine brave That eine Remuneration von 50 Mark und eine öffentliche Belobung.

Sein schönster Lohn aber war das Bewußtsein seiner That und der Dank der Eltern, denen er die Kinder gerettet hat.

Wenn der Hinkende Orden zu vertheilen hätte, der Mann müßte einen haben.

Oberjäger Hoppe von Mars-la-tour.

Wenn Moltke, unser berühmter Schlachten-Denker und Schlachten-Lenker einmal sein ebenfalls berühmtes Schweigen bricht und über den Krieg spricht, dann hat er ganz Europa — und noch etwas drüber hinaus — als Zuhörer. Und Moltke hat gesprochen, ja, er hat es sogar schriftlich gemacht in einem Schreibebrief an den berühmten Staatsrechtslehrer Bluntschli. Moltke sagt: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung. Die edelsten

Tugenden des Menschen entfalten sich dafelbst: der Muth und die Entsaugung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Selbstaufopferung, der Soldat giebt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis gerathen und sich im Materialismus verlieren!“

Der Krieg wäre hiernach eine Art reinigendes Gewitter; aber das gleiche Loblied könnte man auch noch anderen, ebenso reinigenden, oder vielmehr aufräumenden Donnerwettern singen: der Pest und verbererenden Seuchen, der Hungersnoth, den Sündfluthen, dem Brand der Städte und wie sie alle heißen, die man mit gleichem Rechte „Elemente der von Gott eingesetzten Ordnung“ nennen könnte. Man nennt sie auch Geiseln und Strafgerichte Gottes, und auch in ihnen, wie im Kriege entfalten sich die edelsten Tugenden der



Die Mädchen klammerten sich an seinen Hals.

Menschen, aber auch in ihnen, wie im Kriege entfesselt sich die Bestie im Menschen, ja im Kriege, in diesem Massenmorde von Menschen gegen Menschen, vorzugsweise. Und die diesem „Männermorden“ Element „der von Gott eingesetzten Weltordnung“ vorzugsweise zum Opfer fallen, sind häufig die Bravsten und Besten, gerade weil sie die Bravsten und Besten sind. Hoffentlich giebt es noch andere, weniger blutige Mittel die Welt vor Fäulnis zu bewahren, und wenn der ewige Friede ein unerreichtbares Ideal sein sollte — man muß den Völkern nicht alle seine Ideale zertrümmern, — so darf doch der blutige Krieg niemals ein Ideal der Völker sein.

„Holder Friede,
„Süße Eintracht,
„Weilet, weilet
„Freundlich über
dieser Stadt!
„Wöge nie der Tag
erscheinen,

„Wo des rauhen Krieges Herden
„Dieses stille Thal durchtoben,
„Wo der Himmel,
„Den des Abends sanfte Nöthe
„Lieblich malt,
„Von der Dörfer, von der Städte
„Witbem Brande schrecklich strahlt! —

Von einem dieser Bravsten und Edelsten, die dem Kriege zum Opfer gefallen sind, — die sich gepflegt haben in Vertheidigung ihres Vaterlandes, — Vertheidigung von Haus und Herd, Nothwehr, die allein den Krieg entschuldigen, ja ihn adeln kann — von einem solchen Braven und Edeln will nun der Hinkende erzählen: Die Geschichte des

Oberjägers Hoppe von Mars-la-tour.
Wir lassen einen Augenzeugen erzählen:

Hoppe machte in der 1. Compagnie des Brandenburgischen Jäger-Bataillons No. 3, zu der auch ich gehörte, den ruhmreichen Feldzug gegen Frankreich mit. Ein hoher, stattlicher Mann, trugen seine Gesichtszüge den Stempel der Intelligenz und aus den unter den starken Brauen hervorleuchtenden Augen sprach die Treue und Biederkeit eines echt deutschen Herzens. Im Walde aufgezogen und als Förster herangebildet, hatte er, wie der Papst die Eigenschaft der „Unfehlbarkeit“, aber eine praktischere Unfehlbarkeit, die Unfehlbarkeit seiner Kugelbüchse, und als Berliner Kind konnte er sprudeln von Witz und toller Laune.

Es war am 16. August 1870.

Unser Bataillon hatte Gorze erreicht.

Eine Patrouille Zithen-Husaren sprengte uns entgegen; „Heute giebt es Arbeit, Kameraden!“ rief der Lieutenant.

Und so war es auch. Wir hatten hinter Gorze eine Anhöhe erstiegen, unter klingendem Spiel der voranmarschirenden Musik. Plötzlich brach die Musik mitten in dem „Marsch“ ab und schwenkte rechts ab, hinter die Front. Jetzt wußten wir, daß bald andere Musikanten uns aufspielen, und wir andere Musik zu hören bekommen würden.

„In Zügen links, marschirt auf! Marsch, marsch!“ Im Laufschritt ging es vorwärts. Mündungsdeckel und Visirtappen ab! Geladen!“ Mitten im Laufschritt, mit vollem Dachs und „gerolltem“ Mantel brachten wir dies Alles flott zu Stande.

„Halt! Nieder!“

Im Nu lagen wir auf dem Bauch, auf der Erde.

Drei Granaten schlugen dicht vor uns ein, und schleuderten ihre Sprengstücke über unsere Leiber weg.

Hoppe schwenkte lachend seinen Helm: „Merci, für die Einladungskarten, wir werden Euch bald Gegengewichte machen.“

Wir warteten aber keine zweite Einladungskarte ab, die in dem geschlossenen Bataillon doch hätte sehr unangenehm werden können, rasch schwärmten wir vor dem kleinen Gehölze in zwei Gliedern aus und warfen uns wieder zur Erde. „Seht Ihr sie dort, die Rothhosen!“ rief Hoppe und deutete in die Ferne.

Wir sahen sie kaum, die feindlichen Regimenter, so weit waren sie entfernt, aber sehr bald machten sie sich uns auf sehr unhöfliche Weise bemerkbar, und mit ihren weittragenden Chassepot-Büchsen überschütteten sie uns mit einem Kugelregen, gegen den ein Regenschirm noch nicht erfunden worden ist.

Wir waren ohne die geringste Deckung, kein Graben, keine schützenden Dämme, kein Baum, wir lagen auf dem stark abfallenden Felde, bergab, den Kopf nach

unten, die Füße nach oben, und nur wenn wir schossen, erhoben wir uns auf ein Knie. Wir gaben's Ihnen redlich heim, konnten aber in der großen Entfernung nicht sehen, ob wir ihnen großen Schaden gethan.

Unter uns allen, die wir auf dem Bauche lagen, oder knieend schossen, stand nur einer aufrecht, stolz und stramm, und gab seine Schüsse ab, ruhig wie auf dem Exercierplatze, als wären die Franzosen nur gemalte Scheiben. — der Oberjäger Hoppe.

„Donnerwetter, Hoppe, werfen Sie sich doch nieder!“ „Bitte, Herr Lieutenant, lassen Sie mich nur stehend schießen, ich kann das Liegen und Knien nicht vertragen!“

Schon nach der ersten Viertelstunde waren wohl schon dreißig Mann schwer verwundet oder todt. Sie hatten fast sämmtlich Schüsse in den Kopf erhalten.

Da galt es nicht nur zu schießen, sondern auch zu helfen und den verwundeten Kameraden beizuspringen. Und eben so ruhig, als er mit seiner Büchse arbeitete, eben so ruhig, als wäre er Krankenwärter in einem Lazareth, mitten im Kugelregen, übte er seine Samariterspacht, hier einem Verwundeten das Koppel öffnend, dort einem anderen eine bessere Lage zum Sterben bereidend. —

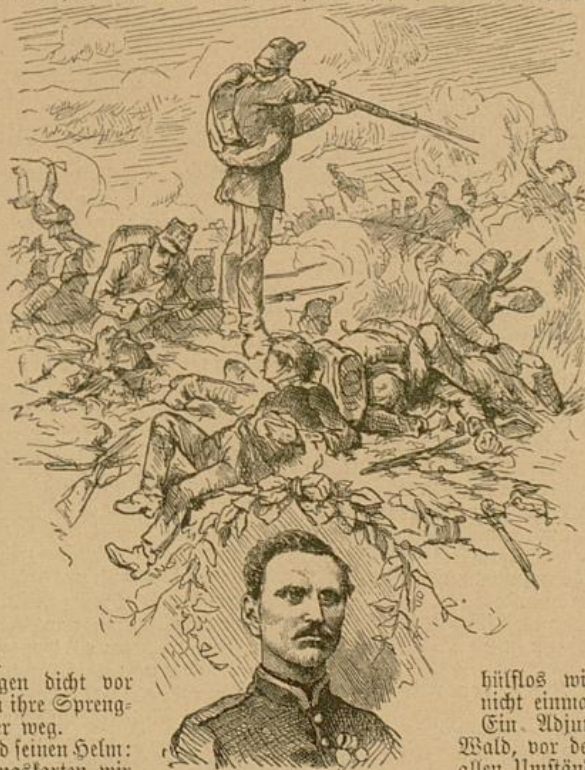
Hier warf auch mich ein Schuß in die linke Schulter nieder. Um mich und neben mir Schreien und Stöhnen, das unheimliche Pfeifen der feindlichen Kugeln, das Geknatter unserer Büchsen, ermunternde Rufe unserer Offiziere und unseres Hoppe erster Zurpruch, — ich hörte Alles, war aber so hilflos wie ein Kind, und konnte nicht einmal Hurrah! schreien.

Ein Adjutant jagte herbei; der Wald, vor dem wir lagen, mußte unter allen Umständen gehalten werden.

Ja, wenn die Franzosen gewußt hätten, — was

sie glücklicherweise in der Regel niemals wußten, — wie stark, oder vielmehr, wie schwach wir waren, sie hätten uns mit ihrer zwanzigsfachen Uebermacht erdrückt, und Gorze, in welchem nur eine Schwadron Zithen-Husaren athemlos auf den Gefechtslärm lauschte, spielend genommen. So aber spielten wir wader mit, wenn auch mit hohem blutigen Einsatz.

Mit einem Male, etwa 200 Schritte vor uns, tauchte hinter einem Erdwalle ein feindliches Bataillon auf, das mit aufgepflanztem Seitengewehr auf unsere Stellung, oder vielmehr „Lage“ losmarschirte. Wir hatten große Verluste erlitten, allein von meiner, der 1. Compagnie, waren 108 Mann geblieben, und die meisten unserer Offiziere waren verwundet; Hoppe stand noch unter uns, frisch und unverwundet, wie



Hoppe stand noch unter uns, frisch und unverwundet, wie ein zürnender Kriegsgott.

ein zürnder Kriegsgott. Kein Wunder, daß wir —
An die Rippen recht das Männerherz,
 — mit angehaltenem Athem, wer überhaupt noch
 Athem hatte, den kommenden Dingen entgegen sahen.
 Unser Feuer schwieg.

Hoppe pflanzte mit großer Seelenruhe seinen Hirsch-
 fänger auf die Büchse: „Ich glaube, sie wollen unsere
 persönliche Bekanntschaft machen.“

Das feindliche Bataillon war inzwischen auf 80
 Schritte nahe gekommen, wir waren fast schon aufge-
 rieben, und der nahe Feind konnte nicht mehr getäuscht
 werden die Todten für Lebende zu halten, — da warf
 Hoppe einen Blick auf seinen Offizier, und da das
 erwartete Commando Schnellfeuer noch nicht erfolgte,
 hielt er sich nicht mehr länger, er warf die Büchse an
 die Schulter, ein einziger Blitz und Knall aus unserer
 Mitte, und der französische rechte Flügeloffizier stürzte
 zusammen.

Die Franzosen stuzten einen Augenblick, dann ging
 es vorwärts im Lauffschritt.

Jetzt endlich das Commando „Schnellfeuer!“

Ein ununterbrochenes Knattern erfolgte und in wohl-
 gezieltem Schnellfeuer klappten die ersten feindlichen
 Kolonnen zusammen, wie Taschenmesser, die anderen
 liefen davon.

„Lasset sie laufen“, rief Hoppe, „sparet euer Pulver,
 dort gibt es bessere Arbeit!“

Eine Batterie mit sechs Schimmelu fuhr acht-
 hundert Schritte vor uns auf.

„Schidet ihnen einen deutschen Gruß! Aht Hundert
 Schritt Standortir! Schnellfeuer!“

Die feindliche Batterie hatte noch nicht ganz gedreht,
 da waren Mannschaft und Schimmel durch unsern
 Bleihagel niedergemäht.

Hoppe hätte sich am liebsten die Kanonen geholt,
 aber es erfolgte kein Commando mehr, auch unser
 letzter Offizier ward, schwerverwundet, zurückgetragen
 und für Hoppe gab es wieder Samariterarbeit genug
 auf dem Kampfplatze, da bekam ich meine zweite Kugel
 in den rechten Fuß, die mir unsägliche Schmerzen
 verursachte und mir einen Weheruf entriß. Da rief
 mir Hoppe zu: „Die Zähne zusammengebissen, Hein-
 rich! Es gilt für's Vaterland!“

Und ich biß sie zusammen und kämpfte den Schmerz
 gewaltsam nieder; ich suchte meinem Tröster die Hand
 zu reichen.

„So recht, Heinrich, Keiner von uns kann heute
 etwas Appartes haben.“

Trotz des immer stärker werdenden Kugelregens
 schnallte mir Hoppe den Dachs ab, stellte ihn mir vor
 den Kopf, und legte noch zwei todt Kameraden vor
 mich hin: „Will's Gott, so kommst Du durch, von
 vornen bist Du jetzt sicher.“

Blutverlust und Aufregung hatten mich erschöpft,
 ich fiel in Ohnmacht.

Ein fürchterliches Geknatter weckte mich. Ich sah
 Hoppe mit hochrothem Gesicht und blitzenden Augen
 eifrig schießen. „Heinrich, es geht zu Ende, wir
 müssen unterliegen!“

Doch horch, was ist das? Deutsches Kommando!
 Gottlob, es kommt Verstärkung! Infanterie, Artillerie!
 Ein Hurrah! brauste durch unsere zerrissenen Reihen.
 „Hurrah!“ Ich schreie mit. Die Verwundeten richten
 sich auf, und schwenken ihre Helme. Hoppe rief nicht,
 aber ein Ausdruck von Glückseligkeit verklärte sein
 edles Gesicht. Es war sein letztes Glück. Eben gab
 er noch einen Schuß ab: „Rache für unsere Todten“,
 da fuhr er mit der Hand nach dem Herzen und lautlos

sank er nieder. Kein Schmerzensschrei entrang sich
 seiner Brust; — er war in dem befehligen Gedanken
 gestorben, „die Hülse naht, wir siegen.“

— Als am andern Tage die Todtengräber ihr
 trauriges Amt vollziehen wollten, naht der Korps-
 Kommandant, Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe,
 und mit bekümmertem Antlitz überichaut er das Leichen-
 feld „seiner dritten Jäger“.

„Wo liegt der Oberjäger Hoppe?“

„Hier, Königliche Hoheit!“

Schweigend tritt er vor die Leiche des Helden und
 legt salutirend die Hand an die Bärenmütze, mit ihm
 sein ganzes Gefolge.

Wie war er da so ernst, als er zu neuen Siegen
 davon sprengte.

Auch der Hinkende legt einen Lorbeerkranz auf das
 Grab eines Braven. —

Die geprellten Fische.

Ein wohlgemähtes Pfaffenkränzlein, schnurrig aufgelegt,
 Wie es die wohlbesetzte Kirchestafel mit sich brachte,
 Gatt' unter sich ein schadenfrohes Plänchen ausgebeut,
 Von dem ein Jeder selbst den besten Nutz zu ziehen dachte. —
 Das Hühnersüpplein war vertilgt, und manche fette Wurst;
 Nur Reste sah man noch von all den vielen guten Sachen,
 Womit die frommen Herrn bei einem Kirmeschmaus den Durst
 Gar weise sich zu einem Götterhochgenusse machen. —

Da kam der Azung Krone noch, es ward zu guter Letzt
 Ein wahrer Augentrost für die noch nicht besiegten Oeffen
 Ein wundervoll gebraten duftend Ferkel aufgesetzt;

Ein Jeder schmaukt und rüftet sich mit hochgeschwung'nem Messer.
 Da räuhert sich der Pfarrherr langsam feierlich und spricht:

„Von diesem Ferkel darf nur der ein saftig Stücklein nehmen,“

„Der in Begleitung eines Bibelspruchs ein Knöchlein bricht,“

„Weiß einer nichts, so muß er zuzusehen sich bequemen. —“

Gar spöttlich blickten männlich die bibelfesten Herrn
 Auf das Schulmeisterlein, dem man den Bissen nicht vergönnte,

Von dem man sicher hoffen durfte (nun wer glaubt's nicht gern),
 Daß er sich nimmermehr mit Bibelsprüchen helfen könnte. —

Der Pfarrherr trennt mit kunstgeübter Hand des Ferkels Ohr,
 Den allbekanntest Leckerbissen ab und murmelt sachte:

„Und Petrus blieb des Malchus Ohr hinweg;“ er aß, man lachte
 Und rief, es sollt' der Dorfschu'meister nun mit seiner Kunst

Sein Stücklein sich verdienen, denn die guten lieben Herren
 Gedachten, daß des Borrang's leichtthin weggeschenkte Günst

Des guten Mannes Magen werde nicht zu sehr beschweren.
 So aufgefordert trat der Mann aus seinem Winkel vor,

Legt seine Serviette flach hin auf den Tisch und packte
 Das Ferkel an dem zweiten, noch nicht abgetrennten Ohr

Und schnürt es kräftig in das Tuch, daß jedes Knöchlein knackte.
 Hoho, den Bibelspruch! ruft Alles wie aus einem Mund,

Und schaut des fetten Menschen Thun mit grimmigem Entsetzen;
 Ja so, den Bibelspruch sagt der, und blicket in die Mund',

Als wüß' er nichts — der Pfäfflein Schreck weicht sichtlich dem
 Ergötzen;

Doch weh, man in Dorfschulmeister nimmt das Ferkel in den Arm,
 „Und Nikodemus hüllt' den Leichnam in ein reines Leinen,“

„Und trug ihn fort nach Haus;“ er sprach, und eilte, es
 noch warm

Zum Kirmeschmause heim zu bringen zu — den lieben Seinen.

Das Wüschelmännchen.

Ein Märchen

von Rises (G. Th. Fechner).



Ein kleines graues Männchen saß auf einem Sack Kartoffeln am Wege. Der Herbstwind wehte kalt, das kleine Männchen hufcherte sich zusammen und schien zu frieren, auch machte es ein gar betrübtes Gesicht. Da kam ein Bauer mit einer guten Pelzjacke auf einem Peiterwagen des Weges daher gefahren. „Heh!“ rief ihn das kleine Männchen an: „Was giebt's?“ schrie der Bauer. Darauf sagte das Männchen mit weinerlicher, halb singender Stimme:

„Ach, ich bin müd', kann meinen Sack
Nicht länger tragen, Hudepad;
Drum hab Erbarmen, bitt' Euch, bitt',
Nehmt mich auf Eurem Wagen mit.“

„Was da“, rief der Bauer, „meine Pferde haben genug für mich zu thun, da werde ich ihnen nicht noch fremde Säcke aufladen.“ Damit fuhr er fort und murmelte noch für sich in den Bart: „Hätt' ich mir die Zeit nehmen wollen, den Sack von dem Lumpenkerl und ihn wohl noch dazu aufzuladen, wär' mir wohl zu Hause die Suppe derweil kalt geworden.“ Das kleine Männchen aber nahm eine Kartoffel aus dem Sack und warf sie nach dem Wagen, so daß ein Rad davon getroffen wurde. Der Bauer fuhr rasch zu, an das Kaltwerden der Suppe denkend, versah es aber dabei, so daß das von der Kartoffel getroffene Rad über einen Chausseerhaufen wegging. Hierbei zerbrach etwas am Rade, der Wagen schlug um, und der Bauer fiel sich ein paar derbe Löcher in den Kopf. Er mußte die Pferde ausspannen und hinkte scheltend und fluchend hindrendreiß in das Dorf. Als er zu Hause ankam und sich zu seiner Suppe hinsetzen wollte, zerbrach die Schüssel, als sie die Frau hereinbrachte, über seinen Füßen, und er hatte nun keine Suppe, aber ein verbrühtes Bein.

Nicht lange, nachdem der Wagen mit dem Bauern bei dem grauen Männchen vorbeigefahren war, kam ein junger Bursche mit zwei Pferden an denselben vorbei. Auf dem einen ritt er selber, das andere ging ledig nebenher. Das kleine Männchen rief wieder: „Heh!“ „Was giebt's?“ schrie der Bauerbursche. Da kleine Männchen sang wieder mit seiner weinerlichen Stimme:

„Ach, ich bin müd', kann meinen Sack
Nicht länger tragen, Hudepad;
Drum hab Erbarmen, bitt' Euch, bitt',
Nehmt mich auf Eurem Kößlein mit.“

„Ei was“, schrie der Bursch, „dazu sind meine Pferde zu gut, Kartoffelsäcke zu tragen; wartet bis ein Hiel vorbei kommt, der so grau ist, wie Ihr.“ Dabei lachte er, weil er dachte, etwas recht Witziges gesagt zu haben, und ritt weiter, indem er für sich murmelte: „Hätt' ich mich damit aufhalten wollen, den Sack und den kleinen Kerl aufzuladen, so würde ich gewiß nicht zur rechten Zeit zum Tanze kommen.“ Das kleine Männchen nahm wieder eine Kartoffel aus seinem Sack und warf sie nach dem Burschen, so daß ein Bein desselben getroffen wurde. Als nun der Bursch ein Stück geritten war, traf es sich, daß der Wind ein Stück Wäsche, das seitwärts von der Straße lag, aufhob, und gegen die Pferde wehte. Davon wurden diese scheu und liefen mit dem Burschen querselbein. Er wurde abgeworfen und verstauchte sich dabei das Bein, so daß er nur mit

vieler Mühe und Schmerzen nach Hause kommen konnte, und natürlich ans Tanzen nicht mehr zu denken war.

Eine Weile, nachdem der Bauerbursche beim grauen Männchen vorbeigeritten war, kam ein Bauer zu Fuß in einem leinenen Kittel des Weges daher. Das graue Männchen rief ihn wieder an: „Heh!“ „Was giebt's?“ sagte der Bauer, indem er stehen blieb. Das Männchen sang ihn wieder an:

„Ach, ich bin müd', kann meinen Sack
Nicht länger tragen, Hudepad;
Drum hab Erbarmen, bitt' Euch, bitt',
Nehmt ihn ein Stücklein Weges mit.“

Der Bauer sah das kleine Männchen verwundert an und sagte zu ihm: „Du bist mir ein kurioser Bursch; ich bin froh, meine saure Arbeit heute gethan zu haben und ledig nach Hause gehen zu können; nun soll ich gar noch einen fremden Sack auf meinen Buckel nehmen!“ Wie er indeß das kleine Männchen und den schweren Sack so betrachtete, fing es ihm doch an leid zu thun. „Ei“, dachte er bei sich selbst, „es hat dir auch oft gut gethan, wenn dir Jemand bei einer schweren Arbeit fortgeholfen hat; und wenn es dir jetzt auch noch ein Stück Weges sauer wird, so kannst du dich nachher auf die Ofenbank legen und schliffst um so besser.“ Er sagte daher zu dem grauen Männchen: „Na gieb deinen Sack mir her; bis zum Dorfe will ich dir ihn tragen.“ Das Männchen sprang vergnügt auf, der Bauer nahm den Sack auf den Rücken und schritt nach dem Dorfe zu; das Männchen aber trippelte neben her. Unterwegs fragte es der Bauer, wo es her wäre und wie es dazu gekommen wäre, sich mit einem so schweren Sack zu beladen. Der kleine Mann erzählte darauf, er sei ein armer Kerl aus dem Dorfe Zwergenau, 2 Stunden von hier, und sei bei seinem Vetter zum Besuch gewesen, der in der Umgegend ein großes Bauerngut besäße und ihm öfters Wohlthaten bewiese. Dieser habe ihm beim Abschied erlaubt, sich so viel Kartoffeln mitzunehmen, als er fortbringen könne; da habe er sich den Sack vollgefüllt, aber nicht weiter damit kommen können, als bis zu der Stelle, wo ihn der Bauer gefunden; er wolle heute Abend nur noch bis in das Dorf, auf das sie zügigen; dort wolle er eine Nachtherberge suchen und morgen sehen, wie er seinen Sack vollends nach Hause bringe. Der Bauer entgegnete, da würde er doch besser gethan haben, nicht mehr Kartoffeln mitzunehmen, als er gut auf seinen eigenen Schultern hätte fortbringen können. Der Kleine erwiderte: „Ich will Euch sagen, wie das zügig. Als ich den Sack aufnahm, hochte und hochte mein Buckel, rüttelte und schüttelte sich und sagte: „Den Sack kann ich nur halb tragen.“ Ich aber sagte: „Ei, mein lieber Buckel, wenn du den Sack nur halb tragen kannst, so wirst du und ich den halben Winter hungern müssen, und wir werden beide mehr von Kräften kommen, als wenn du dir es jetzt etwas sauer werden läßt.“ „Ja“, sagte der Buckel, „ich wollte es gern, aber nehme ich den ganzen Sack, so kann ich ihn doch nur den halben Weg tragen, und wenn ich ihn dann liegen lassen muß, so müßten wir beide gar den ganzen Winter hungern.“ Ich aber sprach wieder: „Habe nur guten Muth; kannst du ihn nicht weiter tragen, so setzen wir uns an den Weg, da kommen wohl hundert Leute zu Wagen und zu Pferde und zu Fuße vorbei; unter 100 Leuten wird es aber doch gewiß Einen geben, der uns weiter forthilft.“ „Ich glaub's nicht“, sagte der Buckel, „aber wir wollen sehen“, und damit machte er sich krumm und nahm den Sack auf sich. Als ich

den Sack wirklich nicht weiter fort bringen konnte, setzte ich mich an den Weg. Auch kamen gewiß 100 Leute vorbei; ich redete jeden an, mir zu helfen, aber sie wiesen mich alle ab, und die meisten schalten und verspotteten mich sogar. Da dachte ich, mein Buckel hat doch recht gehabt, und nahm mir nun vor, bei jedem, den ich wieder vergebens um Hülfe anriefe, eine Kartoffel aus dem Sack zu werfen, und damit so lange fortzufahren, bis der Sack leicht genug geworden sei, daß ihn mein Buckel wieder fortbringen könnte. Das hab' ich nun ein paar Mal gethan; da seid Ihr endlich gekommen, der Einzige unter mehr als 100, der mir geholfen hat, und das wird Euch der Himmel lobnen. Mein Buckel ist aber jetzt fröhlich und guter Dinge, und Eures Buckels Schade soll's auch nicht sein." Den Bauer nahm die Rede des kleinen Männchens Wunder, zumal derselbe sie mit allerlei seltsamen Bewegungen des Buckels begleitete, auch kam ihm noch manches andere sonderbar vor. Das Dorf Zwergerau, das doch nur 2 Stunden von hier sein sollte, kamte der Bauer gar nicht und ebenso wenig den Vetter des kleinen Männchens, von dem dieses gesagt hatte, daß er ein großes Bauerngut in

Der Bauer suchte es zu beruhigen und sagte zu dem Männchen: "Jetzt will ich meine Frau suchen gehen, setze dich derweil auf die Ofenbank." — "Kann ich Euch nicht mit etwas zur Hand gehen?" fragte das Männchen. — "Sei froh, still sitzen zu können", sagte der Bauer, "aber wenn Du Dir einen Zeitvertreib machen willst, so schlage Licht, zünde das Feuer im Kamin an und schneide etwas Kienholz klein." Dazu brachte er ihm das Feuerzeug, das Messer und das Holz und ging dann hinaus, wo er seine Frau mit der Fütterung des Viehes beschäftigt fand, welches indeß bloß in einer Kuh und einem Schwein bestand. "Ich hab' Dir einen Gast mitgebracht", sprach er zu ihr. "Du meine Güte", sagte sie, "wir haben kaum für uns zu leben, und Du bringst uns gar noch Gäste ins Haus." Er erwiderte: "Nun, nun, 's ist nur ein kleiner armer Kerl, den ich aufgelesen, der wird uns nicht arm essen. Komm herein, sieh Dir ihn an; der Junge will auch seine Papppe haben."

Die Frau ging mit ihm in die Stube; da saß der kleine Mann noch ganz still auf der Ofenbank und spaltete emsig Kienhölzchen. Er sah so ärmlich und dabei so bescheiden und gutmüthig aus, daß die Frau gleich gut für ihn bestimmt wurde. Als er daher zu ihr sagte: "Guten Abend Mutter! nehm' s nicht übel, daß ich Euch zur Last falle", reichte sie ihm freundlich die Hand und erwiderte: "Na, wenn Ihr vorlieb nehmen wollt, so seid willkommen." Sie setzte nun an das Feuer im Kamin einen Topf mit einer guten Kümmelesuppe, einen anderen mit Kartoffeln, dazu auch ein Tiegelchen mit dem Mehlbrei, da der Junge in der Ecke beim Vereintreten der Mutter mit erneuertem Eifer nach seiner Papppe schrie; dann ging sie wieder hin-



Der Bauer nahm den Sack auf den Rücken und schritt nach dem Dorfe zu; das Männchen trippelte nebenher.

aus zu ihren Geschäften. Als sie nun ins Dorf bis an das Haus des Bauern gekommen waren, sagte der Bauer: "Hier bin ich zu Hause; wo aber willst du herbergen? Ich will dir den Sack noch bis dorthin tragen." Das Männchen erwiderte darauf: "Ihr seid nun einmal so gut gegen mich gewesen, wollt Ihr mich nicht im Stroh in Eurer Scheune schlafen lassen? Ich habe kein Geld, um die Nachtherberge zu bezahlen." Der Bauer sagte: "Ja, wenn ich eine Scheune hätte! hat sich was mit einer Scheune bei unser einem." Er sah das Männchen noch einmal von oben bis unten an; es that ihm wieder leid; er dachte: auf der Straße im Kalten kam ich ihn doch nicht liegen lassen, und sagte also: "Na, komm nur mit mir herein; eine Schütte Stroh wird sich wohl für dich finden, und was Warmes zu Nacht kannst du auch mit uns essen." Der kleine Mann bedante sich mit vielen Bücklingen, folgte dem Bauer in dessen Haus und trat mit ihm in die Stube.

In dieser sah es sehr ärmlich, doch reinlich aus. In einer Ecke saß ein krüppelig aussehendes Kind und schrie unaufhörlich: "Meine Papppe, meine Papppe!" Unter Papppe versteht man Mehlbrei auf dem Lande.

Der Bauer nahm jetzt aus seiner Tasche ein Fläschchen mit Del, ging hin zu dem Kinde und fing an, seine Beine und seinen Leib tüchtig damit einzureiben, was das Kind nur mit großem Widerwillen und Geschrei duldete. Der kleine Mann fragte ihn, was er mache? worauf der Bauer antwortete: "Das arme Würmchen hat den Zweiwuchs, kann nicht laufen und hat auch einen dicken Bauch und böse Augen; da hab' ich ihm aus der Stadt das Del mitgebracht, das soll gut dafür sein." Das Männchen sagte: "Die Krankheit kommt wahrscheinlich nur daher, daß Ihr Euerm Kinde blos Suppe und Kartoffeln zu essen gebt. Ihr solltet ihm Zwieback, gute Fleischbrühe und mitunter einen Löffel Wein geben." "Ihr wollt mich zum Besten haben," sagte der Bauer, "wo soll bei uns Zwieback und Wein herkommen?" "Nun", meinte der kleine Mann, "ich hab' es bloß so vom Doktor sagen hören." Die Frau aber, die inzwischen eingetreten war, sagte dazu: "Es wird im ganzen Dorfe niemand anders als mit Papppe und Kartoffeln aufgezogen, da wird es dem Kinde auch nichts schaden." Sie fütterte nun das Kind, indeß der Bauer sich auf die Ofenbank legte und bald

einschlief, weil er müde von der Arbeit war. Kaum aber war das Kind gefüttert, so fing es an über Bauchgrimmen zu klagen; die Frau ging wieder hinaus, um einen Umschlag auf den Leib für dasselbe zuzubereiten.

Während sie nun draußen war, stand das Männchen auf, ging hin zu dem Kinde, das sich noch erbärmlich gebärdete und schrie, und fuhr ihm ein paar Mal mit der Hand über den Leib; da ward das Kind auf einmal still und fing an zu lachen. Darnach strich ihm das Männchen mit der Hand über die Beine, die ganz trumm waren und schlaff und wie gelähmt von der Bank herabbingen. Da dehnte und reckte das Kind die Beine, erst langsam, so daß sie zuehendts gerade wurden, und fing dann fröhlich damit zu zabbeln und zu strampeln an, als wenn Kraft und Leben hineingekommen wäre. Nun strich ihm das Männchen noch über die Augen, die ganz roth und triefend waren. Da wurden sie auf einmal klar und hell und schauten das Männchen groß an. Dieses aber strich ihm zum zweiten Mal darüber, da machte es die Augen zu und fiel in einen Schlaf, in dem es sanft und tief athmete. Darauf setzte sich das Männchen wieder auf die Ofenbank, als wenn nichts geschehen wäre.

Als nun die Frau mit dem fertigen Umschlage hereintrat, konnte sie sich nicht genug verwundern, das Kind still und gar schlafend zu finden. Das, meinte sie, wäre noch niemals geschehen; meist hätte es die halbe Nacht fortgeschrien, selbst mit dem Umschlage, von dem es ihr doch leid zu thun schien, daß sie ihn nun vergeblich gemacht hatte. Da es übrigens finster in der Stube war, so konnte sie die übrigen Veränderungen des Kindes nicht bemerken. Sie nahm es, trug es ins Bett, setzte sich an das Spinnrad und fing an, sich gutmüthig und freundlich mit dem Männchen zu unterhalten, indem sie es fragte, wo er her wäre, ob er Frau und Kinder hätte, wie die Kartoffeln in seinem Dorfe gerathen wären, und was dergleichen mehr war. Dann erzählte sie ihm von ihrer eigenen Wirtschaft, wie sie sich kümmerlich mit einem Stückchen Feld und Garten und ein paar Stück Vieh durchbringen müßten und manchmal kaum das liebe Leben hätten; aber sie behielten doch immer Vertrauen auf Gott, der sie auch noch nicht verlassen hätte. Während des Gesprächs stand sie manchmal auf, sah nach dem Töpfchen am Feuer, weckte ihren Mann, als die Suppe fertig war, und so setzten sie sich dann zusammen zu Tisch.

Alle aßen mit dem besten Appetit. Der Kleine fing an, sehr geschwätzig zu werden und erzählte eine Menge Geschichten und Sagen aus seinem Dorfe, welche den Bauersleuten viel Vergnügen machten, so daß der Mann meiste, sein Gast wisse ja so viel, daß er hätte Schulmeister werden können. „Habt Ihr wohl,“ sagte der Kleine unter Andern, „schon die Geschichte von dem Wünschelmännchen gehört?“ Als sie es verneinten, erzählte er Folgendes:

Das Wünschelmännchen ist, wie die Sage in unserm Dorfe geht, ein Geist, der oft in Gestalt eines kleinen Mannes, oft aber auch in Gestalt eines Thieres erscheint. Er ist eigentlich nirgends zu Hause; quartirt sich aber jede Nacht bei einem anderen Menschen ein und zieht dann weiter. Den guten Menschen thut er allerlei Gutes, den bösen aber allerlei Schabernack und selbst Schaden an. Wenn es ihm wo gefallen hat, so läßt er gewöhnlich etwas Geld oder sonst etwas Kostbares oder Schönes zurück; hat es ihm aber miß-

fallen, so bleibt die Stelle, wo er gefessen, schwarz und wie verbrannt. Besonders aber, das ist seine Sache, auf die Wünsche der Menschen zu hordern, und sie wo möglich zu erfüllen; ja er thut gern noch über den Wunsch hinaus. Ist nun der Wunsch in einer guten Absicht gethan, und kommt aus einem guten Gemüthe, so gedeiht die Erfüllung dem Wünschenden immer; ist's aber ein Wunsch zu schlechten Zwecken oder aus schlechtem Herzen, so hat der Wünschende von der Erfüllung, wenn sie ihm Anfangs auch noch so viel Glück zu bringen schien, zuletzt nur Schaden und Noth. Auf dem Ader geht er oft in Gestalt eines Raben hinter den Ackerleuten her, und wenn einer einen bösen Fluch auf sein Vieh thut, so fällt das Stück gewiß in Kurzem. Ist aber der Ackermann ein fleißiger und frommer Mann, der ordentlich und recht wirtschaftet und den Wunsch um ein gutes Gedeihen seiner Früchte thut, giebt er ihm gewiß eine doppelte oder dreifache Ernte. Gar gern fliegt er in Gestalt einer Fliege oder eines Nachtvogels in die Schlafkammern, um dort ungestört sein Nachtquartier zu halten. Wenn nun da ein Geiziger oder Verschwender, statt vor dem Einschlafen fromm zu beten, sich große Schätze wünscht, so zeigt er ihm im Traume den Ort, wo ein Schatz liegt, und dieser findet ihn dann am Tage gewiß dafelbst, hat aber nachher nur Unglück davon. Einer gab, als er den Schatz gefunden, ein großes Gastmahl und betraug sich dabei so, daß er einen schweren Fall that, von dem er zeitlebens elend blieb. Bei einem anderen brachen die Diebe ein, da sie von dem gewonnenen Schätze erfahren hatten und nahmen ihm nicht nur diesen, sondern auch sein übriges zusammengeschartes Geld. Wenn aber einmal ein redlicher und fleißiger Mann in der Kammer liegt und sich etwas zeitliches Gut wünscht, um sich aus seiner Bedrängnis zu helfen oder etwas den Menschen Nützlichem zu unternehmen, so fliegt er ihm summend um das Ohr; und diesem fallen dann gewiß Mittel und Wege ein, wie er zu dem Gewünschten gelangen kann. Am meisten haßt und verfolgt das Wünschelmännchen solche, welche ihren ärmeren Nebenmenschen in der Noth nicht beistehen; es ist dagegen vor Allem den Armen gewogen, welche solchen, die noch ärmer als sie sind, helfen. Denn er ist von Natur ein guter Geist. Darum hat ihn auch der Herrgott verschont, als er die übrigen Zwerge, Kobolde und Feen ausrottete, und nun geht er noch einsam auf der Welt umher; aber er ist bekümmerten Herzens, weil er nur Wenige findet, denen er Gutes thun kann. Viele Menschen halten ihn deshalb auch für einen bösen Geist, weil er öfter Uebles als Gutes zufügt; die Schuld liegt aber an den Menschen selbst, nicht an dem Wünschelmännchen, welches allen bloß Gutes zufügen möchte.

Die Bauersleute ergötzen sich an der Erzählung des kleinen Mannes und fragten ihn noch mancherlei über das Wünschelmännchen aus. „Ei,“ sagte die Frau, „wenn ich wüßte, daß mich das Wünschelmännchen hören könnte, so wollte ich wohl einen Wunsch thun, den es mir nicht für übel nehmen sollte.“ „Was wäre denn das?“ fragte der Kleine. „Nun, da würde ich wünschen,“ antwortete sie, „daß mein armes Kind gesund würde.“ „Ei,“ antwortete jener darauf, „und wenn ich das Wünschelmännchen wäre, so würde ich Euren Wunsch erfüllt haben, noch ehe Ihr ihn gethan hättet, weil ich mir schon hätte denken können, daß Ihr ihn thun würdet; aber habt Ihr denn sonst keinen Wunsch weiter?“ „Ja, da gäb'



es wohl noch dies und das“, erwiderte sie; „gleich zuerst würde ich mir noch wünschen, daß unser Schweinchen, das wir auf Weihnachten schlachten wollen, recht groß und fett würde.“ „Wie groß?“ fragte der kleine Mann. „So groß, daß es nicht mehr in seinen jetzigen Stall ginge.“ „Nun“, meinte jener, „Ihr seid immer noch bescheiden genug in Euren Wünschen, ein anderer würde sich doch lieber gleich eine ganze Herde fetter Schweine gewünscht haben.“ Sie aber sagte: „Ich will froh sein, wenn das Schwein, das ich habe, groß und fett wird, was kümmern mich die, die ich nicht habe; wenn man zu viel verlangt, kriegt man gar nichts; und wo sollten wir denn eine ganze Heerde unterbringen?“ „Ihr sitzt aber so nachdenklich da“, sagte der Kleine zu dem Bauer; „gewiß sinnt Ihr darüber nach, was Ihr wohl für einen Wunsch thun möchtet.“ „Ja“, sagte der Bauer, „ich überlege mir, was wohl der beste Wunsch wäre, den ich thun könnte, und da fällt mir doch kein besserer ein, als daß ich ein gottselig Leben führen, und auch einmal nach dem Tode selig werden möchte.“ „Ja“, sagte der kleine Mann, „dazu wird wohl das thun können; denn das Erste steht bloß in des Menschen eigener Hand und das Zweite in Gottes Hand; ich denke aber, wenn das Wünschelmännchen Euren Wunsch hörte, würde er ihm wohlgefallen und es würde ihn Euch zu Gute rechnen; aber habt Ihr denn keine irdischen Wünsche?“

„Ja nun“, sagte der Bauer, „ein paar Acker Feld mehr wollte ich mir wohl noch wünschen, um eine tüchtige Wirthschaft führen zu können, um mein ordentliches Auskommen das Jahr durch zu haben; denn jetzt will es manchmal knappzureichen.“ „Aber nun sagt Ihr uns auch, was Ihr Euch von dem Wünschelmännchen

wünschen würdet“, fragten jetzt die Bauersleute den kleinen Mann, worauf dieser erwiderte: „Nichts Anders, als daß ich immer Leute finden möchte, die mich so gut und freundlich aufnehmen, als Ihr es heute gethan.“ Als sie fertig mit essen waren, unterhielten sie sich noch eine Zeit lang von dem Wünschelmännchen und andern schönen Geschichten. Noch niemals war den Bauersleuten ein Abend so vergnügt vergangen, und sie dachten, es wäre noch ganz zeitig, als die Dorfuhre draußen Elf schlug. Da sagte der Bauer zu seinem Gast, den er immer lieber gewonnen hatte: „Hör, kleiner, ich will Dir morgen früh Deinen Sack noch ein Stück Wegs tragen; aber da müssen wir ganz zeitig aufstehen, damit ich nachher nichts von meiner Arbeit versäume; deswegen wollen wir uns jetzt niederlegen, wir werden ohnehin nur ein paar Stunden Schlaf haben.“ Der Kleine bedankte sich wieder für das Anerbieten und war es gern zufrieden. Er ging darauf zu seinem Sack, den der Bauer mit in die

Stube genommen hatte, nahm 12 Stück Kartoffeln heraus und sagte: „Da ich's Euch sonst nicht vergelten kann, will ich Euch doch wenigstens die Kartoffeln ersehen, die ich bei Euch gegessen habe.“ Die Bauersleute wollten nichts davon wissen, es wäre um Gotteswillen geschehen; der kleine Mann aber sagte, sie möchten die Kartoffeln nur nehmen; es wäre eine ganz besonders gute Sorte, die sein Vetter hätte, sie würden das schon finden, wenn sie dieselben probiren wollten. Damit schüttete er die Kartoffeln in die leer gewordene Schüssel. Der Bauer besah sie, um zu sehen, ob er die Sorte schon kenne; sie sahen aber nur etwas gelblicher aus als die, welche er selber hatte, und er dachte, „es wird auch nichts Besonderes sein“. Die Frau versprach dem Männchen auf morgen früh noch ein Stück Brot auf den Weg und machte ihm eine Streu von frischem Stroh in der Stube zurecht. Der Mann aber holte zum Zubedecken für die Nacht einen alten zerrissenen Mantel herbei, indem er sagte: „Ich wollte, ich hätte einen besseren, es ist aber immer besser als nichts, und die Nacht will heute kühl werden.“ Darauf wünschten sich Alle eine gute Nacht.

Das Männchen legte sich hin, deckte sich mit dem Mantel zu und schien auch gleich eingeschlafen zu sein; die Bauersleute aber gingen in ihre Kammer, um sich ebenfalls schlafen zu legen.

Des andern Morgens wachte der Bauer sehr früh auf, als noch Alles finster war. Er stand auf und wollte mit dem Feuerzeuge Feuer anschlagen. Er pickte und pickte, aber es wollten durchaus keine Funken kommen, ungeachtet das Feuerzeug doch sonst recht gut ging. Seine Frau, die inzwischen auch aufgestanden war, sagte: „Du bist aber ungeschickt“; es glückte ihr jedoch eben so wenig. So pickten sie abwech-



Die Bauersleute ergötzen sich an der Erzählung des kleinen Mannes.

selnd wohl eine Viertelstunde lang, ohne daß nur ein einziges Fünfchen herausgekommen wäre. Endlich meinte sie, das Feuerzeug müßte beheizt sein, lief in das Haus querüber, wo schon Licht angezündet war, um von dort solches zu holen, indeß der Mann sich mit dem Kleinen auf den Weg machen wollte. Er rief ihn an, erhielt aber keine Antwort, und als er ihn aufrütteln wollte, weil er meinte, daß derselbe noch zu fest schlief, fand er die Streu leer. Nun meinte er, der kleine Mann habe sich schon allein fortgemacht, konnte aber nicht begreifen warum, da er ihm doch seinen Sack noch hatte tragen wollen; auch that es ihm leid, daß der Kleine nicht wenigstens Abschied genommen. Endlich fiel dem Manne ein, daß ja auch sein Mantel fehle, er kam nun auf den Verdacht, das Männchen habe sich bloß deswegen so heimlich fortgeschlichen, um ihn mitzunehmen, und das ward ihm immer wahrscheinlicher, als er sich erinnerte, wie das Männchen so manches wunderliche Zeug geschwätzt

und einen Ort als seine Heimat angegeben, von dem sie doch gar nichts wußten. Er theilte seinen Verdacht seiner Frau mit, als diese mit dem Lichte wiederkam; diese fing gleich an, auf den Spitzbuben zu schelten, und der Mann selbst ärgerte sich, daß er nicht vorsichtiger gewesen, meinte aber doch, er glaube, wenn der Kleine noch einmal ins Haus käme, er würde ihn wieder aufnehmen, so ehrlich habe er ausgesehen. Es half ihnen aber weiter nichts, daß sie schalteten und sich ärgerten, das Männchen und der Mantel blieben nun einmal verschwunden. Die Frau nahm nun wieder das Feuerzeug zur Hand, um zu sehen, was daran fehle und fand da freilich nicht Alles richtig. Der Stahl sah ganz gelb aus und der Stein schien auch ganz verändert. „Ja“, sagte die Frau zornig, „da hat uns der Schelm gar unser Stahl und Stein ausgetauscht, und uns ein Ding von Messing und Gott weiß was für einen schlechten Kiesel dafür hingelegt. Und als der Mann etwas Rien mit dem Messer spalten wollte, das der Kleine gestern dazu in den Händen gehabt, legte sich die Schneide um; der Mann fand, daß es so gelb wie der Stahl ausah, und beim Wehen wurde es zwar, immer schöner blank, blieb aber gelb und unbrauchbar. Leider ereiferten sie sich nun noch mehr über das Männchen, weil sie glaubten, er habe auch ihr gutes Messer mit einem schlechten Messingmesser vertauscht.“

Die Frau ging darauf hinaus, dem Vieh das Morgenfutter vorzulegen, kam aber alsbald mit der größten Bestürzung wieder herein und schrie: „Der Spitzbub hat uns auch unser Schwein gestohlen.“ Sie hatte nämlich den Stall, den sie doch jeden Abend gut verwahrte, offen und leer gefunden. Sie suchten im ganzen Hofe umher; umsonst, es blieb dabei, der Kleine mußte das Schwein gestohlen haben. Das war ein Donnererschlag für die armen Leute; denn das Schwein hätte ihnen Fleisch, Wurst und Speck für den ganzen Winter liefern sollen. In ihrer Noth liefen sie zu allen Nachbarn und baten sie, weil der Dieb doch noch nicht weit sein könne, mitzulaufen, um ihn auf verschiedenen Wegen nachzusehen. Aber die einen, die noch im Bett lagen, meinten, der Morgenschlaf wäre ihnen zu lieb um sich die Beine abzulaufen nach einem Spitzbuben und Schweine, die beide schon Gott weiß wo sein möchten. Andere, die schon auf waren, sagten, sie könnten nichts von ihrer Arbeit versäumen; was ginge sie denn sein Schwein an, er möchte selber zusehen; ja Mehrere verhöhnten und schalteten den Bauern; es sei ihm recht geschehen, weil er solch Lumpengefindel ins Haus genommen. Das waren besonders die Reichen, die auf diese Weise sprachen. Bloß ein einziger Nachbar, der so arm als unser Bauer selber war, sich aber immer wechselsweis mit ihm aushalf, wie er mußte und konnte, sagte, er habe zwar etwas Reußen in den Beinen, wolle aber

doch sein Möglichstes thun um seinem Nachbar und Freunde zu dienen.

Beide liefen nun nach entgegengesetzten Seiten zum Dorfe hinaus, weil sie nicht wußten, welchen Weg der Dieb eingeschlagen hatte. Unser Bauer murmelte dabei recht grimmig vor sich hin: „Ich wollte nur, ich kriegte den Kerl, er sollte es mir theuer bezahlen.“ Da erhob sich eine Lerche über seinem Haupte, flog mit ihm, und fing an, so hell und laut zu singen, als er noch nie eine Lerche hatte singen hören. Das erinnerte ihn, daß er sein Morgengebet noch nicht gethan; indem er es aber that, legte sich sein Grimm und er sagte: „Hätte ich nur meinen Mantel und mein Schwein wieder, so wollte ich den Kerl wohl laufen lassen.“ Da flog ihm die Lerche ein gut Stück voraus, setzte sich auf den Weg, und auf einmal sah er an derselben Stelle, statt ihrer, er wußte selbst nicht wie, das graue Männchen auftauchen. Das hatte seinen Mantel um, und neben ihm lief sein Schwein mit dem Kartoffelsack auf dem Rücken. Das Männchen sah sich öfter wie ängstlich um und schien immer eiliger vor dem Bauern herzulaufen. Dieser aber, froh den Gegen-



Das Männchen sah sich öfter wie ängstlich um und schien immer eiliger vor dem Bauer herzulaufen.

stand seiner Verfolgung vor sich zu sehen, verdoppelte seine Schritte und holte das Männchen bald wirklich ein. „Warte, jetzt hab' ich Dich“, rief er, indem er ihn beim Kragen seines Mantels faßte. Da fühlte er auf einmal einen Schlag durch alle Glieder, der Mantel blieb in seiner Hand, aber das Männchen mit Schwein und Sack war verschwunden. Während er noch ganz erstarrt da stand und nicht wußte, wie ihm geschehen war, kam es ihm vor, als ob sich am fernen Horizonte aus einer Wolke die Gestalt des grauen Männchens bildete und

ihn mit einer morgenrothen Hand zurückwinkte. Da bestiel ihn ein gewaltiger Schrecken, er warf den Mantel auf den Rücken und lief ohne sich umzusehen hastig nach Hause. Hier wollte er seiner Frau alles erzählen, sprach aber vor Schreck noch ganz verwirrt, so daß sie aus seinen Reden nicht klug wurde; doch sah sie, daß er den Mantel, nicht aber das Schwein wieder hatte. Wie sie aber den Mantel näher betrachtete, erkannte sie gleich, daß das gar nicht der alte zerrißene Mantel, sondern ein schöner völlig neuer Mantel, bloß von derselben Farbe als jener war. Sie sagte daher zu ihrem Manne: „Höre, ich glaube, Dir ist wirklich im Kopfe nicht recht geworden, weil Du früh nüchtern so weit gelaufen bist; da hast Du gewiß einen ganz fremden Mann für den Dieb angesehen, und das dumme Zeug ist Dir dazu in den Kopf gekommen. Das ist ja gar nicht Dein Mantel.“ Der Bauer überzeugte sich hiervon selbst, und da er seinen Kopf wirklich noch ganz unnebelt fühlte, meinte er jetzt selber, seine Frau müßte Recht haben, worüber er sehr bekümmert war; indem er sich nun selber für einen Dieb ansehen mußte. Die Frau, die vor Schreck und Unruhe bisher noch

nicht dazu gekommen war, nach ihrem Kinde zu sehen, ging jetzt an sein Bett; aber welch' neuer Schreck ergriff sie, als sie es leer fand. Da das Kind wegen seinen kranken Beinen nie hatte laufen können, so konnte sie nicht daran denken, daß es sich allein fortgemacht hätte. Indeß suchte sie doch zugleich mit ihrem Manne erst im ganzen Hause, dann im Hofe darnach, sah in den Brunnen, ob es der böse kleine Kerl nicht etwa dahineingeworfen hätte; als da alles vergebens war, liefen beide in den Garten. Da saß das Kind unter einem Baume mit einem Apfel in der Hand. Es sprang, als es die Eltern sah, sogleich auf und lief ihnen entgegen. Während der Abwesenheit der Eltern war es nämlich erwacht, hatte nach seinem Brevi geschrien, und war, da niemand hörte und es Kraft in seinen Beinen fühlte, allein aufgestanden, aus dem Hause gelaufen und so in den Garten gerathen, wo es ruhig sitzen blieb, als es einen Gegenstand für seinen Appetit gefunden hatte. Die Eltern wollten erst kaum glauben, daß es wirklich ihr Kind wäre; als sie sich zuletzt davon überzeugt hatten, nahm es die Mutter freudig in die Arme und küßte und herzte es; der Bauer aber besah es um und um, und als er sah, daß seine Beine stark und gerade, sein dicker Leib verschwunden und seine Augen hell und klar geworden waren, pries er den Himmel, daß er ihn hätte das rechte Mittel finden lassen, und fügte hinzu, der Apotheker habe gleich gesagt, das Del würde Wunder thun; aber er hätte doch nicht gedacht, daß es so schnell damit gehen würde. Er meinte nämlich, durch die Einreibung mit dem Oele sei das Kind kurirt worden. Indem gingen einige Bauern bei dem Garten vorbei; diese fragten, als sie den Jubel der Eltern hörten, nach der Ursache. Die Eltern erzählten, was geschehen war, und zeigten ihnen das Kind, welches jene recht wohl in seinem elenden Zustande gekannt hatten. Da nun die Bauern auch zweiwüchige Kinder hatten, denn das ganze Dorf war wegen der schlechten Auffütterung voll zweiwüchiger Kinder, erkundigten sie sich gleich, wo der Bauer das Del gekauft hätte, erzählten's dann weiter, und so kam es, daß in den nächsten Tagen der Laden des Apothekers ganz voll Bauern stand, die auch von dem Wunderöle haben wollten, das aber freilich bei ihnen kein Wunder that.

Als die Eltern mit dem Kinde auf den Hof zurückkehrten, vernahmen sie auf einmal das Gurren eines Schweines. Sie horchten hoch auf; es kam deutlich von dem Holzstall her, und als sie öffneten, sahen sie ein Schwein darin liegen, so groß und feist, daß es nicht mehr in den vorigen Stall gegangen wäre. Sie konnten wirklich erst gar nicht glauben, daß es ihr Schwein sei; indeß war es ganz eben so gezeichnet und die Frau behauptete auch, daß sie es am Gurren wiedererkenne. Indem sie nun darüber hin und her redeten, fiel der Frau auf einmal ein, wie sie ja gestern gewünscht hätte, ihr Schwein möchte so groß werden, daß es nicht mehr in seinen Stall ginge, und wie dieser Wunsch jetzt offenbar erfüllt sei; gleich darauf dachte sie daran, wie der Wunsch, daß ihr Kind wieder gesund werden möchte, ja eben so schnell und wunderbar erfüllt worden wäre, als ob das Wünschelmännchen selbst ihre Wünsche gehört hätte. Nun erst kam ihnen der Gedanke, ob nicht das graue Männchen, das ihnen von dem Wünschelmännchen erzählt hatte, das Wünschelmännchen selbst wäre. Je mehr sich beide die Sache überlegten, desto mehr bestärkten sie sich in dieser Meinung, zumal dem Manne nun auch einfiel, daß er sich gestern Abend einen besseren Mantel gewünscht

hatte, und er zu diesem ebenfalls durch das graue Männchen unter so wunderbaren Umständen gekommen war. Sie waren über diese Entdeckung sehr erfreut, und die Frau hatte nicht übel Lust, über ihr großes schönes Schwein eben so herzufallen und es zu herzen und zu küssen, als vorher ihr Kind. Dabei baten sie dem grauen Männchen das Unrecht ab, das sie ihm gethan hatten.

Während sie nun noch so dastanden, kam der gute Freund des Bauern, der das graue Männchen auf einem andern Weg verfolgt hatte, zur Hofthür herein, indem er rief: „Der Kerl ist mir entwischt, aber Euer Schwein bringe ich Euch wieder.“ In der That trieb er ein schönes fettes Schwein vor sich her. Die Bauersleute wunderten sich darüber, und er mußte erzählen, was ihm begegnet war. Er war ziemlich lange gelaufen, ehe er etwas gesehen hatte. Endlich entdeckte er das graue Männchen, welches vor ihm herlief, aber ohne Mantel, mit dem Kartoffelsack auf dem Rücken, und das Schwein an einer Leine mit einem Stecken vor sich her treibend. Er holte es bald ein, riß ihm zuerst die Leine aus der Hand und packte es dann selbst. Da wendete es sich und schlug ihm den Stock zwischen die Beine, so daß ihm der Schlag durch alle Glieder fuhr und er auf eine Weile die Besinnung verlor. Als er wieder zu sich kam, hatte er das Schwein noch an der Leine; aber das graue Männchen war verschwunden, er wußte nicht wie; zugleich waren aber auch seine Gliederschmerzen ganz und gar verschwunden, über die er vorher geklagt hatte. Später ergab es sich, daß das Reitzen zu derselben Zeit in die Beine aller derer gefahren war, die unserm Bauer ihre Hülfe so schön verweigert hatten. Unsere beiden Bauersleute erzählten ihm nun wiederum, was ihnen begegnet war, und sie zogen nun daraus den Schluß, daß das Wünschelmännchen dem andern Bauer mit dem Schwein ein Geschenk für seine Hülfeleistung habe machen wollen und überliefern es ihm als Dank.

Die beiden Leute gingen nun in die Stube, um sich zur Morgensuppe zu setzen. Da fielen ihnen die Kartoffeln des grauen Männchens ein, welche die Frau in einem Topfchen mit angefeßt hatte; sie waren nun begierig, was das für eine Sorte sein möchte. Der Bauer nahm eine heraus und wunderte sich, daß sie so ausnehmend schwer war. Als er sie schälte, fand er, daß statt einer Kartoffel eine schöne glänzende Kugel in der Haut stak. Er dachte nun aber nicht mehr an Messing, sondern merkte gleich an der Schwere und andern Zeichen, daß es Gold war; mit den andern Kartoffeln verhielt es sich eben so. Auch der gelbe Stahl und das gelbe Messer waren Gold, und der Feuerstein zu einem kostbaren Edelstein geworden.

Wer war glücklicher als unsere Bauersleute! sie konnten sich nun Alles anschaffen, was ihr Herz begehrte: Feld, Scheune, Stallung, Vieh und was nicht noch Alles. Es gedieh ihnen Alles wohl, sie blieben immer gute Leute und theilten gern von dem gewonnenen Reichthum mit. Nur der eine Wunsch blieb ihnen übrig, daß das graue Männchen noch einmal wiederkomme, ihr Glück sehen und ihren Dank annehmen möchte. Und als sie diesen Wunsch einmal Abends beisammen sitzend recht lebhaft äußerten, ging das Fenster auf, eine Lerche herein, wirbelte ein paarmal über ihren Köpfen, indem sie dabei einige Strophen mit derselben hellen lauten und freundigen Stimme sang, die der Bauer bei Verfolgung des grauen Männchens vernommen hatte, und flog dann wieder hinaus. Seitdem gaben die Bauersleute auf

jede Lerche acht, ob es nicht dieselbe Lerche war; aber erst als sie ganz alt geworden, sich einmal Abends niedergelegt hatten, sahen sie dieselbe im Traume mit demselben hellen Gesange über ihren Köpfen wirbeln und wachten des andern Morgens nicht wieder auf.

Als die andern Bauersleute von dem Glücke hörten, das unsre beiden Leute gemacht hatten, konnten sich die meisten vor Neid gar nicht lassen. „Ei“, rief der Eine, „da muß doch gleich eine alte Wand wackeln“; dem fiel aber kurz darauf das Haus ein. Ein anderer sagte: „I, da schlag doch das Wetter drein“; dem schlug bald darauf der Blitz ins Haus, daß es abbrannte. Einer sagte: „Na, das hol' der Fuchs!“ Dem fraß der Fuchs alle seine Hühner. Der Pfiffige darunter aber, der zugleich der Gezigste war, dachte, ich will den Wünschelmännchen aufpassen, vielleicht kann ich auch mein Glück machen. Er sah nun alle kleinen Leute mit grauem Hocke darum an, ob nicht eins das Wünschelmännchen wäre; aber es wollte immer nicht recht passen. Endlich, als er einmal Abends heimkehrte, sah er ungefähr auf derselben Stelle, wo unser Bauer das Wünschelmännchen angetroffen und die er sich hatte zeigen lassen, ein Männchen von kleiner Statur in grauem Kittel sitzen, mit einem Sacke neben sich. Halt, dachte er, das könnte wohl das Wünschelmännchen sein, ging also darauf zu und suchte es auszuforschen. Der kleine Mann gab sich als einen armen Scherenschleifer zu erkennen, der jetzt mit Schleifsteinen im Lande herumziehe, um sie zu verkaufen. Das Geschäft ginge aber schlecht; den ganzen Tag habe er den Sack voll schwerer Steine getragen und nichts verkauft; der Bauer möchte ihm doch ein paar Steine abkaufen, damit er wenigstens seine Herberge im Dorfe bezahlen könne. „Sind die Steine aber auch gut?“ fragte der Bauer listig. „Alle wie Gold“, sagte der kleine Mann, „je mehr Ihr dafür bezahlt, desto besser sind sie.“ Nun dachte der Bauer: „Es ist richtig, die Steine sollen sich in Gold verwandeln, wenn ich sie mir erst habe, und mir das Männchen zum Freunde mache.“ Also sagte er zum kleinen Manne: „Wenn die Steine wirklich gut sind, kaufe ich Euch den ganzen Sack ab; aber Ihr müßt mit mir nach Hause kommen, hier habe ich kein Geld; und weil Ihr müde seid, will ich selber den Sack bis dahin tragen.“ Der kleine Mann verwunderte sich über diese große Gefälligkeit; aber es war ihm schon recht, und so gingen sie zum Hause des Bauern, der unter der Last keuchte, indes der kleine Mann, vergnügt, seine Last und seine Waare auf einmal los zu werden, nebenher trippelte. Zu Hause angekommen, ließ der Bauer dem kleinen Manne das Beste, was im Hause war, aufstischen, und fragte dann nach dem Preise der Steine. „Nun“, sagte dieser, „wenn Ihr mir für jeden einen Dukaten gebt, so werdet Ihr und ich ein feinreicher Mann, auch braucht Ihr bloß zu wünschen, und ich schaffe Euch noch mehr für diesen Preis.“ Richtig, dachte der Bauer wieder, das ist das Wünschelmännchen, denn er spricht von Wünschen, und sagte: „Gut, Ihr sollt einen Dukaten für jeden Stein haben, wenn Ihr mir noch einmal versichern könnt, daß sie alle wie Gold sind.“ „Natürlich“, sagte der Kleine, „wenn Ihr sie mir mit Golde bezahlt.“ „Dann wünsche ich aber auch“, fuhr der Bauer fort, „das Gold dafür gleich morgen zu finden.“ „Versteht sich“, sagte das Wünschelmännchen, „Morgenstund hat Gold im Mund.“ Der kleine Mann meinte immer noch, es sei Alles bloß zum Spasse. Aber der Bauer ließ

den Sack ausschütten, brachte ein Säckchen mit Dukaten herbei, und bezahlte dem kleinen Mann Stück für Stück mit einem Dukaten. Dieser konnte sich zwar nicht genug darüber wundern, meinte aber, seine Steine müßten wirklich einen verborgenen Werth haben, den nur der Bauer recht erkannt hätte, und ärgerte sich nur, daß er nicht für jeden einen Louisd'or gefordert hatte; er ließ sich aber doch den Handel mit der Bemerkung gefallen, daß er eigentlich zu billig verkauft habe. Nun bot der Bauer dem kleinen Manne noch ein Nachtquartier an; aber dieser besorgte, den Bauer könne der Handel gereuen und machte sich mit seinen Dukaten fort; dem Bauern war es auch recht, nachdem er die Steine einmal hatte. Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen und stand schon vor Sonnenaufgang auf, um nach den Steinen zu sehen, und siehe da, plötzlich erschienen alle in Gold verwandelt. Vor Freude war er außer sich; aber es war nur eine vergängliche Freude, denn es war eben nur das Sonnen-Gold der Morgenstunde, welches die Steine für einen Augenblick beschien, und statt steinreich war er nur reich an Steinen geworden.



Schwerfällig.

Aus einem Tagebuch von Carl Weitbrecht.

Den 30. Mai.

Und wenn ich der Pfalzgraf bei Rheine wär,
Ich zöge nach Bacharach,
Und wenn alles Andre vertrunken wär,
Behielt ich noch Bacharach.

Gelbveiglein nickt vom Schiefergestein,
Braungolbig der Nußbaum laubt,
Und der Wein geht so glatt und lieblich ein,
Und das Herz an den Herrgott noch glaubt.

Und Thürme und Erker und Siebel fraus
Und Säulwerk und Zinnen am Dom,
Und Werners Kapelle schaut hinaus,
Nothschimmernd hinaus auf den Strom.

Und Ephen rankt und Brombeergesträuch,
Grün silbern funkelt der Rhein —
In Bacharach, das sag ich euch,
Möcht ich Pfalzgraf bei Rheine sein!

Das war ein Jubel droben auf Stahleck, als ich dem jungen Volk diese tollen Verse preisgab! Helmuth hatte sofort eine Melodie dafür zur Hand, und nun sangen sie das Reimzeug mit einem Eifer wieder und wieder, daß ich schließlich selber mitsang und ich mich so toll geberdete wie sie.

Eigentlich war mir's keineswegs so zu Muth, und ich habe wieder einmal der Behauptung, daß ich ein lustiger Kerl sei, neue Nahrung gegeben, so grundfalsch

sie, beim Licht betrachtet, ist. Ich und lustig! Ein schwerfälliger, überernster, schwarzgalliger Bursche bin und bleibe ich im Grunde, so leicht ich mich auch auf Stunden dem holdesten Blödsinn hingeben kann, wenn ich einmal wieder unter die liebe Jugend gerathe, welche ihrerseits mich gar zu gern für Jhresgleichen nimmt. Nun, die paar Jahre Altersunterschied würden ja nichts verschlagen!

Da hat sie mich wieder aufgestöbert, die heitere Bande von Malern, Studenten, Architekten und Gott weiß was für Vessliffenen sonst, die jedes Frühjahr, ehe das Touristengesindel den Rhein befährt, sich auf eine Weile in Oberwesel einnistet.

Und ich selbst sah natürlich auch schon wieder in meinem Steeger Thälchen hinter Bacharach, ließ mir den Dunkelrothen schmecken und besann mich, wofür ich auf der Welt sei. Zum Afrikareisenden glaubte ich mich ja schon als Knabe bestimmt und brachte diese Idee seither nicht aus dem Kopfe. Studien hätte ich nun genug dafür gemacht, unabhängig genug war ich leider Gottes auch — es kräht ja kein Hahn in Deutschland nach mir — aber den endgiltigen Entschluß fand ich bisher immer noch nicht. Ich grübelte mir immer wieder eine schöne Reihe von Gründen zusammen, um mir meinen Plan für Unsinu erklären zu zu können. Mein Tagebuch enthält hübsche Aften darüber. Heuer habe ich, seit ich in Steeg bin, noch kein Wort in denselben verbrochen und jetzt bin ich endlich so weit, daß ich urbi et orbi, will heißen, der närrischen Jugend in Oberwesel, verkündigt habe: ich werde nächste Woche nach London reisen, um dort erste Vorbereitungen zu einer Afrikareise zu treffen. Da haben sie mir nun heute das Abschiedsfest in Bacharach gegeben, obwohl eigentlich keiner glaubt, daß ich Ernst machen werde, und jeder hofft, mich übers Jahr wieder hier zu finden.

Nur Helmuth scheint diesmal dran zu glauben. Er ist eigentlich auch der Einzige unter dem ganzen jungen Volk, den ich herzlich gern habe. Der frische Bursche hat mir's angethan, so oft ich mich auch frage: was ist denn eigentlich an dem Menschen? Ein tüchtiger Maler wird er doch nie, dazu hat er viel zu viel Musikneigung, und um ein ganzer Musiker zu werden, dafür ist er wieder zu sehr Maler! Aber ein herzener Mensch ist er, und wenn er's zu nichts Anderem bringt, so wird er einmal noch ein tüchtiger Landwirth auf seines Onkels Gut — am Ende kommt er ja in allen Sätteln zurecht, der flotte Reiter. Ich sagte ihm heute so etwas, da legte er mir die Hände auf die Schulter, sah mir so von oben herunter — er ist ja gut einen Kopf größer als ich — lächelnd aber doch mit eigenthümlichem Ernst in die Augen und sagte: „und Du, Alter? In welchem Sattel wirst Du Dich am Ende festsetzen?“ „In einem Kameelsattel wömmlich!“ gab ich lachend zur Antwort und schüttelte ihn ab. Er wollte etwas erwidern, da kamen Andere dazwischen. Ich glaube, der gute Junge hat Sorge um mich und denkt reifer, als man ihm ansieht.

Als das junge Volk gegen Sonnenuntergang mit Singen und Johlen sich in die Nachen gesetzt hatte und rheinabwärts schwamm — sie wollten mich durchaus mitnehmen, um im „goldenen Pfropfenzieher“ den Abschiedsspektakel fortzusetzen, ich blieb aber bei meinem quod non — da machte ich mich langsam auf den Weg nach Steeg zurück, wollte wie gewöhnlich über die Bernerskapelle und Stahleck gehen. Aber es kam anders. Wie ich die Treppen vom Dom heraufsteige, steht Sigrun an einem Pfeiler der Berners-

kapelle — Sigrun heißt sie nun einmal für mich, ihr Vater hat sie etwas spießbürgerlicher taufen lassen. Sie war mit ihrer Tante und dem kleinen Vetter von Lorch herübergefahren, um den Abend in Bacharach zu genießen. Sie sah mich zuerst nicht, sie schaute rheinabwärts den Schiffen nach, die dort gegen Caub um die Ecke bogen. Ihre Gestalt hob sich leicht und scharf zwischen dem röthlichen Mauerwerk von der dunklen Felswand dahinter ab, ihre Hand spielte mit einer Brombeerranke. Sie war schöner als je, und lieber als je hätte ich sie heute vermieden. Sie bringt mich noch um mich selbst, wenn's so fortgeht, wie in den letzten Wochen — aber es muß ein Ende werden! Wer soll sie nicht lieben, wenn er sie so kennen lernen darf wie ich? Nun ja, ich gestehe mir's ja: ich liebe sie. Aber ich fürchte den Wunsch, sie besitzen zu wollen. Dazu gehörte ein fester Herd, und den giebt's nicht für mich. Schon der Gedanke daran und an all das Taufenderlei drum herum, macht mir Angst. — Sie soll glücklich werden mit einem andern, wenn sich einer findet, der ihrer würdig ist. Warum auch nicht? — Derartiges habe ich mir wieder vorgesagt und wollte mich seitwärts drücken. Aber schon hat sie mich bemerkt und kommt auf mich zu, sie giebt mir so die Hand wie immer, so ruhig herzlich, sie schaut mich wieder an mit dem Blick, dem ich nicht ausweichen kann, und beginnt zu plaudern so natürlich und einfach, wie wenn gar nichts wäre, so leicht hin von dem und jenem — und doch in Allem Gemüth, Geist, eigenartig vertiefte Anschauung von Menschen und Natur, von Kunst und Welt, im Gleichgiltigsten noch Grazie, Feinheit — — und ich, der Narr, stehe wieder da mit ihr und plaudere auch, und das Herz wird mir wieder warm und weit und gut und gläubig — ich denke an nichts, nicht an Vergangenheit und Zukunft — ich plaudere eben mit ihr und schaue hinunter auf den Rhein, hinüber auf Berg und Burg und Fels, um welche schon Dämmerung spinnen will — ich nehme ihr die Brombeerranke aus der Hand und winde sie ihr um den Hut — das steht ihr reizend — sie lächelt und plaudert weiter. Und da kommt die Tante und freut sich harmlos, mich zu sehen, und der Vetter kommt mit einem mächtigen Gelbweigelstrauß dort hinten am Fels heruntergerutscht und meint, ich müßte mit nach Lorch hinüberfahren, und die Tante und Sigrun finden den Gedanken gar zu hübsch — und ich fahre mit. Im Nachen wird die Unterhaltung stille — ich sitze mit Sigrun auf derselben Längsbank — sie hat den Handschuh ausgezogen und läßt die Hand über Bord ins Wasser hängen — ich sehe immer auf die Hand und weiß nicht, was ich denke — auch meine Hand gleitet ins Wasser — die Hände berühren sich leicht, dann drücken sie sich — ich ziehe die meine langsam heraus und greife nach der Stirn, ob da drin noch alles richtig ist — Sigrun plätschert im Wasser weiter und lächelt vor sich hin, dann erhebt sie nach und nach den Blick und sieht mich an — da stößt der Nachen an der Landstelle auf und mir fällt plötzlich ein dringendes Geschäft ein, ein wichtiger Brief nach London, der heute Abend noch zu erledigen ist; ich helfe den Damen heraus und überzeuge sie mit viel Worten, daß ich sofort wieder zurückfahren muß — die Tante schilt mich einen vergeblichen, unzuverlässigen Menschen und der Vetter schwächt etwas von einem Steinkauz, den er im Käfig habe und mir zeigen wolle. Sigrun sagt nichts, sie zeichnet mit dem Sonnenschirm Figuren in den Sand — nun also: Gute Nacht! Auf Wiedersehen morgen!

— und da sitze ich wieder im Nachen und der Schiffmann stößt ab. — O Sigrun! O ich Narr, ich Jüngling!

Der Brief nach London ist noch nicht geschrieben, er hat auch Zeit bis morgen. Aber auf Stahleck bin ich die halbe Nacht im Mondschein gestanden und habe nach Lorch hinübergesehen, bis alle Lichter drüben und in Bacharach drüben erloschen waren, dann bin ich langsam hierher, nach Steeg gegangen und jetzt geht's gegen Morgen und in meinem Tagebuch habe ich Seiten vollgeschrieben, wie wenn ich zum erstenmal an dem Geschäft der Tagebuchführerei wäre. Aber es ist gut so, ich bin jetzt wieder objektiver Betrachtung fähig und es bleibt dabei, es muß ein Ende werden.

Zuletzt, wenn ich auch von allem Andern absehen wollte: wir lieben uns, aber heirathen ist ein ander Ding! So im Alltagsleben mit ihr zusammen, in seinen Kleinigkeiten und Widerwärtigkeiten — nun ja, man sagt, die Liebe überwindet viel, aber es möchte auch Dinge geben, welche die Liebe überwinden! Und wenn's nichts Anderes ist, als daß der Duft weggeht — der Duft von ihrem Bild? Nein, der soll mir bleiben, wenn alles Andere zerfliehet!

Also fort, nach Afrika! Sigrun weiß, daß das meine Absicht ist — ob sie an den Ernst derselben glaubt? Ich denke wohl, sie glaubt mir ja alles. Also ist's gut, sie muß das Scheiden schon in Rechnung genommen haben.

Wenn nur der Händedruck nicht wäre! Diese Rheinwellen, diese Hezen- und Nixenwasser!

1. Juni.

Nun auf und fort! Mein Koffer ist gepackt, das Tagebuch soll auch noch hinein, besser ließe ich's den Rhein hinunterschwimmen. Doch wer weiß, wo es hängen bliebe. Und in Afrika lese ich doch vielleicht manches gern wieder. Also auch noch das Lied vom Scheiden aufgezeichnet!

Gestern war ich in Lorch. Ich stand mit Sigrun an einem Fenster im obern Stock. Wir waren allein und sahen schweigend auf den Rhein hinaus. Da nahm ich das Herz in beide Hände und sagte ihr alles gerade heraus. Sie zittert, sie schaut mich wie stehend an — aber nun leuchtet's in ihrem Auge auf so taghell, so groß und klar: „Sie haben Recht!“ sagt sie, „wir müssen scheiden! Aber was uns bleibt, ist rein und gut — und Liebe ist's doch!“ Ich fasse ihre Hände, ich küsse ihre Augen, sie lehnt sich an mich und eine herbe Thräne quillt unter den geschlossenen Augenlidern hervor. Dann richtet sie sich hoch auf und schaut mich voll an: „nun leb wohl, lieber Freund! Sigrun vergißt nicht! Und es war doch schön!“

Es war gut, daß sie mich selber mahnte — weiß Gott, ich war im Begriff, schwach zu werden und zu bleiben.

Nun ist's vorüber. Es ist so recht gut leer und dürr in mir, ganz die rechte Verfassung für einen Afrikareisenden.

„Sigrun vergißt nicht!“ Und ich? — Auf und fort!

Wieder 30. Mai.

Da bin ich wieder nach Jahresfrist, der rechte Peter aus der Fremde! Zwar meine Schuld ist's nicht, ich habe mich in London redlich umgethan, aber die Verhältnisse wollten sich nicht ordnen. Uebers Jahr soll's werden. Für heuer nach Berlin. Will mir nicht recht ein, ich mag das Berliner Geräusch nicht. Doch

was schadet's? Ich werde arbeiten und mich wenig um Anderes kümmern.

3. Juni.

War in Oberwesel. Es hat sich diesmal noch keiner von der ganzen Bande gezeigt, der „goldene Pfropfenzieher“ ist eingegangen, die Jahreszeit ist heuer noch wenig frühlingsmäßig, am Ende kommt das Volk gar nicht mehr, was mir schon recht sein kann. Ich glaubte, ich könnte es nicht mehr mit ihnen wie früher, ich werde ordentlich älter. Ueberdies wird ja Helmut diesmal jedenfalls wegbleiben, er sitzt im Süden fest.

4. Juni.

In Lorch bin ich noch nicht gewesen. Ich glaube, ich gehe gar nicht hinüber; ich muß sonst nur mit Sigruns Verwandten von ihr reden, und das würde mir schwer gehen. Ich spinne mich in Steeg im alten Nest ein und lasse mir zuweilen noch den Ofen heizen. Voriges Jahr war's doch ein anderer Frühling! Heute früh lag Reif auf dem Gestrüpp in der Wernerskapelle, als ich meinen Morgen Spaziergang dorthin machte.

15. Juni.

Nun ist der Frühling da oder eigentlich schon der Sommer. Wie die Heben mit einemale treiben! Wenn's so fortgeht, wird der Herbst gut werden.

Aber jetzt wird mir's zu schön, ich werde unruhig und weiß nicht recht, warum. Ich kann die vielen Rosen nicht sehen, die überall um die Felsen ranken, sie machen mich weich, gefühlig. Gestern habe ich mich über dem Gedanken ertappt, nach Lorch hinüber zu fahren und mich nach Sigrun zu erkundigen. Ueberdem ist mir heute der erste Engländer aufgestoßen, und wenn ich nach Berlin will, ehe die größte Hitze kommt, ist's Zeit.

Also wieder fort! Leb wohl, guter Winkel im Steeg! Siehst mich schwerlich wieder.

28. Septbr.

Habe hier in Gotha zu thun. Petermann und Perthes sind recht liebenswürdig und zuvorkommend.

Gestern kam ein Brief von Helmut. Er sitzt in der schwäbischen Wein- und Handelsstadt am Neckar bei Verwandten und will, ich soll auch dorthin kommen und die Herbstfeste mitmachen, die höchst originell seien. Mein Geschmack ist das nun gerade nicht, und wenn ich die verschiedenen närrischen und krausen Andeutungen in seinem Brief recht verstehe, so hängt er im Schwabenland in Liebesbanden, ist also für mich kaum zu haben.

Zimmerhin würde mir's wohlthun, den guten Gesellen wiederzusehen: ich spür's, ich bedarf der Auffrischung, mein Gemüth verschrumpft. Nur in einem hintersten Winkel ist noch Leben — „Sigrun vergißt nicht!“ Ich auch nicht.

10. Oktbr.

O alter Narr, wohin bist Du wieder gerathen! Da bin ich richtig in der Neckarstadt, die wundervoll im schönsten Herbstdusse zwischen Fluß und Weinbergen und Waldhügeln liegt und von Herbstnarretei überschäumt wie Köln vom Fasching. Und nicht nur Helmut ist hier, sondern ein gutes Drittel der ganzen verruchten Bande hat sich hier Stelldichein gegeben. Und da soll ich nun wieder mitthun als der lustige Gesellschaftsontel der Herren, und spür's deutlich, es will nicht mehr gehen. Der kleine Knirps, der Architekt, hat mir's auch schon unverholen gesagt, ich beginne ein Philister zu werden. Und nun gar in diesem

Herbsttreiben! So toll wie hier sind sie am Rhein drunten nicht, und dort verstehen sie's doch auch, im Herbst lustig zu sein. Ich hätt's nicht gesucht bei den schwerfälligen Schwaben — doch sind sie ja hier eigentlich Franken! Ich selbst komme mir dabei vor wie der viereckigte Schwabe und besinne mich zur rechten Zeit, daß ich mütterlicherseits gut schwäbisches Blut in den Adern habe.

Schön! Machen wir die Narrheit mit, so gut es geht.

11. Oktober.

Helmuth ist richtig verliebt und zwar bis über den Schoß, wie mir scheint. Der gute Bursche — ich glaube, es geht tief bei ihm, so närrisch er sich äußerlich gebärdet. Ich wünschte ihm alles Glück; eine echte Liebe kann ihm gut thun.

Wer die Holde ist, die den Schmetterling zu fesseln mußte, hat er mir noch nicht gestanden. Morgen bei dem großen Hauptfest des Herbstes soll ich sie kennen lernen, hat er mir versprochen. Bin begierig.

12. Oktober.

Kühle tiefe Sternennacht. Unter meinen Fenstern steigt der Nebel aus dem Fluß, der dicht am Gasthof vorbeifließt, auf der Brücke drüben glösten die Laternen, in der Ferne knallt da und dort noch ein verspäteter Schuß.

Sei ruhig, alter Afrikafahrer! Erhebe dich zu deiner beliebten Objektivität und versuche eingehend, als schreibst du einen Roman, ihn zu schildern, diesen Abend voll bacchantischen Unsinns, voll Herzensqual und Reue, voll Liebe und Wahnsinn!

Eine halbe Stunde vor der Stadt, mitten in den Weinbergen liegt die Wiese, auf der sie ihre Herbstfeste begeben, die Phäaken der Neckarstadt. Schon am frühen Nachmittag strömten sie hinaus, wir mit. Bewimpelte Masten, mit Tannenreis und lustigen Zinschriften gezielte Pforten empfangen die Gäste, Tisch an Tisch ist in der Mitte der Wiese aufgeschlagen, daneben Musiktribüne und Tanzplatz, eine Obstbaumallee als Promenade, seitwärts gegen die Weinberge hin Vorbereitungen für großes Feuerwerk. Dort knallen und puffen die Buben schon lustig, Familien und Freundeskreise suchen sich ihre Tische, man grüßt Bekannte im frühesten, zwanglosesten Ton, an den Schenkbuden wird ein vortrefflicher Wein in Gläsern von unglaublicher Größe geschenkt — meine tolle Jugend erweist sich nicht spröde gegen dieselben. Nachdem wir uns eine Zeit lang bald hier bald dort ungetrieben, diese oder jene Gruppe gemustert, setzen sich die Oberweseler an einen Tisch zusammen. Helmuth nimmt mich beiseite:

„Ich will Dich mit meinen Verwandten bekannt machen, die eben angekommen sind — auch sie ist bei ihnen!“ flüstert er. Er führt mich zu einem Tisch, er stellt mich vor, und aus der zuvorkommend mich begrüßenden Gruppe tritt — Sigrun. Helmuth stutzt und hält in der Vorstellung inne, wie er sieht, daß wir uns kennen — sie geht auf mich zu, sie reicht mir die Hand, ruhig herzlich wie vormals, ihr Auge blickt lieb und gut und ihr Mund beginnt wieder zu reden, schlicht und einfach, warm und fein wie nur je. Ich mache einen Augenblick eine hölzernen Figur, ich muß mich erst sammeln — doch es gelingt mir bald unter dem Zauber ihrer Rede und dem Eindruck der ehrlichen Liebenswürdigkeit, mit welcher die ganze Gesellschaft mich wie einen Längstbekannten aufnimmt. Es wird geschwätzt und gelacht, gefragt und erzählt. Helmuth bringt seine andern Freunde herbei, und der große lange Tisch, an

dem wir sitzen, ist bald der lustigste in der ganzen lustigen Umgebung.

Nun geht's gegen Abend, nun beginnt die Musik und in das junge Volk kommt Unruhe. Mit leuchtenden Augen und sprudelndem Uebermuth führt Helmut Sigrun von meiner Seite zum Tanz. Ich starre ihnen nach, mechanisch murme ich: „ein schönes Paar!“ Sigruns hohe Gestalt wird noch weit überragt von der ihres Begleiters, dessen jugendliche Schlankheit, seit wir uns nicht mehr gesehen, männlichere Kraft gewonnen hat. Ich komme mir klein vor, zwerghaft, wie ich die Beiden gehen sehe. Der Herr Regierungsrath, der Vetter Helmuths, verpflichtet mich in ein interessantes Gespräch, er ist ein geistreicher Mann, voll Witz und Laune, wir kommen ins Feuer, eine Weile sprühe auch ich von Geist und Witz, wie mir dünkt — ohne daß ich ihr Kommen beachtet hatte, sitzt Sigrun wieder neben mir und hört uns zu. Sie stützt den Kopf in die feine Hand, sie lauscht aufmerksam her und doch richtet sie manchmal die Augen ins Unbewußte, so wie wenn andere Gedanken sie beschäftigten. Ich bemerke es, ich werde stumm und stummer, der Regierungsrath wird von Bekannten in Anspruch genommen, Sigrun beginnt mit mir zu plaudern, ich lasse sie reden, ich höre ihr zu — ich weiß nichts zu erwidern. Wovon soll ich reden? Was ist in meinem Leben vorgegangen? Nichts von Bedeutung! Die paar Unruhen des Außenlebens sind bald gezeichnet, sie nimmt herzlichen Antheil daran, aber das Thema ist bald erschöpft. Im leichten Gesellschaftslandern war ich nie ein großer Held — und heute will mir's vollends gar nicht gelingen. Sigrun selbst spricht wieder, ich höre mit dem alten Entzücken, aber ich höre nur mit halbem Ohr: ich lausche einwärts in mich selbst, ich horche, ob denn alles Frische, Lebendige in mir stumm geworden sei, ob der dürre leere Ernst, das schwerfällige Streben, die wissenschaftliche Verbohrtheit der einzige Inhalt meines Innern geworden sei? Ach nein, noch etwas ist darin, aber es verbirgt sich scheinbar: die Thräne, die ich einst von Sigruns Aug' geküßt, brennt auf einmal wieder herb auf meine Lippen — aber davon kann ich doch nicht reden! Ich fange an, von meiner Wissenschaft zu reden, Sigrun beginnt mit Aufmerksamkeit zu lauschen — aber wie dumm, wie schwerfällig, mit einer Dame von Wissenschaft zu reden hier beim Herbst der Phäaken! Nach dem ersten Satz spreche ich wahrhaftig so hölzern wie noch nie — nun flammt es uns zur Seite auf — es ist dunkel indessen geworden, hier und dort haben sich schon Pechfackeln entzündet, es wurde weiter getanzt — nun knistert's dort rechts in einer der mit Tannenreis umkleideten, wimpelgeschmückten Tonnen Säulen, Flammen schießen oben und seitwärts heraus, verschwinden wieder, dicker Qualm steigt oben auf und aus ihm schlägt plötzlich die helle Loh, weithin die Umgebung erhellend. Jubelrufe erschallen, die jungen Paare eilen zum Tanz um die lodernde Feuersäule.

Mein kleiner Architekt kommt und holt Sigrun. Ich folge langsam, im Schatten eines Baumes sehe ich in das grellbeschienene Gewühl der Tanzenden. Mein Auge sucht Sigrun vergebens, das Licht der Flammen blendet, und die Paare wirbeln in verwirrendem Wechsel. Ich wende mich zur Seite, im Schatten neben mir steht Helmuth. Auch er schaut mit verchränkten Armen dem Tanze zu, die Lippen fest aufeinander geschlossen. Meine Bewegung läßt ihn zu mir herantreten, er kommt auf mich zu und legt schweigend den Arm um meine Schulter. „Warum tanzest Du nicht?“ frage

ich. Er zuckt die Achseln. „Du liebst Sigrun?“ frage ich. „Wen?“ giebt er befremdet zurück. Ich nenne ihren wahren Namen. Er nickt. „Und sie?“ frage ich. „Ich weiß nicht!“ antwortet er; dann schweigt er wieder. Nach einer Pause fragt er: „Und Du?“ „Was habe ich dabei zu thun?“ ist meine Antwort, und da er noch einmal seine Frage wiederholt, lache ich und sage: „Was willst Du, lieber Junge? Was gehen Dich alte Geschichten an? Geh' und tanze mit Sigrun! Wenn ich von Afrika zurückkomme, magst Du mich wieder fragen.“ Er schaut mich einen Augenblick starr an, dann umarmt er mich stürmisch und eilt davon. In Kurzem sehe ich ihn mit Sigrun um das Feuer schweben — „ein schönes Paar!“

Ich stehe wieder drüben beim Regierungsrath. Der Tanz hat eine Pause gemacht, das große Feuerwerk prasselt im Hintergrund, man schaut und ruft: „Ah!“ und klatscht, die Feuerbündel schießen an dem dunkeln Nachthimmel empor, versprühen, zerstäuben in farbenflimmernden Lichttropfen, Rauch qualmt darüber und wird wieder überflammt von glühendem Scheine. Ich starre darenin, ich denke nichts, ich bewundere mechanisch mit den Andern. Das Feuerwerk prasselt zu Ende — dort tanzen sie wieder um die zweite Feuersäule, hier beginnen sie zu singen — da schiebt sich Sigruns Arm in den meinen, sie fordert mich zu einem Gang auf durch die lampnerhellte Obstbaumallee.

Wir gehen eine Weile schweigend, mir ziehts durch Kopf und Herz: „Sigrun vergißt nicht!“ Aber dort drüben sieht Helmut — Sigrun plaudert wieder, lieb und fröhlich, an meinem Arme gehend, ihre Schulter hat dieselbe Höhe wie die meinige — daß mir das zum erstenmal auffallen muß! Und dort drüben geht Helmut mit einem Freunde — er sieht uns nicht, aber ich sehe ihn, seine hohe kräftige Gestalt, ich höre die Beiden schwatzen, lachen, hell, frisch und selbstbewußt — und wie ich eben glaube, den rechten Ton gegen Sigrun wieder zu finden, da überkommt mich aufs neue der räppische Ernst, ich schweige und höre, was Sigrun redet. Sie redet von dem Glück, das sie heute empfinde, mich wieder zu sehen, sie redet Worte der liebevollsten Theilnahme für all mein Ergehen, sie redet Worte mit einem Ton, wie ich nur ihn dort an der Wernerskapelle gehört. „Sigrun vergißt nicht!“ klingts in mir, aber ich gebe einfühlige nichtstägende Antworten.

„Ich habe auch nicht vergessen — und ich war ein Thor — und sei mein!“ möchte ich laut herausschreien — aber dort geht wieder Helmut, groß, stolz und fest — ich krümme mich innerlich zusammen, ich richte mich zornig auf in dem Trost meines Wissens, meines Könnens, meines Werthes, aber meine Schultern werden nicht höher dadurch, mein Mund nicht beredter, mein Sinn nicht leichter. Und nun beginnt Sigrun selbst von Helmut zu reden, sie weiß so viel Liebes und Gutes und Nützenswerthes von ihm zu sagen, und ich beginne lebhafter zu sprechen, indem ich das alles bestätige. Wir reden lange von ihm, plötzlich wird Sigrun still, sie schaut mir im Halbdunkel ins Auge, ich lese eine traurigste Frage in ihrem Blick und ich — ich Narr der Narren sehe sie ebenso traurig an und schweige. Wir gehen zu den Andern zurück. — —

13. Oktober.

Eben bricht die Sonne durch die herbstlichen Morgen-
nebel, dort drüben auf der Straße sprengt Sigrun zu
Pferd mit Helmut dahin — gegen Mittag erwarten
sie meinen Besuch bei Regierungsraths.

Ich könnte ihn jetzt hassen, diesen Helmut, hassen
wie meinen Todfeind! — Halt einmal, Alter, sei ehrlich
und schäme dich! Hasse dich selbst, wenn's je gehaßt
sein muß. Doch auch das wäre Thorheit — selbst du
hast das Recht, zu sein wie du bist. Was daraus
folgt, mußt du tragen.

Ich habe mich bejammert. Sigrun ist noch frisch und
jung — ich bin rauch — alt geworden oder nie jung
gewesen! Gott vergelt's meinen Schulmeistern! Hel-
mut ist Sigruns würdig: ich will gründlich aus dem
Wege gehen, dann muß das Glück noch kommen für
diejenigen, welche es zu fassen wissen. — In einer
halben Stunde geht ein Zug, der mir paßt.

(Ohne Datum.)

Nach matt und mit Noth nach Sanibar zurück-
geschleppt. Nicht weit gekommen. Unglück aller Art
und mein Körper der Anstrengung nicht gewachsen.
Hier Briefe aus der Heimat, will dagegen meine Tage-
bücher hinschicken, so lange die Kraft noch vorhält.
Helmut's Liebe hat endlich gesiegt, Sigrun hat's ihm
schwer und lang genug gemacht.

Vergessen hat sie drum nicht, es ist nur ein ander
Gedenken geworden.

Mein Gedenken wird bald erlöschen, ruhmlos, glücklos
geht es zu Ende — was ist's weiter? Werde glücklich,
Sigrun! Du tannst es — ich konnte es nicht.

Die Pulse jagen dem Ende zu,
Todmatt und fiebereilig,
Vergessen alles sonst — nur Du
Bleibst meinem Herzen heilig.

Das Schwedenkübchen.

Eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges
von M. Barad.

Etwa zwei Stunden von Freiburg im Breisgau,
unfern des Eingangs in das reizende Münsterthal,
eines der schönsten Thäler des romantischen Schwarz-
waldes, liegt das kleine Dörfchen Kirchhofen. Halb-
versteckt blickt sein niedriger Kirchturm aus den dicht
belaubten Rebhügeln hervor, als wolle er sich um-
schauen nach den zahlreichen benachbarten Ortschaften,
deren Namen besonders in den Ohren der Weinlieb-
haber einen guten Klang haben, denn hier ist der Be-
ginn des gesegneten Landstriches, der den vortrefflichen
„Markgräfler“ erzeugt, — ganz in der Nähe liegt das
Städtchen Müllheim, von welchem einst der gemüth-
volle alemannische Dichter Hebel im Dialekte jener
Gegend sang:

3 Müllen an der Post,
Tusigsappermost!
Trinkt mer nit e gueter Wi!
Gohr er nit wie Baumöl i,
3' Müllen an der Post!

In unmittelbarster Nachbarschaft auch liegt das
freundliche Städtchen Stauffen mit den Ruinen der
uralten Stauffenburg, welche von einem der niedrigeren
Borberge herabgrüßen, während im Hintergrunde die
gewaltige Kette der Münsterthäler Berge sich erhebt
mit den als herrliche Aussichtspunkte wohlbekanntem
riesigen Häuptern des Erzlastens, des Belchen und
des Blauen.

Unter allen den blühenden Ortschaften, die hier zu-
sammengedrängt in den sich verflachenden Ausläufern
der Schwarzwaldberge liegen, ist Kirchhofen wohl
eine der unbedeutendsten, denn es zählt nur einige

Hundert Einwohner. Auch an Sehenswürdigkeiten ist das Dörfchen arm, weshalb es nicht einmal in das allen Reisenden unentbehrliche „rothe Buch“ aufgenommen ist; und dennoch giebt es daselbst eine Merkwürdigkeit zu schauen, von welcher jedoch in Kirchhofen selbst nur die wenigsten Leute Kenntnis haben. Es ist dies eine in die Rückwand des freistehenden Hochaltars der Kirche gemeißelte lateinische Inschrift, die erzählt, daß im Jahre 1634 die Schweden im Orte gelegen seien. Dies wäre nun an und für sich kein so besonders wichtiges Ereignis, daß man Grund gehabt hätte, es am Altar mit riesigen Lettern zu verewigen, doch ein hiermit verknüpftcs Vorkommnis hat ihm eine für die Kirchhofner ganz besondere Bedeutung gegeben, so daß es mit Zug und Recht den künftigen Generationen zum Gedächtnis aufbewahrt wurde.

Dies Vorkommnis bildet den Gegenstand unserer nachfolgenden Erzählung.

Es war im Jahre 1634, in jener furchtbaren Zeit, da Deutschland nun schon im fünfzehnten Jahre unter den Gräueln des Krieges zu leiden hatte. Die Schweden waren damals die Herren Deutschlands, denn siegreich standen ihre Heere in Sachsen, am Rhen und der Donau, im Breisgau und im Elsaß. Kaiser Ferdinand aber hatte nichts Klügeres zu thun gewußt, als seinen tüchtigsten Feldherrn, den gewaltigen Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, am 24. Februar desselben Jahres unter dem Vorwand eines begangenen Verraths ermorden zu lassen, und hatte sich so selbst des Kopfes und des Armes beraubt, die ihn in solcher Noth hätten retten können. Die führerlosen Wallensteiner aber hatte er unter den Befehl dessen gestellt, der die gegen den großen Feldherrn ausgesprochene Acht hatte vollstrecken lassen, unter den Befehl des Generals Grafen von Gallas. Zu ihm schauten jetzt mit hoffnungsfreudigen Blicken die Katholiken Deutschlands empor, denn von ihm erwarteten sie die endliche Befiegung der bisher unüberwindlichen Schweden und Protestanten und dadurch die Beendigung des nun schon so entsetzlich lange andauernden Krieges.

Mit ganz besonderer Spannung sahen den bevorstehenden Ereignissen die Bewohner des damals österreichischen Breisganes entgegen, denn diesen schönen Landstrich hatte zu jener Zeit der schwedische Feldmarschall Horn mit einem starken Heere besetzt, und obgleich dieser große Kriegsheld seine Truppen unter strenger Disciplin hielt, so hatte die arme Bevölkerung doch namenlos zu leiden unter den mit dieser Occupation verbundenen unvermeidlichen Lasten, Drangsalen und selbst Grausamkeiten. Letztere waren freilich meist nur durch eigenes Verschulden hervorgerufen worden, indem die Bauern, durch ihre fanatischen Geistlichen bis zum Wahnsinn erregt, sich häufig zu Gewaltthätigkeiten gegen die fremden „Keter“ hinreißten ließen, was natürlich von Seite der Schweden Repressalien hervorrief und mehr nach Kriegsbrauch als nach Kriegsrecht die furchtbarsten Brutalitäten gegen Männer, Frauen und Mädchen, ja sogar gegen Kinder veranlaßte. Kein Wunder war es deshalb, daß sich die unglücklichen Bewohner des gesegneten Landchens nach endlicher Erlösung von dem auf ihnen lastenden Druck sehnten und nicht aus Glaubenseifer allein dem katholischen Heere den Sieg über die Protestanten wünschten.

Da endlich trat eine Aenderung in der Lage der Dinge ein; das ganze schwedische Heer zog ab und wandte sich gegen die Bodenseegegend, um, wie es hieß, die Vereinigung eines spanisch-italienischen Heeres,

welches unter dem Infanten Don Fernando über die Alpen marschire, mit Gallas zu verhindern. Plötzlich aber wandte sich Horn nordwärts, denn die Spanier hatten sich durch Tyrol kommend mit dem Hauptheere vereinigt und rückten nun mit diesem in Eilmärschen die Donau aufwärts. Darauf hin hatte Bernhard von Weimar, der berühmteste Heerführer der Protestanten, den General Horn zu Hilfe gerufen, um mit ihm gemeinsam gegen die übermächtige entgegenrückende Armee zu operiren. Doch obschon ihre Vereinigung bei Augsburg stattfand, so war sie dennoch zu spät bewerkstelligt worden, um die Einnahme von Regensburg und Donauwörth durch die Kaiserlichen zu verhindern. Jubelnd vernahm man die Kunde dieser Erfolge in den katholischen Landestheilen Deutschlands und allgemein hoffte man jetzt auf bevorstehende weitere Fortschritte der gegen Schwaben vordringenden Armee.

Zu jenen, welche im Breisgau am meisten den Schweden den Untergang wünschten und am eifrigsten für ihr Verderben beteten, gehörte auch der junge Pfarrer von Kirchhofen, der wüthendste von allen den blinden Zeloten, welche ad majorem Dei gloriam Haß statt Liebe predigten und die Bauern unter dem Vorgeben, Gott und der Religion zu dienen, zu wildem Fanatismus, zu Gewaltthat, Mord und andern Verbrechen aufreizten. Es war Herr Justus Weiß, der tapferste Glaubensstreiter unter der Schar der Schwarzköpfe und zugleich — der größte Heuchler, welcher jemals Christi heilige Lehre durch Wort und That verunstaltete und entweihte. Dabei aber brüstete er sich trotz der bedenklichen Moral, mit welcher er „des guten Zweckes willen“ zu Verbrechen reizte, seinen Bauern gegenüber stets mit seiner Gerechtigkeit vor Gott, denn mit Vorliebe pflegte er zu sagen: „ich heiße Justus und bin justus!“

Mit vor Freude bebender Stimme hatte der Pfarrer die letzten Erfolge der kaiserlichen Waffen von der Kanzel herab verkündet und seine Schäflein aufgefordert, fleißig um endliche gänzliche Vernichtung des Schwedenheeres und aller Protestanten zu beten: da eines Tages — es war um die Mitte des September — ließ der Pfarrer wieder sämtliche Glocken läuten und so die Gemeinde in der Kirche versammeln. Dann bestieg er in vollem Ornat die Kanzel und verkündete mit vor Rührung bebender Stimme, Gott habe ihr Gebet erhört, denn in einer großen Schlacht bei Nördlingen sei am 6. September das Kekerheer geschlagen und gänzlich vernichtet worden. Ein unbeschreiblicher Jubel herrschte da in Kirchhofen und wer noch eine Flasche Wein irgendwo versteckt hatte, daß sie die Schweden nicht hatten finden können, holte sie jetzt hervor und trank sie auf das völlige Verderben der gehaßten Feinde.

Nur eine einzige Person gab es in dem kleinen Dorfe, welche bei der Nachricht von der Niederlage der Schweden keine Freude, wohl aber bitteres Herzeleid empfand, und diese war die Tochter des Küsters oder richtiger die Tochter seiner Frau. Man munkelte nämlich über die Abstammung der schönen Christel, deren Mutter bis vor ihrer plötzlichen Verheirathung Hauslerin des erst vor zwei Jahren verstorbenen früheren Pfarrers war. Der Küster selbst, welcher neben seinem kirchlichen Amte das ehrsame Schneiderhandwerk betrieb, schien übrigens über die Frage, ob Christel seine Tochter sei oder nicht, keinerlei Zweifel zu haben, denn er haßte sie sehr unväterlich und war seit ihrem Eintritt ins mannbare Alter darauf bedacht, sie durch Verheirathung

loß zu werden. Aber obwohl schon einige der reichsten Bauernsöhne Lust gezeigt hatten, das schöne Mädchen zur Herrin von Haus und Hof zu machen, so hatte doch Christel allen gegenüber ihre Gleichgültigkeit bewahrt und erklärt, „es pressire ihr nicht mit dem Heirathen“, oder „in Kriegszeiten müsse man froh sein, wenn man ledig sei“, und dergleichen Ausflüchte mehr. — So war sie 21 Jahre alt geworden und immer noch nicht hatte der Küster das Mädchen los werden können. Da nahte ihrer Freiheit eine neue Gefahr, wenn auch nicht in Gestalt einer Heirath. Die Haushälterin des Herrn Pfarrers Justus war plötzlich gestorben und er brauchte deshalb einen Ersatz für diese erledigte Stelle. Seine Hochwürden aber waren in dieser Beziehung etwas eigen und gedachten lieber eine junge und hübsche Hausfrau bei sich aufzunehmen, als eine alte und häßliche, und demzufolge richtete Herr Justus seine Absichten auf Christel, denn ohne Zweifel war sie die schönste der Dorfschönen. Aber die Werbung des schlauen Pfäffleins hatte keinen günstigen Erfolg gehabt, denn Christel hatte ihm mit zornbebender Stimme erwidert, daß sie lieber ins Wasser springen, als Pfarrköchin werden wolle. Da ergrimmt der Herr Pfarrer höchlichst und entrüstet, daß das resolute Mädchen gewagt hatte, „seinen wohlgemeinten Absichten“ entgegenzutreten, sprach er salbungsvoll „ich heiße Justus und bin justus“ — und eilte voll sehr unpriesterlichen Zornes aus dem Hause des Küsters, wo die Unterhandlung stattgehabt hatte. Christels Eltern aber waren ganz außer sich darüber, daß das „ungerathene Mädel“ sich unterstanden hatte, dem Herrn Pfarrer so vor den Kopf zu stoßen und seinen „ehrenvollen“ Antrag zurückzuweisen, wie sie auch die Heirathsanträge der reichen Bauernsöhne abgelehnt hatte. Der Küster besonders, Meister Johannes Burkhard, wie er sich am liebsten nennen hörte, wurde bald blau, bald grün vor Aerger, daß auch diese schöne Gelegenheit, „das Mädel zu verjorgen“, in nichts zerfallen sollte. Er erklärte Christel, daß er einen solchen Eigensinn nicht dulde, und bewilligte ihr acht Tage Bedenkzeit, um noch nachträglich des Herrn Pfarrers Anerbieten anzunehmen. Als sie aber entgegnete, daß sie keine Bedenkzeit brauche und niemals die ihr gebotene Stellung annehmen würde, da steigerte sich des Schneiderleins Wuth aufs Höchste und mit hoherhobenem Ellenmaß drohte er, das Mädchen mit Schlägen aus dem Hause zu jagen. Doch Christel, welche fast um eines Hauptes Länge das zeternde und verwachsene Männlein überragte, hatte im Nu ihm das Ellenmaß entrissen und hierdurch dessen auslodenden Schneidernuth so sehr eingeschüchtert, daß er Hals über Kopf aus der Stube rannte und — die acht Tage verstreichen ließ, ohne seine Drohung wahr zu machen.

Dies alles hatte sich kurze Zeit nach dem Abmarsch einer schwedischen Dragonerschwadron ereignet, welche bei der Langsamkeit der damaligen Kriegsführung vier Monate lang in dem Dörfchen gelegen und daselbst Winterquartier bezogen hatte. Zum Glücke nun für Christel fiel es niemand im Dorfe ein, die Zurückweisung der ihr gewordenen Anträge mit der Anwesenheit der Schweden in Verbindung zu bringen; hätte irgend wer geahnt, daß dieser Umstand wirklich die Ablehnung — wenigstens der Heirathsanträge — veranlaßt habe, die fanatischen Bauern hätten die Christel gesteinigt. So aber ahnte niemand, daß ein Schwede, ein keiserlicher Bekämpfer der allein seligmachenden Religion, verstanden hatte, in dem Herzen des Mädchens die Flamme einer rei-

nen, innigen und treuen Liebe zu entzünden, gleichwie Christel sie in des fremden Kriegsmannes Brust erweckt hatte. Dieser Schwede war Lars Knigge, der Trompeter der Dragonerschwadron, ein bildschöner stattlicher Bursche mit lichtblondem Haar und Schnurrbart, nebst einem paar ehrlicher hellblauer Augen voll Jugendmuth, Heiterkeit und Herzensgüte. Er war den ganzen langen Winter über in des Küsters Hause im Quartier gelegen und niemand daselbst hatte dem lustigen Burschen Gram sein können, sogar der Hausherr nicht ausgenommen, obgleich dieser vermöge seines kirchlichen Amtes es als seine Pflicht betrachtete, an religiösem Fanatismus dem Herrn Pfarrer nicht nachzusehen. Auch er lauschte gerne den Erzählungen des Schweden über seine nordische Heimat oder seine kriegerischen Erlebnisse, denn Lars sprach fließend deutsch, da er vor Ausbruch des Krieges als Matrose häufig die deutsche Küste besucht hatte. Schauernd und bewundernd zugleich hörte dann der Schneider zu, wenn Lars von der Schlacht bei Breitenfeld sprach, wo sein Regiment im Handgemenge mit den tapferen Pappenheimern zur Hälfte aufgerieben ward, oder von der Schlacht bei Pützen wider den gewaltigen Wallenstein, wo die Schweden ihren Sieg schwer, mit dem Leben ihres Königs Gustav Adolf, erkaufen mußten. Bisweilen berichtete er auch heitere Kriegsbilder und gab manche lustige Schurre zum Besten, so daß auch die Küsterin vergaß, daß der Erzählende ein Feind ihres Glaubens und der katholischen Sache sei, und wenn sie sich dessen erinnerte, seufzend zu sich selber sprach: „Schade um den schönen lustigen Burschen, daß er ein Ketzer ist, — schade, daß seine Seele auf ewig verloren geht!“ Christel aber stand, wenn der Schwede erzählte, meist in einer Ecke am Fenster und lauschte mit hochklopfendem Herzen den Worten des kühnen Kriegsmannes, dem der schöne blaue Waffenrock mit den goldenen Tressen so gut stand. Und wenn sein Auge bei der Schilderung seiner Kriegserlebnisse heller aufleuchtete und sein männlich schönes Gesicht sich höher färbte, da dachte Christel bei sich: „Ich wollte, er wäre ein Kirchhofener Bursche und — mein Liebster!“

Lars Knigges Auge aber haftete oft sinnend auf der schönen Gestalt und dem lieblichen Antlitz des Mädchens; doch wenn Christel sich dann eröthend abwandte, da strich er sich wohl mit der Hand über die Stirne, als wollte er die darunter wohnenden Gedanken verschrecken, indem er vor sich hin sprach: „Laß dieses Denken und Sinnen, Lars, — sie kann und darf ja nichts von dir wissen wollen, denn du bist ein Feind ihres Landes und Glaubens. — Gib dich zufrieden, Herz!“

So kam es, daß die Beiden gleich innige Gefühle für einander hegten, ohne es sich gegenseitig zu gestehen. Als aber der Tag des Abschieds herankam, trat Lars in das hinter dem Hause gelegene Gärthchen, um der daselbst beschäftigten Christel ein letztes Lebewohl zu sagen. Da pflückte das Mädchen mit zitternder Hand eine frisch erblühte Rose und reichte sie dem Trompeter zum Abschied mit abgewandtem Antlitz, damit er die Thräne nicht sehe, die verrätherisch in ihrem Auge glänzte. Aber auch Lars ward in diesem bitteren Augenblicke des Scheidens von seinem Gefühl überwältigt. „Christel“, sprach er mit tiefbewegter Stimme, „Deine Rose soll auf meinem Herzen verwelken, — auf meinem Herzen, das ewig für Dich schlagen, ewig Dich lieben wird! — Leb' wohl, leb' ewig wohl!“

Da schlug auch Christel ihr von Thränen verdüstertes

Auge zu dem feinigem empor und, ihre beiden Arme um den Nacken des geliebten Feindes schlingend, sprach sie: „Lebe wohl, Du geliebter Mann, — immer wird die arme Christel Deiner gedenken, täglich wird sie für Dich zu Gott beten, daß er Dich beschütze in Noth und Gefahr. Leb' wohl — auf ewig!“

Draußen rief es zum Appell. In einem einzigen Kuß begegneten sich die Lippen der Liebenden, dann riß sich Lars los und, von den schmerzlichsten Gefühlen bewegt, blies er sein lustig Trompeterstücklein, als die Schwadron abmarschirte, fort in das wildbewegte Kriegsleben.

Seit jenem Tage war nahezu ein halbes Jahr verstrichen und Christel hatte während dieser Zeit nichts mehr vernommen von Lars; das Versprechen aber, das sie ihm in der Scheidestunde gegeben, hatte sie redlich gehalten, denn mit treuem Herzen hatte sie stets des fernem Geliebten gedacht und, während alle übrigen Dorfbewohner dem Befehle des Pfarrers zufolge um den Untergang des Schwedenheeres beteten, flehte Christel zu Gott, daß er Lars in seinen heiligen Schutz nehme und ihn glücklich wieder in seine nordische Heimat zurückführe. So frei von jedem selbstsüchtigen Gedanken war ihre reine Liebe, daß ihr nicht entfernt in den Sinn kam, von Gott erbitten zu wollen, daß er ihr den Geliebten wieder zuführen und ihn für immer mit ihr vereinigen möge; an die Möglichkeit eines solchen Glückes wagte sie gar nicht zu denken und deßhalb — bat sie auch nicht darum.

Da plötzlich war der Tag gekommen, der die Nachricht der für die Schweden unglücklichen Schlacht bei Nördlingen brachte. Himmel, wie erschrak da die arme Christel, — wie bebte ihr das Herz im Leibe! Kaum war sie im Stande, ihre Angst und ihre Sorge zu verbergen, die sie dieser furchtbaren Nachricht wegen empfand. Ach, vielleicht hatte eine mörderische Kugel auch das treue Herz ihres Lars durchbohrt, vielleicht war sein liebes blaues Auge nun im Tode gebrochen, vielleicht war er jetzt auf ungeweihtem Boden in irgend einer Grube zum letzten Schlafe gebettet! Ach, vielleicht, vielleicht! —

Mit solchen Gedanken quälte sich die arme Christel und keinem Menschen konnte sie ihre Seelenangst klagen, niemand sich anvertrauen, denn niemand außer Gott und Lars kannte ja das Geheimnis ihres Herzens. — In ihrem schweren Kummer eilte sie endlich zur Kirche, um im Gebete Trost bei dem zu suchen, der allein die Leidenden zu trösten vermag. Und sie fand — wenn auch nicht Trost — doch äußere Ruhe und Kraft, ihre Sorge in ihrem Herzen zu verschließen, so daß niemand eine Ahnung von der Quelle derselben bekam.

So vergingen einige Tage und jeder verfloßene Tag hatte nähere Nachrichten über die Größe der Niederlage der Schweden gebracht. Das gesammte Fußvolk — so hieß es — sei beim Stürmen einer Anhöhe durch die Geschosse der Kaiserlichen und das Auffliegen

einiger Pulverwägen zerschmettert worden. Zwölf-tausend Mann seien todt auf der Wahlstatt geblieben, fast ebensoviele mit dem gefürchteten General Gustav Horn gefangen; nur wenige — besonders von der Reiterei — seien entronnen, versprengt und zerstreut auf der Flucht nach dem Rheine.

Christel athmete auf; es war den letzten Nachrichten zufolge wenigstens eine Möglichkeit vorhanden, daß Lars nicht todt, sondern nur gefangen sei. Dieser Gedanke gewährte ihr schon einen süßen Trost; daß er unter den Entronnenen sich befinden könne, wagte sie gar nicht zu hoffen.

Da, eines Abends — es war der 15. September, neun Tage nach der Nördlinger Schlacht — kam der Küster in höchster Aufregung nach Hause gerannt und schlenbertete zornig seine Mütze zur Erde. Erstaunt schaute die Küsterin empor. „Was hast Du denn, Johannes?“ frug sie mehr mit den Augen, als dem Munde. „Was ich habe?“ schrie der Küster, „nichts habe ich, — aber die Schweden kommen wieder, die Dragoner! Ihre Quartiermacher sind draußen auf dem Kirchenplatz, — ein Transport Verwundeter trifft in einer halben Stunde ein — und im Laufe der Nacht kommt das ganze Regiment!“ „Herr des Himmels!“ rief die Frau Barbara, „die Schweden? — die sind ja alle todt oder gefangen!“

„Schwache nicht so dumm!“ schrie Meister Johannes grob. „Wer todt ist, kommt freilich nicht dahergeritten, auch nicht wer gefangen ist, — aber die, welche dem Tod oder der Gefangenenschaft entronnen sind: die Flüchtlinge. — Doch“ — fügte er hastig bei — „ich muß in die Kirche, denn — Gott möge die Ketzer dafür strafen — die verwundeten Hunde sollen ja alle in die Kirche auf Stroh gelegt werden! Spute Dich, Weib, — die Christel soll Dir helfen, die Stube herzurichten, wo steckt denn das Mäd'el? — Christel, — Christel!“

Aber das Mädchen antwortete nicht. Gleich bei den ersten Worten des Küsters war Christel aus der Stube gerannt und aus dem Hause hin zu der Kirche, wo nach der Aussage des Küsters die Schweden Halt gemacht hatten. Der Pfarrer und das halbe Dorf waren schon daselbst versammelt und gafften mit dem gemischten Gefühle von Neugierde und Haß die Dragoner an, die, noch alle Spuren des stattgehabten Kampfes an sich tragend, dem furchtbaren Morden entronnen waren. Bei den meisten der Anwesenden zwar schien der Haß überwiegend zu sein, denn man sah ihnen an, daß sie am liebsten die unwillkommenen Gäste von den abgetriebenen Kössen heruntergerissen und sie wie tolle Hunde todtgeschlagen hätten. Aber das angekündigte Regiment, das binnen wenigen Stunden eintreffen sollte, zwang sie zur klugen Beherrschung ihrer Gefühle, denn die furchtbare Art und Weise, wie die Schweden stattgehabte Gewaltthätigkeiten zu rächen pflegten, war Allen noch in allzufrischer Erinnerung. Deßhalb gehorchten sie jetzt, wenn gleich mit



„Christel“, sprach er mit tiefbewegter Stimme, „Deine Rose soll auf meinem Herzen verwelken.“

finstern Mienen der Weisung der Dragoner und schleppten Stroh herbei, um den Fußboden der Kirche, der zur Lagerstätte für die Verwundeten hergerichtet werden sollte, damit zu überdecken. Dann gingen sie heim, um Quartier und Beherbergung für das angeblich 400 Mann starke Regiment herzurichten, das in dem kleinen Dorfe nächtigen wollte.

Nur einige Wenige blieben zurück, um dem Küster beim Herrichten des improvisirten Hospitals behilflich zu sein und zugleich einem Wink des Pfarrers zufolge einiges werthvolle Kirchen- und Altargeräthe in Sicherheit zu bringen.

Auch Christel war zurückgeblieben, denn in Gegenwart der Bauern und besonders des Pfarrers hatte sie nicht gewagt, bei einem Schweden sich nach dem Geliebten zu erkundigen; jetzt aber, da Alle in der Kirche beschäftigt waren, schlich sie zu dem grauköpfigen Wachtmeister heran, welcher als Kommandirender der Quartiermacher mit den Bauern und dem Pfarrer verkehrt hatte, also deutlich verstand. Leise befragte sie ihn mit zitternder Stimme, ob Lars Knigge, der Trompeter, noch lebe.

Der alte Schnurbart sah freundlich auf das schöne Mädchen; er mochte wohl den Ton der besorgten Liebe in Christels Frage erkannt haben. Er faßte sie lächelnd am Kinn und erwiderte: „Ich weiß es nicht, Kind, ob der Mann, nach dem Du fragst, noch am Leben ist; gar viele“, fügte er mit einem Seufzer bei, „sind bei Nörblingen aus dem Sattel gehoben worden, die nie mehr ein Roß bestiegen werden. Doch warte einmal“ — fuhr er nach kurzem Nachsinnen fort —

„Lars Knigge, — ich glaube mich auf den Namen zu besinnen, — stand er nicht beim siebenten Regiment?“

„Ja, ja!“ sprach Christel eifrig, „ein blonder, schöner Mann!“

„Na, blond und schön sind wir Alle“, scherzte der Wachtmeister mit echtem Soldatenhumor, indem er sich den grauen Schnurbart drehte, drum wenn Dein Lars nicht mitkommen sollte, so — nimm mich statt seiner als Schatz: ein lebender Wachtmeister ist doch besser, als ein todtter Trompeter! — Na, na!“ fügte er lachend bei, als er Christel erblicken sah, „beruhige Dich, Mädel, er ist zwar verwundet bei unserem Transporte, doch gar so schlimm wird's nicht um ihn stehen, obgleich er einen tüchtigen Hieb im Kopfe hat, der ihm wohl für einige Zeit das Blasen und — das Klaffen unmöglich machen wird!“

Christel hatte genug gehört; Schreck und Freude

zugleich erfaßten ihr Herz bei den letzten Worten des alten Soldaten. Doch die Freude war größer als der Schreck, den sie wegen Lars Verwundung empfand: er sollte ja kommen, wenngleich verwundet, doch lebend wiederkommen, und sie sollte ihn sehen, sprechen und — pflegen dürfen, denn letzteres war sie alsbald zu thun entschlossen, mochte auch daraus entstehen, was da wollte. Eiligst lief sie heim, richtete das Nöthigste zu Verbänden her, packte alles in einen Korb zusammen und war im Begriffe, das Haus zu verlassen, — da sah sie den Pfarrer mit dem Küster, dem Schulzen und sechs Bauern nach dem Pfarrhause eilen, das sich unmittelbar neben dem Hause des Küsters befand. Christel stutzte. Obwohl unter den gegenwärtigen Umständen eine Berathung leicht erklärlich und nothwendig schien, so fiel ihr doch auf, daß die sechs Bauern nicht die Gemeindegältesten, sondern Leute waren, welche als die ärgsten Schwedenhasser im Dorfe bekannt waren. Wie eine Ahnung überkam es da die erschreckte Christel, daß der Pfarrer nicht ohne Absicht sich diese Begleitung ausgesucht habe, daß er vielmehr gerade deshalb etwas Schlimmes im Schilde führen müsse gegen die Schweden, — gegen Lars. Ein Blitz flammte in ihrem Auge auf; sie mußte das Vorhaben des Pfarrers kennen lernen, — um jeden Preis.

Von Angst getrieben eilte sie in das Gärtchen, welches an den Pfarrgarten stieß und von diesem nur durch einen Lattenzaun geschieden war. Als Kind war sie häufig durch eine in demselben befindliche Pflücke geschlüpft, um Kirschchen oder Trauben zu naschen: die schmale Oeffnung war noch vorhanden, — mit ein paar Sprünge stand sie davor. Entschlossen zwängte sie ihren Körper hindurch und stand nur wenige Schritte von dem Hause entfernt, wo die Versammlung stattfand. Zum Glücke dunkelte es schon etwas und sie konnte deshalb wagen, sich unter das erleuchtete Fenster der Stube zu schleichen, wo der Pfarrer, wie sie deutlich vernehmen konnte, mit den Bauern sich besprach. Sie drückte sich in das dicke Laub der die Wand emporgezogenen Weinreben und lauschte nun mit angehaltenem Athem der Worte des Pfarrers, welcher soeben mit lauter Stimme zu den Versammelten sprach:

„Ich sage Euch, meine Freunde, Ihr habt nichts von dem nachrückenden Regimente zu fürchten, denn es wird nicht kommen! Merkt Ihr denn nicht, daß die schlauen Füchse das Eintreffen dieser Truppen nur aus dem Grunde angekündigt haben, um sich hier-



Sie gafften mit dem gemischten Gefühle von Neugierde und Haß die Dragoner an, die, noch alle Spuren des stattgehabten Kampfes an sich tragend, dem furchtbaren Norden entronnen waren.

FWH

durch gegen Eure gerechte Rache zu sichern? Sie sind allein, sage ich Euch, — ganz allein, — versprengt, auf der Flucht von ihrem eigentlichen Wege abgetommen! Wie kämen sie sonst von Nördlingen aus zu uns, während ihr Rückzug sie über Heilbronn durchs Neckarthal nach dem Rheine hätte führen müssen?! — Glaubet mir, Freunde und Brüder im wahren Glauben, die kezerischen Hunde, die jetzt unser Gotteshaus mit ihrer fluchwürdigen Gegenwart entweihen, sind allein und — nicht umsonst soll sie Gott in unsere Hand gegeben haben!

„Der Herr Pfarrer hat recht!“ ließ sich jetzt die Christel wohlbekannte Stimme des Dorfschmiedes vernehmen. „Ich weiß, wo Nördlingen liegt, denn in meinen Wanderjahren habe ich dort gearbeitet. Wer von dort aus an den Rhein will, muß über Heilbronn gehen: Drum mein' auch ich, sie sind versprengt und statt des eigenen Regiments, das — nach ihrem Vorhaben — hinter ihnen folgen soll, sind ihnen wohl die Kaiserlichen auf den Fersen!“

„Sicher ist's so,“ schrie da ein Andern; „auf ihrem Rückzug sind sie wahrscheinlich vom rechten Wege abgedrängt und genöthigt worden, sich ins Gebirge zu verstecken. Da mag's ihnen dann begegnet sein, daß sie sich verirren und ganz gegen ihre Absicht in den Breisgau kommen, statt in die Pfalz!“ „Wir wollen ihnen den rechten Weg zeigen!“ rief jetzt der Schmied wieder mit nicht zu vernehmender wilder Ironie.

„Ja“ — schrie auch der Pfarrer, ohne darauf bedacht zu sein, seinen gewohnten salbungsvollen Ton beizubehalten — „macht sie hin, die Kezerhunde!“

„Sin müssen sie sein!“ schrien da alle in entschlossenem Jubel; „rufet das Dorf zusammen, holt Eure Sensen, Eure Dreischlegel, — wir schlagen sie todt, wie tolle Hunde!“

„Sachte, sachte Freunde, — Herr Pfarrer, nur ein Wort!“ ließ sich die gemäßigtere Stimme des Schulzen vernehmen, als die Andern schon im Begriffe waren, hinwegzustürmen.

„Was, Schulz, Du wirst doch den Kezern nicht das Wort reden wollen!“ rief da der Schmied heftig.

„Ich will nicht für sie reden,“ entgegnete der Schulze. „Ihr wißt es alle, daß niemand die Schwedenhunde mehr hassen kann, als ich. Wenn ich sie alle mit einem Streich vernichten könnte, ohne langes Besinnen würde ich zuhauen, — wenn ich sicher wüßte, daß es ohne Gefahr für mich und das ganze Dorf geschehen könnte. Heute aber“ — fuhr er mit ernstem Tone fort — „würde ich den Streich nicht wagen, denn heute, fürchte ich, würde er uns alle mittreffen!“

Unwillkürlich stuzten da die Bauern bei dieser Mahnung ihres Gemeindevorstandes. Erschreckt sahen sie einander an mit etwas dummen Gesichtern; der Pfarrer aber rief unmutig: „Was fällt Euch ein, Schulz, — wessen Rache hätten wir zu fürchten? Haben wir Euch nicht bewiesen, daß die Schweden, die sich zu uns verirren, auf gar keine Hilfe rechnen können?“

„Herr Pfarrer, mit Verlaub“ — entgegnete der Schulze ruhig — „Ihr habt bewiesen, daß es so sein kann, wie Ihr sagtet, nicht aber, daß es so sein muß. Ich aber halte auch für möglich, daß es so ist, wie die Schweden sagten: daß noch viele hinter ihnen nachfolgten!“ „Und weshalb dünkt Euch dies möglich, Schulz?“ — „Weßhalb wollt Ihr's besser verstehen, als ich und diese?“ frug der Pfarrer mit höhnischem Lächeln.

„Herr Pfarrer“, entgegnete da der Schulz, ohne sich irge machen zu lassen, „mir fällt nicht ein, etwas besser

wissen zu wollen, als Ihr; ich weiß nur, von Nördlingen bis zu uns ist's weit, — an vierzig Stunden wohl oder noch mehr. Nun wundert mich nur, daß bei dem allgemeinen Hasse, der die Schweden trifft, sie bis zu uns kommen konnten, ohne zehnmal todtgeschlagen zu werden, — wenn ihrer nur eine solche Handvoll war!“

Verdutzt sahen da die Bauern ihren Pfarrer an. Der aber rief verächtlich: „Ihr schwazet aber, wie Ihr's versteht, Schulz! Ihr wißt scheint's nicht, daß sie das kezerische Wirtenberg durchziehen mußten, — und wer hätte ihnen da etwas anhaben sollen? Eine Krähe haßt der andern nicht das Auge aus! Wir aber“ — fuhr er mit erhobener Stimme fort, indem er seine leuchtenden Blicke über die anwesenden Bauern schweifen ließ — „wir sind gute Katholiken und wollen nicht unterlassen, was andre schon hätten thun sollen!“

„Ja das wollen wir!“ schrien da die Bauern wieder wild durcheinander, „hin müssen sie sein!“

Und wieder wollten sie hinwegstürmen, aber noch einmal gelang es dem besonnenen Schulzen sie zurückzuhalten.

„Denkt an den Schwedentrunk!“ *) rief er ihnen zu, „denkt an das furchtbare Schicksal so vieler Städte und Dörfer im Breisgau!“

Und die wilden Fanatiker stuzten abermals und blieben.

Da schrie der Pfarrer wüthend: „Und Ihr, Schulze, denkt mehr an Euren katholischen Glauben und das, was Ihr für ihn zu thun verpflichtet seid, als an Euer Bischen Hab' und Gut oder Euer elendes Leben! Ein schlechter Katholik ist der, welcher nicht bereit ist, für den heiligen Glauben zu leiden, oder welcher aus Angst vor Drangsal und Verfolgung zaudert, die Kezerei in ihren Befemern auszurotten! Ein schlechter Katholik und nicht besser als ein Kezer ist der, welcher auch andere davon abzuhalten sucht, das zu vollbringen, was unser Glaube und die ewige Gerechtigkeit Gottes heißen, denn, wer nicht für mich ist, der ist wider mich, spricht der Herr!“

Verlegen senkte der Schulze bei diesen Worten des eifernden Seelenhirten den Kopf und kleinlaut sprach er: „Solche Vorwürfe verdiene ich nicht, Herr Pfarrer, denn ich bin ein guter Katholik. Doch als Vorstand der Gemeinde habe ich die Pflicht, für ihr Wohl zu sorgen und Unheil von ihr abzuwenden. Deßhalb wollte ich auch nicht dafür sprechen, daß man die Schweden schonen solle, sondern daran mahnen, mit Vorsicht zu verfahren, wenn wir sie erschlagen!“

„Mit Vorsicht verfahren?“ frug da Herr Justus in milder zornigem Tone, „wie versteht Ihr dies, Schulze?“

„Ich meine“, antwortete dieser, „wir sollen nicht so gleich die That ausführen, sondern warten, bis wir sicher überzeugt sein können, daß keine Räder nachfolgen werden. Noch hat die Thurnuhr nicht neun Uhr geschlagen: es könnte also das uns angekündigte Regiment immer noch kommen. Ist aber Witternacht vorüber, so dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß es niemals eintreffen wird und wir können getrost daran denken, die Kezerhunde abzuthun. So lange aber, meine ich, sollten wir zuwarten!“

Der Schulze schwieg; die Bauern aber schauten wieder fragend den Pfarrer an, um erst dessen Mei-

*) Die Schweden verübten neben zahlreichen andern Martern besonders die Grausamkeit an den Bauern, ihnen so lange Mißsaue in den Hals zu schütten, bis die Opfer erstickten. Dies nannten sie selbst „den Schwedentrunk“.

nung zu hören, ehe sie die ibrige auszusprechen wagten. Da nicht Herr Justus ganz befänftigt mit dem Kopfe dem Schulzen zu und sprach: „Wohl, Schulze, Vorsicht ist zu allen Dingen nütze, drum will ich Euch nicht widersprechen. Mag es also geschehen, wie Ihr wünschet. Ein jeder von Euch“ — wandte er sich hierauf an die Bauern — „gehe nun heim und werbe ganz in der Stille Genossen für unser Unternehmen. Wenn wir nur 50 Köpfe stark sind, so werden wir mit leichter Mühe mit den Kettern fertig werden, denn die meisten derselben sind ja verwundet und nicht kampffähig. Sobald die Thurmuhr Mitternacht geschlagen hat, überrumpeln wir die Wache und dringen in die Kirche. Ehe die Stunde Zeit haben werden, sich vom Stroh zu erheben, sind wir über ihnen wie Simson über den Philistern, — ehe sie nur eine Hand aus Schwert legen können, haben wir ihnen die Ketterschädel eingeschlagen!“

„Ja, ja!“ brüllten die Bauern, „so soll es geschehen, feiner soll uns entrimmen, hinein müssen sie alle — alle!“

Jetzt ward es stille, die Bauern verließen das Gemach und das Pfarrhaus. Christel athmete auf in ihrem Versteck; vorsichtig lauschte sie, bis sie kein Geräusch mehr vernahm. Da verließ auch sie den Schlupfwinkel, der ihr das furchtbare Vorbahen des Pfarrers entdeckt hatte, und leise schlüpfte sie wieder durch die Lücke im Zaun in den eigenen Garten. In diesem Augenblicke hob die Thurmuhr aus und neun schwere Schläge verkündeten Christel, daß ihr nur mehr drei Stunden verblieben, um Lars und seine Unglücks-genossen vor dem Lose zu bewahren, das ihnen zugesandt war. Da sank sie nieder auf ihre Knie und ein heißes Gebet stieg zu Gott empor, daß er ihr den rechten Gedanken eingebe, um dies möglich zu machen, denn retten mußte sie die Armen, und wenn es ihr das eigene Leben kosten sollte.

Einige Augenblicke stand sie überlegend, dann sprach sie leise vor sich hin: „Ja, — so muß es geschehen, die Schweden müssen vor allem erfahren, was ihnen droht. Sie selbst werden dann am besten wissen, was zu thun ist!“

Dastig ergriff sie ihren Korb, den sie im Gebüsch verborgen hatte, bevor sie den Pfarrgarten betrat, und machte sich auf den Weg nach der Kirche. Leise wollte sie eben aus dem Hause schleichen, da kam ihr noch ein Gedanke. Unbefangen öffnete sie die Stubenthüre und trat in das Gemach, wo die Küsterin bei dem düsteren Scheine einer Lampe strickend am Tische saß.

„Wo steckst du denn, Christel?“ frug diese alsbald die Eintretende. „Geh' hinauf, die Stube herzurichten für den Fall, daß wir Schweden ins Quartier bekommen, — spüte Dich!“

„Gleich, Mutter!“ entgegnete Christel; „wo ist der Schlüssel?“ „Dort hängt er an der Wand!“

Mit hochlopfendem Herzen trat Christel an die bezeichnete Stelle und nahm mit dem Stubenschlüssel zugleich den dicken Bund der Kirchenschlüssel von der Wand.

Gott hatte ihr Gebet erhört und ihr den rechten Gedanken eingegeben, denn nur dadurch, daß Christel den Schweden diese Schlüssel auszuliefern vermochte, wurde es diesen möglich, sich zu retten.

Die kleine Abtheilung der flüchtigen Schweden war mit eintretender Dämmerung in dem Dorfe eingetroffen. Es waren im Ganzen dreißig Mann von verschiedenen Regimentern, wie sie sich nach der unglücklichen Schlacht auf der gemeinamen Flucht zusammengefunden hatten.

Weitaus die Meisten waren in dem furchtbaren Kampfe verwundet worden, zum Glück jedoch nur in einem Grade, daß es ihnen bisher möglich gewesen war, die Strapazen des achtägigen Marches zu ertragen. Nur sechs derselben, darunter der Trompeter Lars Knige, waren schwerer verletzt und für heute unfähig, weiter zu kommen, so daß der Kommandirende der Abtheilung, ein noch blutjunger Dragoner-Rittmeister, sich wohl oder übel entschloß, in Kirchhofen zu rasten, wiewohl er gehofft hatte, noch heute das erlebte Ziel, Breisach, zu erreichen, welches wie das angrenzende Elsaß noch von schwedischen Truppen besetzt war. Nur mit unsäglicher Mühe nämlich war es ihm bisher gelungen, dem Schwerte der verfolgenden Kaiserlichen zu entgehen, und nur durch eine kluge List war es ihm möglich gewesen, mit seinem Häuflein wunder Krieger den Mörderhänden des aufbegehren Landvolkes zu ent-rinnen, durch eine List, die er auch heute wieder angewendet hatte, indem er überall, wo er zu rasten genöthigt war, nachfolgende Truppen ankündete. Aus Respekt vor diesen hatten die Bauern bisher nirgends gewagt, Hand an die kleine verpörrigte Schar zu legen, denn überall fürchtete man die Rache der Nachkommenden. Auch heute hoffte der kühne Offizier, die fanatischen Bauern zu täuschen und lagerte nunmehr in der Dorf-kirche, die er als einziges größeres Gebäude zur Unter-kunft hatte herrichten lassen, mit Mannschaft und Pferden. Die letzteren nämlich hatte er trotz des Murrens der Bauern über diese Profanation ihres Heiligthums gleich-falls im Innern der Kirche unterbringen lassen, um sie für alle Fälle stets bei der Hand zu haben und seine Mannschaft der Wartung der Thiere wegen nicht in mehreren Abtheilungen in die Stallungen zer-splittern zu müssen. Ebenso ließ er unbekümmert über die zornigen Gesichter des Pfarrers und der Bauern alle in der Kirche befindlichen Wachskerzen anzünden, wodurch der große Raum zwar nicht erhellt, immerhin aber die darin herrschende Dunkelheit weniger un-dringlich gemacht wurde. Die Zugänge in die Kirche wurden verschlossen, mit Ausnahme des großen Haupt-ports, vor welchem, den blanken Pallast in der Kauf, eine Schildwache stand mit dem Befehl, Neu-gierige und Feindseligesinnte vom Betreten der Kirche abzuhalten, oder im Falle einer drohenden Gefahr die gesamte lagernde Mannschaft zu allarmiren.

So war es neun Uhr geworden. Die letzten Neu-gierigen hatten den Platz verlassen und tiefe Stille herrschte außerhalb wie innerhalb der Kirche. Die Verwundeten lagen weich gebettet und die ermüdeten Reiter hatten sich gleichfalls auf ihre Streu gelagert, um endlich des lang entbehrten Schlafes zu genießen. Nur die zum Wachdienst bestimmten Leute saßen noch leise sprechend beisammen; unter diesen der alte Wacht-meister, welcher mit Christel gescherzt und ihr mitge-theilt hatte, daß Lars sich unter den Verwundeten befinde. Da winkte plötzlich die Schildwache den Wacht-meister herbei und theilte ihm mit, daß ein Mädchen draußen stehe und mit dem Herrn Rittmeister zu sprechen verlange. Kopfschüttelnd trat der alte Schmirrbart unter das Portal, um sich zu vergewissern, ob nicht irgend eine Verrätherin laure, da das Verlangen eines Mädchens, den Kommandirenden zu sprechen, möglicher-weise nur ein Vorwand sein konnte, die Schildwache von ihrem Posten zu entfernen und so das Eindringen in die Kirche leichter zu machen. Aber alles blieb todtentill, niemand war im Umkreise der Kirche zu bemerken; nur das Mädchen allein, welches das felt-same Verlangen gestellt hatte, stand zitternd vor dem

Portale und trat alsbald näher heran, als der Wachtmeister unter dem halbgeöffneten Thore erschien.

„Herr, Herr“, — rief Christel, denn sie war es, welche draußen stand, — „ich bitte Euch, laßt mich ein, ich muß Euch sprechen!“

„Sachte, sachte!“ entgegnete der Wachtmeister, der die Spröche an der Stimme wieder erkannt hatte und vermuthen mochte, Christel sei nur gekommen, um Lars Knigge zu sehen. „Jetzt ist keine Zeit, Deinen Schatz zu besuchen, dummes Ding, — komm morgen früh wieder, bevor wir weiter marschiren, dann magst Du ihm Dein letztes Lebewohl sagen, für heute ist's zu spät!“

Und ohne sich auf weitere Explikationen einzulassen, war der alte Soldat im Begriffe, sich wieder ins

Innere der Kirche zurückzuziehen, als Christel mit stehendem Tone ausrief: „Um des Himmels willen, Herr, — ich komme nicht deshalb! Euch allen droht Verrath und Tod, — ich komme, Euch zu retten!“

Der Wachtmeister stakte. Er mochte sich wohl aus der Zeit, da er selbst geliebt hatte, erinnern, daß die Liebe nicht auf Verrath sinne; wie ein Blitz kam ihm vielmehr die Überzeugung, daß Christel die Wahrheit spreche, daß ihnen allen eine große Gefahr drohen müsse, welche das Mädchen von dem mitbedrohten Geliebten nur dadurch abzuwenden hoffte, indem es den Versuch machte, alle zu retten. Schnell ergriff er daher Christel beim Arme, zog sie hinein ins Innere der Kirche und führte sie hastig vor zum Altare, wo das Lager des schon in tiefem Schlafe liegenden Rittmeisters sich befand. Nicht ohne Mühe brachte er den Ermüdeten zu sich, doch blißschnell sprang dieser empor, als ihm der Wachtmeister leise meldete, aus welchem Grunde er seinen Schlaf gestört habe. Schnell trat er zu Christel heran und befahl ihr in soldatisch kurzer Weise, ihm die Gefahr zu nennen, welche ihnen nach ihrer Andeutung drohen sollte. Mit bebenden Lippen, doch vollständig klar und verständlich, berichtete nun das Mädchen, was es erlaucht hatte, und daß die vom Pfarrer aufgeheßten Bauern um Mitternacht die Kirche stürmen und alle darin Gelagerten ermorden wollten.

Der Rittmeister hörte schweigend die Mittheilung des vor Angst zitternden Mädchens an; kein Zug seines Kühnen, männlich schönen Angesichts verrieth Schreck oder gar Furcht. Einen Augenblick stand er überlegend, dann plötzlich verrieth das muthige Blitzen seiner blauen Augen, daß er einen Entschluß gefaßt habe.

„Wie weit ist's von hier an den Rhein, — nach Breisach?“ frug er das Mädchen.

„Wir rechnen vier Stunden zum Gehen“, erwiderte Christel, „doch ein Reiter mag den Weg wohl in der Hälfte dieser Zeit machen!“

Der Rittmeister senkte nochmals überlegend den Kopf. „Vier Stunden“, — sprach er nachdenklich, — „das sind acht für einen Marsch zur Nachtzeit, zumal für Verwundete, die den Tag über nicht aus dem Sattel kommen. — Immerhin muß der Versuch gewagt werden, so schnell wie möglich zu entweichen, um nach Breisach zu gelangen. Was meint Ihr dazu, Wachtmeister?“ wandte er sich hierauf an den alten Soldaten, der bisher schweigend dagestanden war.

„Ach?“ erwiderte dieser, den grauen Kopf schüttelnd,

„ich meine, es wird unmöglich sein, aus dieser Mausefalle zu entweichen, denn unsere müden Rosse vermochten uns kaum bis hierher zu schleppen und die Schwerverwundeten sterben uns auf der Landstraße, wenn wir sie nochmals in den Sattel zwingen. Vielleicht gelänge es, — wenn — wenn wir diese zurückließen!“

„Wachtmeister“, sprach da der Offizier mit strengem Tone, „das ist Euer Ernst nicht. Ehre und Pflicht gebieten uns, fest und tren zusammenzuhalten in Noth und Gefahr, nicht aber todtwunde und wehrlose Kameraden feige zu verlassen, um vielleicht — unser eigenes Leben zu retten. Wolltet Ihr dies in Wahrheit, Wachtmeister, — so sage ich Euch: dort ist Euer Pferd, dort die Thüre, — geht und rettet Euch!“

„Bei Gott, Herr Rittmeister“, entgegnete der alte Unteroffizier lebhaft, „das glaubt Ihr nicht von dem Wachtmeister Brahe. Ob die Bauern mich alten Kerl tod-



„Ich“, rief jetzt das Mädchen entschlossen aus, „so wahr Gott im Himmel lebt, ich hole Euch die Hilfe Eurer Freunde herbei.“

schlagen und ob ich so vielleicht ein Jährlein früher in die Grube fahre, als sonst der Fall sein würde, — daran ist nichts gelegen. Doch Ihr, Herr Rittmeister, — Ihr seid noch jung, der Sprosse eines edlen Geschlechts, — Ihr könnt noch viel für Schweden thun: Ihr, meine ich, solltet suchen, Euch für das Vaterland zu erhalten!“

„Ich“, — erwiderte der wackere Offizier — „bleibe und theile das Loß Derer, die meine Gefährten sind!“ „Und ich“, entgegnete der Wachtmeister fest, „bleibe und stehe, wo Ihr steht, und siege oder falle mit Euch!“

„Wohlan“, sprach jetzt der Rittmeister, dem alten Untergebenen die Hand reichend, „so wollen wir die paar Stunden bis Mitternacht so gut wie möglich benutzen, um Thüren und Thore zu verammeln, denn

wir werden uns hier vertheidigen bis auf den letzten Mann!"

"Herr", wagte jetzt Christel schüchtern zu fragen, "habt Ihr nicht auf den Beistand Euch nachfolgender Truppen zu zählen, — könnte man keine Hilfe herbeiholen?"

"Mädchen", sprach der Rittmeister, "Euer Pfarrer hat nur allzu richtig vermuthet: wir sind versprengt, von den Unsrigen abgekommen, ganz allein im feindlichen Lande, — wir haben keinen Beistand zu hoffen!"

"Doch, von Breisach, Herr", entgegnete Christel eifrig, "von Breisach, das ja nur vier Stunden entfernt ist?"

"Umsonst!" sprach der Schwede düster, "die Hilfe von daher käme wohl zu spät, — und überdies: wer sollte sie herbeiholen?"

"Ich!" rief jetzt das Mädchen entschlossen aus, "so wahr Gott im Himmel lebt, ich hole Euch die Hilfe Eurer Freunde herbei!"

"Du, Mädchen?" rief der Rittmeister erstaunt, indeß ein Strahl freudiger Hoffnung über sein Antlitz zuckte, — "Du wolltest —?"

"Ja, Herr, so gewiß ich hoffe, selig zu werden!" entgegnete Christel, ihre Hand wie zum Schwure erhebend, "gebt mir nur etwas Schriftliches mit, auf daß man mir in Breisach Glauben schenke!"

Hastig griff da der alte Wachtmeister in eine Tasche seines Kollers und zog eine Schreibtafel hervor, die er seinem Vorgesetzten darreichte mit den Worten: "Das Mädchel meint es sicher redlich, Herr Rittmeister, denn wenn mich nicht alles täuscht, so liebt sie einen der Unsrigen, der dort drüben verwundet liegt!"

Da warf der junge Offizier einen prüfenden Blick auf das schöne Mädchen, das bei des Wachtmeisters Worten erröthend die Augen niederzuschlug.

"Ist es wahr, Mädchen", frug er freundlich, "liebst Du einen der Unsrigen?"

Christel stand verwirrt und zupfte verlegen am Bande ihrer Schürze, doch mit einem raschen Entschlusse erhob sie den gesenkten Blick und sprach fast trotzig: "Ja, Herr, — ich liebe Lars Knigge, den Trompeter!"

Dhne ferneres Zögern ergriff der Rittmeister jetzt die Schreibtafel und warf einige flüchtige Zeilen auf ein Blatt derselben, das er zusammenfaltete und Christel überreichte nebst seinem Siegelring, den er vom Finger zog. "Eile Dich, Mädchen", sprach er dabei, "das Leben von dreißig wackeren Männern hängt an Deiner Schnelligkeit. Sorge dafür, daß dies Schreiben sofort nach Deiner Ankunft in die Hand des Kommandanten von Breisach kommt. Ich stelle Dir keinen Lohn in Aussicht, wackeres Mädchen, — nur das Eine sage ich: gelingt es Dir, uns zu retten, so sollst Du Lars Knigge für Dich gerettet haben. Dies verspreche ich Dir, ich, Rittmeister Gustav von Wrangel. Jetzt geh', Mädchen, — geh' mit Gott!"

Christel wandte sich zum Gehen; da gedachte sie der Schlüssel, die sie in ihrem Korbe liegen hatte. Hastig überreichte sie dieselben dem Offizier mit den Worten: "Hier, Herr, nehmt: dies sind die Schlüssel zu sämtlichen Thüren und Thoren der Kirche, vielleicht können sie Euch von Nutzen sein!"

In diesem Augenblicke erklangen zwei Schläge von der Thurmuhr. Christel schrak zusammen: nur zwei und eine halbe Stunde waren es noch bis Mitternacht. Da wandte sie sich nochmals an den Offizier: "Herr, verzögert den Gang der Uhr, — Ihr werdet Zeit dadurch gewinnen, denn es ist keine andere im Dorfe, nach der sich die Bauern richten könnten. Lebt wohl, — Gott, der Herr, beschütze Euch!"

Mit diesen Worten eilte sie nach dem Portale und verschwand.

Rittmeister von Wrangel aber schritt alsbald mitten unter die schlafenden Krieger und schreckte sie mit donnerndem Alarmrufen empor. Im Nu waren alle auf den Beinen und erwarteten lautlos die Befehle ihres Vorgesetzten. Dieser aber verkündete jetzt mit ruhiger Stimme die ihnen drohende Gefahr, wie die in Aussicht stehende Hilfe, forderte seine Untergebenen zu tapferem Widerstande gegen die fanatischen Bauern auf und gab sodann seine auf die Vertheidigung bezüglichen Befehle. Zunächst ordnete er an, die Kampfunfähigen in das Innere des Thurmes zu verbringen, dessen schwere mit Eisen beschlagene Thüre Wachtmeister Brabe alsbald mit den ihm übergebenen Schlüsseln öffnete. Eine Wachskerze in der Hand stieg der alte Soldat die sich zeigende steinerne Wendeltreppe empor und hinter ihm trugen je zwei Männer die sechs Schwerverwundeten die Stufen hinan. Bald gelangten sie an eine zweite eiserne Gitterthüre, welche Brabe wie die erste vergnügt vor sich hinlächelnd öffnete. "An Dir", rief er, mit der Hand die starken Eisenstäbe aufassend — "sollen sich die Bauern die Zähne ausbeißen. So lange ich hinter dieser Thüre stehen kann, soll keiner der Buben durchdringen!"

Sie stiegen weiter empor, da, nach wenigen Schritten, gelangten sie an einen Abßatz im Thurme, von welchem zwei einfache Bretterthüren in andere Räume abführten. Hinter der einen vernahm man ein gleichmäßiges Geräusch, welches unschwer erkennen ließ, daß hier das Uhrwerk sich befände. Brabe öffnete die Thüre und Christels Rathes gedenkend, hielt er den in mächtigem Schwunge hin- und hergehenden Perpendikel an, so daß die Uhr stille stand. Dann stieß er die andere unverschlossene Thüre auf, welche mittelst einer hölzernen Treppe weiter aufwärts zu der Glockenstube führte. Dies war ein trefflicher Raum zur Unterkunft für die Verwundeten; der Wachtmeister ließ deshalb sofort Stroh heraufschaffen, um für sie ein möglichst gutes Lager zu bereiten. Dann schritt er wieder hinab ins Schiff der Kirche, um seinem Vorgesetzten zu rapportiren.

Der Rittmeister hatte mittlerweile den außerhalb des Hauptportals stehenden Posten einzuziehen, dieses selbst verschließen und wie alle übrigen Zugänge mit den vorhandenen Kirchenstühlen verrammeln lassen. Sodann musterte er seine noch gefechtsfähige Mannschaft. Es waren im Ganzen, mit Einschluß der Leichtverwundeten, vierundzwanzig Mann, alle wohlbewaffnet und die meisten sogar noch mit ihren langen Reiterspistolen und Schießbedarf versehen. Diese Mannschaft postirte er hinter den zum Glücke ziemlich hochgelegenen und von außen vergitterten acht Fenstern, so daß an jedem derselben ein Mann und an den drei Eingängen je zwei Mann sich befanden; den kleinen Rest nahm er als Reserve in den Mittelpunkt der Kirche, um jederzeit die am meisten bedrohten Punkte unterstützen zu können. Der gesammten Mannschaft gab Wrangel jedoch noch außerdem die Weisung, sich unverzüglich in den Thurm zurückzuziehen, wenn es den Bauern gelingen sollte, in die Kirche einzudringen. Daß dies für die Dauer nicht verhindert werden könne, sah der umsichtige Offizier nämlich recht wohl ein; er wollte deshalb den Angreifern nur einen möglichst langen Aufenthalt verursachen, den Hauptstumpfpunkt der Vertheidigung aber gedachte er auf die eiserne Gitterthüre im Innern des Thurmes zu legen, wo die Bauern keinen Vortheil von ihrer Ueberzahl haben könnten.



Hier hoffte der tapfere Schwede mit seinem kleinen Hänflein jeden Angriff bis zum Eintreffen der in Aussicht stehenden Hilfe abwehren zu können. Er ließ deßhalb Holzwerk und Steinplatten hinter beiden Thurmthüren bereit legen, um sie im geeigneten Zeitpunkt wie die Eingänge in die Kirche verrammeln zu können.

Nachdem so alle Maßregeln zur wirksamen Vertheidigung getroffen waren, ließ Wrangel die Thurmuhren wieder in Gang bringen; nach kurzer Frist schlug sie zehn Uhr, — die Bauern waren, ohne daß sie es bemerkten, um eine halbe Stunde betrogen worden. In gleicher Weise wurde die nächstfolgende Stunde gedehnt, denn als es endlich 11 Uhr schlug, war es in Wirklichkeit Mitternacht. Jetzt aber wurde die Uhr dauernd gestellt, so daß das erwartete Signal zum Angriff, das Schlagen der Mitternachtsstunde, ganz ausblieb. —

Die Bauern hatten sich inzwischen an achtzig Köpfe stark und mit allen Arten von Waffen ausgerüstet in und beim Pfarrhause versammelt. Es waren dies so ziemlich alle streitfähigen Männer des ganzen Dorfes, denn mit Begeisterung waren alle dem Rufe der sechs verbenden Bauern gefolgt und jeder wollte mit dabei sein, die verhassten schwedischen Ketzer abzutöten. Auch der Küster hatte „zu Speer und Schild“ gegriffen, wenn er sich gleich im Stillen vorgenommen hatte, sein Leben nicht allzu unthwillig zu wagen und das Verrichten von Heldenthaten — andern zu überlassen. Er hatte sich eine alte rostige Sturmhaube auf den dicken Kopf gestülpt und trug eine riesige Partisane über der Schulter, — beides Erbstücke seines Ahnherrn, der Knecht auf der Staufenburg gewesen war. So ausgerüstet bot der kleine bucklige Schneider eher ein komisches, als ein ehrfurchtgebietendes Bild dar, dessen Anblick mehr die Nachlust reizte, als Furcht einflößte. Dazu kam noch, daß ein heftiges Zittern, welches bezüglich der Knie sogar an Schlottern grenzte, des Männleins Herzhaftigkeit sehr in Frage stellte. Meister Johannes war übrigens klug genug, diesen letzteren Umstand als Folge seiner inneren Erregung zu erklären, in welche ihn — die Sorge um Christel versetzt habe. Das Mädchen sei um 9 Uhr noch zu Hause gewesen, von diesem Zeitpunkt an aber verschwunden. Eine Nachbarin, bei welcher er Nachfrage gehalten, sage nur aus, sie habe Christel mit einem Korbe nach der Kirche gehen sehen und diese Behauptung habe allerdings, obgleich schwer zu erklären sei, warum Christel zu so später Stunde noch zu den Schweden gegangen sei, nicht geringe Wahrscheinlichkeit für sich, denn mit ihr seien die Kirchenschlüssel verschwunden.

„Die Kirchenschlüssel?“ schrie da der Pfarrer auf, — „und Christel ging nach der Kirche zu den Schweden? Tod und Hölle, — dann hat die giftige Kröte uns belaricht und die Ketzerhunde gewarnt.“

„Zum Teufel!“ fluchte da einer der Bauern, „so sind sie uns am Ende gar entwischt!“

„Nein,“ erwiderte ein anderer, „das ist unmöglich. Ich stand am Fenster meines Hauses auf der Laner und hätte es bemerken müssen, wenn sie die Kirche heimlich verlassen hätten. Wohl aber sah ich plötzlich Licht hoch oben im Thurm!“

„Fluch auf die Hunde und Tod und Verdammnis über die elende Verrätherin!“ schrie da der Pfarrer in höchster Wuth. „Sie haben sich in den Thurm zurückgezogen und warten da unsern Angriff ab!“

„Ja,“ rief einer aus dem Haufen, „und haben die

Uhr gestellt, denn jetzt begreife ich, warum es so lange nicht Mitternacht schlagen will!“

„Alle Wetter!“ meinte der Schulze jetzt, „wenn sie im Thurm sind, werden wir schwere Arbeit haben: die Gitterthüre wird schwer zu nehmen sein!“

„Pah!“ machte der Schmied verächtlich, seinen gewaltigen Schmiedehammer schwingend, „hier ist ein Hauptschlüssel, der alle Thüren öffnet. Mir nach,“ brüllte er dann, „es soll den Hunden nichts nützen, daß sie gewarnt sind, — vorwärts zur Kirche!“

„Zur Kirche!“ brüllte der ganze Haufe nach, „vorwärts, — vorwärts!“ Da nahm der Pfarrer hastig ein großes hölzernes Kreuzifix von der Wand und es hoch erhebend rief er mit lauter Stimme: „Vorwärts, — im Namen Gottes, Tod den lutherischen Kettern!“

„Tod den lutherischen Kettern!“ heulten die Bauern, und dem Pfarrer nachstürmend stürzten sie mit wildem Geschrei aus dem Hause der Kirche zu. Ein Schlag des gewaltigen Schmiedehammers zerschmetterte das Schloß des Hauptportals, doch gleichwohl ließ sich das verbarrikadirte Thor nicht öffnen. Mit aller Wucht stemmten sich deßhalb die Vordersten der Bauern gegen die gesprengte Thüre; sie bog sich, gab nach, eine Lücke entstand, — da krachte ein Schuß aus der Spalte und in den Kopf getroffen stürzte einer der Tempelstürmer lautlos, eine Leiche, zu Boden. Die Bauern stuzten und unwillkürlich drängten die Vordersten zurück, um dem Bereich der gefürchteten Schießwaffen zu entgehen. Da wandte sich der ganze Haufen in panischem Schrecken und flog hinaus auf den vor der Kirche befindlichen freien Platz, denn alle waren der Meinung, die Schweden drängten aus dem Thore zum Angriff hervor. Keiner bedachte, daß das kleine Hänflein dies nicht wagen dürfe, ohne sich dem sicheren Untergang auszuliefern.

Auf dem Kirchplatze gelang es dem Pfarrer jedoch, seine Schar zum Stehen zu bringen. Mit den Worten heuchlerischer Begeisterung brachte er die Bauern dahin, daß sie zu einem neuen Angriff sich sammelten. Doch vorsichtig gemacht durch das Schicksal ihres getödteten Kameraden beschloffen sie die Taktik ihrer Angriffsweise zu ändern. Von einem im Bau begriffenen Hause wurde ein gewaltiger noch unbehauener Stamm herbeigeholt, der Länge nach über einen zweirädrigen Handkarren gelegt und mit Klammern an demselben befestigt. So verfertigten sich die Bauern, wenngleich mit ziemlich erheblichem Zeitaufwand, eine den Sturmböden des Alterthums ähnliche Maschine, mittelst welcher sie hoffen konnten, die Portalthüre einzurennen, die hinter derselben befindlichen Verrammelungsgegenstände hinwegzuräumen und so den Eingang frei zu machen. Aber auch die Belagerten hatten die ihnen gönnte Zeit benützt und die Verbarrikadierung sämmtlicher Thüren noch stärker als vorher, insbesondere durch die aufgestellten Steinplatten des Fußbodens bewirkt. Sie waren übrigens kaum mit ihrer Arbeit fertig geworden, als die Bauern wiederum zum Angriff gegen das Hauptportal schritten. Ein furchtbarer Stoß ihrer Maschine zertrümmerte das starke Thor und erschütterte in höchst bedenklicher Weise die hinter demselben aufgehäuften Gegenstände. Wrangel eilte zwar alsbald mit der Reservemannschaft herbei und suchte den Schaden wieder herzustellen, aber ein zweiter Stoß erweiterte die Breche noch mehr und ein dritter stürzte die Barricade um und der Rittmeister konnte voraussehen, daß die Bauern nach vier bis fünf weiteren Stößen zum Sturm würden schreiten können. Kaltblütig ordnete er deßhalb den Rückzug

der Hälfte seiner Mannschaft in den Thurm an; die andere Hälfte aber stellte er schußfertig in unmittelbarer Nähe der Breiche auf, denn so theuer wie möglich nur sollten die Stürmenden diesen ersten Schritt zum Siege erkaufen.

Wie Wrangel vorausgesehen hatte, so geschah es. Nach mehreren mit aller Wucht gegen das Thor geführten Stößen stürzte dieses endlich krachend ein und legte sich, eine Brücke bildend, quer über die Trümmer der gleichfalls niedergeschmetterten Barrikade. Mit Jubelgeschrei begrüßten die Bauern den Fall des Thores und im nächsten Augenblick stürmten sie heran, um auf dem frei gewordenen Wege ins Innere der Kirche einzudringen. Diesen Moment hatte der

Rittmeister abgewartet. „Feuer!“ kommandirte er, als die dunkeln Gestalten der Anstürmenden unter dem Thorwege erschienen. Sechs Schüsse krachten zu gleicher Zeit und — die Leiber von sechs Getroffenen wälzten sich in ihrem Blute. Wieder sturzten die Bauern und wiederum wandten sie sich in jähem Schrecken und flohen zurück auf den Platz. Da trat der Pfarrer mit hochgehobenem Kreuzfize an die Spitze der Verzagten und nochmals stürmten sie vorwärts; wieder rissen die Kugeln der Schweden die Vordersten nieder, aber der Pfarrer drang gefolgt von dem Schmied und seinen Gefellen unaufhaltsam weiter und — jetzt war die Kirche genommen.

Wrangel hatte, diesen Erfolg voraussehend, seine Mannschaft unmittelbar nach Abgabe der letzten Schüsse in den Thurm zurückgenommen und die Thüre abgeschlossen. In größter Eile ließ er diese sodann mit dem bereit liegenden Material verammeln, als schon die schweren Schläge der Schmiedehammer an die Thüre dröhnten. Sie vermochte so wenig wie das Hauptportal den fortwährenden Stößen und Schlägen zu widerstehen; nach kurzer Frist brach sie zersplittert ein. Mit triumphirendem Siegesgeschrei wollten jetzt die Bauern, Fackeln in den Händen, die Treppen hinaufstürmen, aber die hinter der Thüre aufgehäuften Gegenstände verhinderten dies; das Hinwegräumen derselben war eine schwierige, zeitraubende Arbeit, die noch dadurch erschwert wurde, daß hin und wieder die Schiffe der Schweden durch die gemachten Lücken krachten und die Angreifer immer und immer wieder zwingen, sich in respektvoller Entfernung zu halten. Da schleppten die Bauern endlich mit ungeheurer Anstrengung ihre Maschine herbei und brachen sich durch die wichtigen

Stöße derselben freie Bahn. Aber Wrangel hatte erreicht, was er erreichen wollte, er hatte den Bauern auch hier einen langen Aufenthalt verursacht, er hatte Zeit gewonnen und „Zeit gewonnen, alles gewonnen“ war der Grundgedanke, welcher ihn bei seinen Vertheidigungsmaßregeln leitete, Zeit zu gewinnen hieß für ihn und seine Schar alles, hieß das Leben gewinnen.

Der Tag begann bereits zu grauen, als sich die Schweden hinter die eiserne Gitterthüre zurückzogen und auch diese verbarrikadirten. Hier waren sie darauf angewiesen, den äußersten Widerstand zu leisten; gelang es den wüthenden Bauern auch diese Thüre zu sprengen, dann waren die Schweden rettungslos verloren, denn die schwache Bretterthüre, die zum Kisse der Verwundeten führte, konnte nicht mehr mit Erfolg vertheidigt werden. Dies sah das kleine Häuflein recht wohl ein, doch die ersten Mienen aller ließen erkennen, daß sie entschlossen waren, hier bis zum letzten Mann zu stehen und zu kämpfen bis zum letzten Athemzuge.



Noch ehe der Hammer niederfallen konnte, lagen die beiden Anführer von den Kugeln Wrangels und des Wachtmeisters durchbohrt auf den Stufen der Treppe.

Jetzt stürmten die Bauern die Treppe herauf, an ihrer Spitze der Pfarrer mit dem Kreuzfize und der Schmied mit seinem furchtbaren Hammer. „Drauf, — drauf im Namen der allerheiligsten Jungfrau!“ schrie der Pfarrer und das gewichtige Werkzeug erhob sich zu vernichtendem Schläge. Doch noch ehe der Pfarrer den Mund geschlossen hatte, noch ehe der Hammer niederfallen konnte, lagen die beiden Anführer von den Kugeln Wrangels und des Wachtmeisters durchbohrt auf den Stufen der Treppe. Wüthend raffte da einer der Schmiedgesellen den Hammer auf, welcher der Hand des Meisters entsunken war, und schleuderte ihn mit furchtbarer Gewalt durch die Eisenstäbe der Gitterthüre. Ein Triumphgeschrei von Seite der zunächststehenden Bauern folgte auf den Wurf, denn nur allzugut war derselbe gelungen. Schwer am Kopfe getroffen stürzte der brave Wachtmeister zusammen; doch Wrangel rächte den Gefallenen im nämlichen Augenblicke. Wie ein flammender Blitz zuckte sein Schwert durch die Stäbe und — das Triumphgeschrei des Mörders erstarb in einem letzten gurgelnden Schrei, den er im Todeschreck aus der durchschnittenen Kehle hervorstieß. Die Arme in die Luft werfend, stürzte er nieder, eine Leiche, auf die Körper des Pfarrers und des Schmieds. Schreck und Entsetzen erfaßte da aufs Neue die Bauern. „Zurück, zurück!“ schrien die Oberstehenden und aufeinander und

übereinander kletterten sie viel rascher noch die Treppe wieder hinab, als sie heraufgestürmt waren. Viele von ihnen, unter ihnen auch der Küster, rannten sogar zur Kirchthüre hinaus, um, auf alle ferneren Mordpläne verzichtend, sich in Sicherheit zu bringen.

Da war es der Schulze, der die Fliehenden aufhielt, denn obwohl er früher gegen das Unternehmen gesprochen hatte, so theilte er doch den tollen Wunsch aller, die Schweden ihrem Haffe aufzuopfern. Ebenso wenig fehlte es ihm an Muth, die That auszuführen. Vorsicht allein hatte ihn veranlaßt gegen die Ansicht des Pfarrers und seiner Freunde aufzutreten; jetzt aber durch den Tod so vieler Ortsangehörigen erbittert, warf er alle Bedenken bei Seite, jetzt wollte er Rache haben für das Blut der Erschlagenen, Rache um jeden Preis.

„Freunde,“ rief er mit lauter Stimme, indem er sich mit ausgebreiteten Armen den Fliehenden entgegenwarf — „Ihr habt nicht auf mich gehört, als ich warnte und rieth, die That zu unterlassen, die schon so vielen der Unsrigen das Leben gekostet hat, höret mich jetzt und — bleibet! Soll das Blut des Pfarrers umsonst geflossen sein?“ fuhr er fort, als die Bauern beschämt stille standen, „soll der Schmied und alle die andern gefallen sein, ohne gerächt zu werden? Bei Gott, nein Brüder, — das darf nicht sein! Bleibet und ich schwöre Euch, wir werden unsere Rache haben, ohne daß nur noch ein Mann der Unsrigen gefährdet wird!“

„Wie dies?“ frugten da Einige, „wie wäre dies möglich?“

„Wie macht Ihr's“, sprach nun der Schulze wieder, „wenn Ihr dem Räuber nachstellt, der Eure Hühnerhöfe plündert, dem schlaun Fuchs, wenn er sich in seinen unzugänglichen Bau geflüchtet hat? Ihr werfet Feuer in seine Höhle und erstickt ihn drinnen sammt seiner Brut. Wohlan, verfahren wir ebenso mit diesen Schwedenhunden; wir wollen sie ersticken in ihrem Bau, in dem sie unangreifbar sind!“

Ein ungeheurer Jubel brach los bei diesem Vorschlage. Sogleich rannten einige der Bauern fort und schafften Stroh, Pech, Holz und andere brennbare und starken Rauch erzeugende Stoffe herbei, welche sie im Innern des Thurmes auf die Steinstufen ausbreiteten und entzündeten. Ein dichter, schwarzer Qualm wälzte sich alsbald empor und drang zu den auf diese entseßliche That nicht vorbereiteten Schweden. Wrangel entfärbte sich, aber auch in dieser äußersten Noth ließ ihn seine Geistesgegenwart nicht. Schleunigst stieg er mit seinen Gefährten aufwärts zu dem Glockenraume, wo die Verwundeten lagen. Glücklicherweise war die Oeffnung, durch welche man dahin gelangte, durch eine Fallthüre verschließbar; eiligst ward sie zugelegt und die Fugen so gut wie möglich verstopft, um das Eindringen des erstickenden Qualms zu verhindern. Mit einigen Fußstößen entfernte Wrangel sodann die Holzblenden der hier befindlichen, einander gegenüberliegenden vier Schalllöcher, um der frischen Luft ungehindert Zutritt zu verschaffen, denn ungeachtet aller Fürsorge drang der Qualm durch alle Ritzen und Fugen des Fußbodens. An Vertheidigungsmaßregeln war unter diesen Umständen nicht zu denken, doch glücklicherweise war, so lange der Qualm anhielt, auch kein Angriff zu befürchten.

In diesem qualvollen Zustande verging etwa eine Stunde und es war inzwischen völlig hell geworden. Wrangel lehnte an dem Schallloche, das die Aussicht nach dem Rheime bot, und schaute sehnüchtig nach der

Richtung hin, von welcher die erwartete Hilfe kommen sollte. Ein dichtbelaubter Wald, durch welchen sich der Weg nach Breisach zog, machte ihm zwar unmöglich zu erkennen, ob Truppen im Anmarsch seien, doch eine über den Wipfeln der Bäume schwebende Staubwolke, die sich langsam zu nähern schien, erweckte in ihm die Hoffnung, daß die Hilfe nicht mehr fern sei. An dieser Staubwolke hingen jetzt Wrangels brennende Blicke: in kurzer Frist mußte es sich entscheiden, ob er mit seiner kleinen tapferen Schar gerettet oder verloren sei.

Mit einemmale ließ der Qualm nach und einige Hammerschläge erdröhnten an der Gitterthüre, — ein Zeichen, daß die Bauern nunmehr versuchen wollten, zu dem Asyl der ihrer Meinung nach sicher ersticken Schweden vorzudringen. Ein lautes Klirren verkündete bald, daß ihnen gelungen war, die Pforte zu sprengen; doch Wrangel achtete nicht darauf, denn jetzt — zeigten sich Kasse und Reiter am Waldbrande, Waffen erglänzten im ersten Strahl der Sonne und deutlich unterschied er die blauen Waffenröcke seiner Landsleute. Ein Jubelruf entfloß den Lippen des tapferen Offiziers: „Sie kommen, sie kommen!“ rief er, „Freunde, Brüder, — die Rettung naht, dort — dort!“

Trohlochend drängten sich die schwer Bedrängten nach dem Schallloche, um selbst zu sehen, und jauchzend fielen sie einander in die Arme, als sie sich von der Wirklichkeit des kaum mehr erhofften Glückes überzeugen hatten. Wrangel aber ergriff in denselben Augenblicke, da die Bauern die Treppe heraufspolterten, den Glockenzug und ließ den Klöppel in kurzen Zwischenräumen an die Glocke schlagen, um den Nahenden ein Zeichen zu geben, daß Eile dringend geboten sei. Und die Bedeutung des Signals schien wohl verstanden zu werden, denn zu seiner großen Freude sah Wrangel die Reiterabtheilung sich alsbald in Galopp setzen und gegen das Dorf sprengen.

Die Bauern waren inzwischen bei der Fallthüre angekommen und wüthend darüber, daß ihre Versuche, die Schweden zu ersticken, gleich ihren früheren Anstrengungen mißlungen waren, bemühten sie sich jetzt, die Thüre aufzuheben. Doch mit der Kraft der Verzweiflung stemmten sich die Vertheidiger dagegen, so daß die Bauern bald einsahen, daß sie nur durch Zertrümmern der Thüre ans Ziel gelangen könnten. Da begannen sie mit Hammer- und Axtschlägen die Planken der Thüre zu bearbeiten, daß das alte Holz krachte und brach; bald entstand eine Oeffnung, die sich immer mehr erweiterte, obgleich die in dem kleinen Raume dicht zusammengedrängten Schweden dies mit äußerster Anstrengung zu verhindern suchten. Doch die letzte Planke brach in Stücke und mit jubelndem Siegesgebrüll stürzten die blutdürstigen Unmenschen gegen den frei gewordenen Eingang, — da schmetterten die Trompeten auf dem Kirchplatze und „rettet Euch!“ rief es die Thurmterrasse herauf, „rettet Euch, — die Schweden sind da!“

Da entsanken Hämmer und Aexte den Händen der eben noch so siegesfreudigen Bauern. Von jähem Entsetzen erfaßt, wandten sie sich und stürzten in hastiger Flucht die Treppe hinab. Doch sie vermochten nicht, ihrem Schicksal zu entrinnen, denn schon stürmte, von der heldenmüthigen Christel geführt, eine Abtheilung der angekommenen Dragoner, ihren Führer an der Spitze, die Treppe empor. Niemand wagte da mehr Widerstand zu leisten; alle Bauern wurden gefangen und vorläufig im Kirchenschiff wohlbewacht in Haft gebracht. Wenige Augenblicke später lag der Führer

der zur Rettung der Bedrängten herbeigekommenen Reiter in den Armen Wrangels.

Gleichzeitig auch feierten Lars und Christel ein unbeschreiblich frohes Wiedersehen. Der Verwundete hatte beim Anblick der Geliebten, die so viel für seine und seiner Freunde Rettung gewagt hatte, sich von seinem Strohlager halb erhoben und rief mit ausgebreiteten Armen ihren Namen und — Christel lag an seiner Brust. „O Lars, Lars“, flüsterte sie, unter Thränen lächelnd, „ich sehe Dich wieder: Gott, dem Herrn, sei es tausendmal gedankt!“

„O Christel“, entgegnete Lars, die Geliebte fester umschlingend, „ist's denn möglich, daß ich Dich in meinen Armen halte? Ist's kein schöner Traum, der in nichts zerrinnen wird? Du liegst an meiner Brust: was ich von Tag zu Tag ersehnte und erhoffte, ist Wahrheit geworden!“

„So hast Du meiner gedacht, Lars“, frug das Mädchen, glücklich in des Geliebten Auge blickend, „hast mich nicht vergessen im wilden Lärm der Waffen und des Krieges?“

„O Herz“, erwiderte Lars, „Du warst mein einziger Gedanke bei Tag und Nacht; sieh' hiefür den Beweis, sieh' wie ich Dein Andenken bewahrt!“

Ungergriff in die Brusttasche seines Wamjes und zog ein kleines Päckchen hervor, das er öffnete:

„Sieh' hier Deine Rose“, sprach er; „sie ist auf meinem Herzen weß geworden und hat mich überallhin begleitet, in Kampf und Noth, in Gefahr und Tod! — Nun aber bin ich bei Dir und nie mehr wollen wir uns trennen!“

„Das sollt Ihr auch nicht“, sprach da Wrangel, zu dem Paare herantretend, „denn Christel soll Dein Weib werden, Lars, wie ich versprach, als

sie sich zu dem kühnen Rettungswerke aufmachte. Drum soll sie uns nach Breisach folgen und sobald Du von Deinen Wunden genesen bist, soll Euch der Priester zusammengeben. Die Sorge für Euer Fortkommen in der Welt überlasse mir, — mir“, wandte er sich an Christel,

„dem Du, wackeres Mädchen, in so aufopfernder Weise Hilfe gebracht, dem Du mit allen seinen Gefährten das Leben gerettet hast! Dies möge Dir der schwächste Beweis meiner nie erlöschenden Dankbarkeit sein!“

Rittmeister von Wrangel hielt sein Versprechen. Vier Wochen später ward Christel mit Lars zu Breisach vereinigt. Zuvor aber hatte sie noch Gelegenheit gehabt, von ihrem heimatlichen Dorfe und den gefangenen Bewohnern desselben ein furchtbares Schicksal abzuwenden. Der Kommandant der herbeigekommenen Dragoner, Graf Diesterholm, wollte nämlich das Dorf dem damals üblichen Verfahren gemäß verbrennen und die Gefangenen erschießen lassen; nur den Bitten Christels gelang es, ihn milder zu stimmen. Er schenkte in Anbetracht, daß die Hauptschuldigen, der Pfarrer, der Schmied und die andern Rädelsführer schon vom Tode ereilt waren, den vor Angst zitternden Bauern das Leben und verschonte das Dorf; aber er legte denselben eine beträchtliche Kontri-



Eine Stunde später befand sich Diesterholm mit Christel an der Spitze einer Schwadron Dragoner auf dem Wege nach Kirchhofen.

but ion auf, die er zur Hälfte Christel als Heiratsgut schenkte.

Lars Knigge und Christel lebten noch lange und glücklich auf Stokkloster, dem Gute Wrangels, zu dessen Verwalter dieser den ehemaligen Trompeter ernannte, der durch seine Verwundung zum ferneren Kriegsdienst untauglich geworden war. Sie wurden die Stammeltern eines blühenden, heutzutage in Schweden hochangesehenen Geschlechts.

Wrangel verblieb dem Paare und besonders Christel, der Retterin seines Lebens, stets in Freundschaft und Dankbarkeit zugethan. Er wurde in der Folge einer der bedeutendsten Feldherrn der Schweden, ward in den Grafenstand erhoben und erhielt sogar nach dem Rücktritt des berühmten Torstenson den Oberbefehl über das Heer, welchen er bis zum Ende des Krieges beibehielt. Erst im Jahre 1676 starb er, tiefbetrauert von Lars und Christel, deren Lebensglück der edle Mann gegründet hatte.

Wir haben nur noch nachzutragen, in welcher Weise es Christel gelungen war, das Rettungswerk auszuführen.

Das Walten der Vorsehung hatte es gefügt, daß Christel, welche von Liebe und Angst getrieben den Weg nach Breisach in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt hatte, bei ihrer Ankunft dafelbst einem Offizier begegnete, welcher mit einer Abtheilung Soldaten außerhalb der Festungswerte die nächtliche Munde zu machen hatte. Ohne diesen glücklichen Zufall wäre es Christel wohl kaum möglich gewesen, eines der zur Nachtzeit wohlverschlossenen Festungsthore zu passiren und mit ihrem Hilferuf Gehör zu finden. So aber säumte sie nicht,

den Offizier von dem Zwecke ihrer nächtlichen Wanderung unter Vorzeigen des von Wrangel geschriebenen Zettels und seines Siegelringes zu unterrichten, und um seine Vermittelung zu bitten. Und nochmals war dem Zufall dem Mädchen günstig. Der Offizier war Graf Diesterholm, ein vertrauter Freund Wrangels; unverzüglich eilte er, nachdem er dessen Ring und Handschrift erkannt hatte, mit der wackeren Botin desselben zu dem Kommandanten der Festung, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, und trug ihm die Bitte vor, persönlich die verlangte Hilfe bringen zu dürfen. Gerne gestattete dies der Pfalzgraf und schon eine Stunde später befand sich Diesterholm mit Christel, welche er als Wegweiserin ein Pferd hatte besteigen lassen, an der Spitze einer Schwadron Dragoner auf dem Wege nach Kirchhofen. Wie wir gesehen haben, kam er gerade noch rechtzeitig an, um seinen Freund und dessen tapfere kleine Schar aus den Händen der wüthenden Bauern zu erretten. Nur ein Einziger, der wackerere Wachtmeister Brahe, war bei der Vertheidigung der Gitterthüre durch den Wurf des schweren Hammers, der ihm den Schädel zermetterte, getödtet worden.

Die Einwohner von Kirchhofen waren seit jener

Christel, welche von Liebe und Angst getrieben den Weg nach Breisach in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt hatte, bei ihrer Ankunft dafelbst einem Offizier begegnete, welcher mit einer Abtheilung Soldaten außerhalb der Festungswerte die nächtliche Munde zu machen hatte. Ohne diesen glücklichen Zufall wäre es Christel wohl kaum möglich gewesen, eines der zur Nachtzeit wohlverschlossenen Festungsthore zu passiren und mit ihrem Hilferuf Gehör zu finden. So aber säumte sie nicht,

den Offizier von dem Zwecke ihrer nächtlichen Wanderung unter Vorzeigen des von Wrangel geschriebenen Zettels und seines Siegelringes zu unterrichten, und um seine Vermittelung zu bitten. Und nochmals war dem Zufall dem Mädchen günstig. Der Offizier war Graf Diesterholm, ein vertrauter Freund Wrangels; unverzüglich eilte er, nachdem er dessen Ring und Handschrift erkannt hatte, mit der wackeren Botin desselben zu dem Kommandanten der Festung, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, und trug ihm die Bitte vor, persönlich die verlangte Hilfe bringen zu dürfen. Gerne gestattete dies der Pfalzgraf und schon eine Stunde später befand sich Diesterholm mit Christel, welche er als Wegweiserin ein Pferd hatte besteigen lassen, an der Spitze einer Schwadron Dragoner auf dem Wege nach Kirchhofen. Wie wir gesehen haben, kam er gerade noch rechtzeitig an, um seinen Freund und dessen tapfere kleine Schar aus den Händen der wüthenden Bauern zu erretten. Nur ein Einziger, der wackerere Wachtmeister Brahe, war bei der Vertheidigung der Gitterthüre durch den Wurf des schweren Hammers, der ihm den Schädel zermetterte, getödtet worden.

Die Einwohner von Kirchhofen waren seit jener

Christel, welche von Liebe und Angst getrieben den Weg nach Breisach in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt hatte, bei ihrer Ankunft dafelbst einem Offizier begegnete, welcher mit einer Abtheilung Soldaten außerhalb der Festungswerte die nächtliche Munde zu machen hatte. Ohne diesen glücklichen Zufall wäre es Christel wohl kaum möglich gewesen, eines der zur Nachtzeit wohlverschlossenen Festungsthore zu passiren und mit ihrem Hilferuf Gehör zu finden. So aber säumte sie nicht,

den Offizier von dem Zwecke ihrer nächtlichen Wanderung unter Vorzeigen des von Wrangel geschriebenen Zettels und seines Siegelringes zu unterrichten, und um seine Vermittelung zu bitten. Und nochmals war dem Zufall dem Mädchen günstig. Der Offizier war Graf Diesterholm, ein vertrauter Freund Wrangels; unverzüglich eilte er, nachdem er dessen Ring und Handschrift erkannt hatte, mit der wackeren Botin desselben zu dem Kommandanten der Festung, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, und trug ihm die Bitte vor, persönlich die verlangte Hilfe bringen zu dürfen. Gerne gestattete dies der Pfalzgraf und schon eine Stunde später befand sich Diesterholm mit Christel, welche er als Wegweiserin ein Pferd hatte besteigen lassen, an der Spitze einer Schwadron Dragoner auf dem Wege nach Kirchhofen. Wie wir gesehen haben, kam er gerade noch rechtzeitig an, um seinen Freund und dessen tapfere kleine Schar aus den Händen der wüthenden Bauern zu erretten. Nur ein Einziger, der wackerere Wachtmeister Brahe, war bei der Vertheidigung der Gitterthüre durch den Wurf des schweren Hammers, der ihm den Schädel zermetterte, getödtet worden.

Die Einwohner von Kirchhofen waren seit jener

Christel, welche von Liebe und Angst getrieben den Weg nach Breisach in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt hatte, bei ihrer Ankunft dafelbst einem Offizier begegnete, welcher mit einer Abtheilung Soldaten außerhalb der Festungswerte die nächtliche Munde zu machen hatte. Ohne diesen glücklichen Zufall wäre es Christel wohl kaum möglich gewesen, eines der zur Nachtzeit wohlverschlossenen Festungsthore zu passiren und mit ihrem Hilferuf Gehör zu finden. So aber säumte sie nicht,

den Offizier von dem Zwecke ihrer nächtlichen Wanderung unter Vorzeigen des von Wrangel geschriebenen Zettels und seines Siegelringes zu unterrichten, und um seine Vermittelung zu bitten. Und nochmals war dem Zufall dem Mädchen günstig. Der Offizier war Graf Diesterholm, ein vertrauter Freund Wrangels; unverzüglich eilte er, nachdem er dessen Ring und Handschrift erkannt hatte, mit der wackeren Botin desselben zu dem Kommandanten der Festung, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, und trug ihm die Bitte vor, persönlich die verlangte Hilfe bringen zu dürfen. Gerne gestattete dies der Pfalzgraf und schon eine Stunde später befand sich Diesterholm mit Christel, welche er als Wegweiserin ein Pferd hatte besteigen lassen, an der Spitze einer Schwadron Dragoner auf dem Wege nach Kirchhofen. Wie wir gesehen haben, kam er gerade noch rechtzeitig an, um seinen Freund und dessen tapfere kleine Schar aus den Händen der wüthenden Bauern zu erretten. Nur ein Einziger, der wackerere Wachtmeister Brahe, war bei der Vertheidigung der Gitterthüre durch den Wurf des schweren Hammers, der ihm den Schädel zermetterte, getödtet worden.

Die Einwohner von Kirchhofen waren seit jener

Christel, welche von Liebe und Angst getrieben den Weg nach Breisach in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt hatte, bei ihrer Ankunft dafelbst einem Offizier begegnete, welcher mit einer Abtheilung Soldaten außerhalb der Festungswerte die nächtliche Munde zu machen hatte. Ohne diesen glücklichen Zufall wäre es Christel wohl kaum möglich gewesen, eines der zur Nachtzeit wohlverschlossenen Festungsthore zu passiren und mit ihrem Hilferuf Gehör zu finden. So aber säumte sie nicht,

den Offizier von dem Zwecke ihrer nächtlichen Wanderung unter Vorzeigen des von Wrangel geschriebenen Zettels und seines Siegelringes zu unterrichten, und um seine Vermittelung zu bitten. Und nochmals war dem Zufall dem Mädchen günstig. Der Offizier war Graf Diesterholm, ein vertrauter Freund Wrangels; unverzüglich eilte er, nachdem er dessen Ring und Handschrift erkannt hatte, mit der wackeren Botin desselben zu dem Kommandanten der Festung, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, und trug ihm die Bitte vor, persönlich die verlangte Hilfe bringen zu dürfen. Gerne gestattete dies der Pfalzgraf und schon eine Stunde später befand sich Diesterholm mit Christel, welche er als Wegweiserin ein Pferd hatte besteigen lassen, an der Spitze einer Schwadron Dragoner auf dem Wege nach Kirchhofen. Wie wir gesehen haben, kam er gerade noch rechtzeitig an, um seinen Freund und dessen tapfere kleine Schar aus den Händen der wüthenden Bauern zu erretten. Nur ein Einziger, der wackerere Wachtmeister Brahe, war bei der Vertheidigung der Gitterthüre durch den Wurf des schweren Hammers, der ihm den Schädel zermetterte, getödtet worden.

Die Einwohner von Kirchhofen waren seit jener

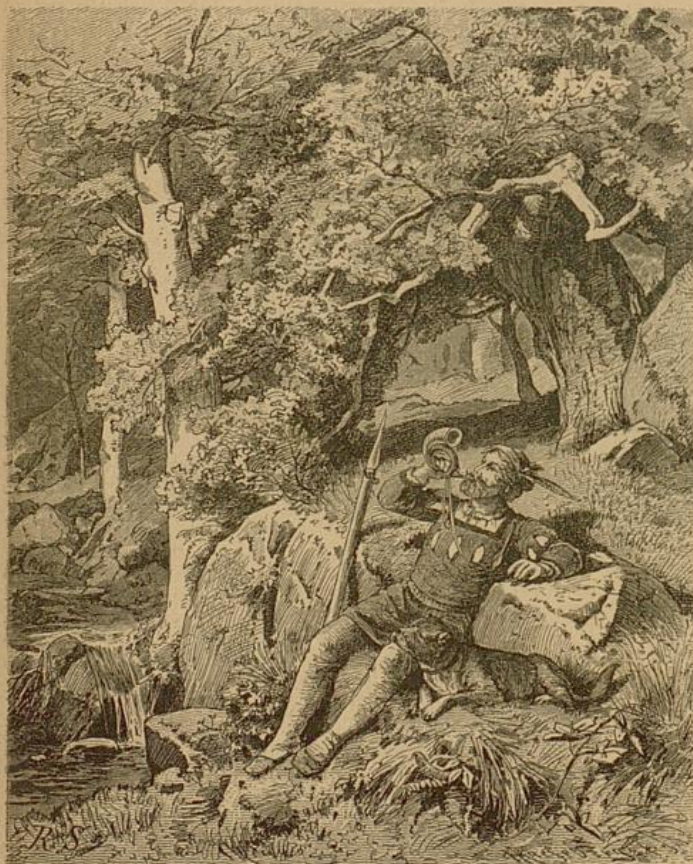
Zeit von ihrem religiösen Fanatismus geheilt. Der Pfarrer des benachbarten Städtchens Staufeu, ein milder und wahrhaft christlich gesinnter Priester, begrub die im Kampfe Gefallenen in einem gemeinschaftlichen Grabe unmittelbar hinter der Kirche. Nur der schwedische Wachtmeister bekam abgefordert von den Uebrigen in einer Ecke des Friedhofes seine letzte Schlummerstätte; doch der wackere Pfarrer sprach auch an seinem Grabe ein andächtiges Vaterunser, „denn“ — sagte er zu den zahlreich Versammelten — „auch er war

ein Mensch, ein Kind unseres gemeinsamen himmlischen Vaters und deshalb unser Bruder.“

Auf seine Veranlassung auch ward zum steten Andenken an den denkwürdigen Vorfalle die Inschrift an der Rückseite des Altars gefertigt. Die Glockenstube in dem Thurme aber, welche den letzten Zufluchtsort der bedrängten Schweden bildete und von diesen so hartnäckig gegen die Bauern verteidigt wurde, heißt bis zum heutigen Tage im Munde der Kirchhofner „das Schwedenstübchen.“

Waldlust.

Aus „Hortus deliciarum“ von Eichrodt.



Waldeinsamkeit! O du frische Schau!
Durch der Blätter Spiel des Him-
mels Au,

Das Blau durch die grünen Gipfel!
Und die Wolken stiegen daher und
hehr

Erhebt der Wald in der Lüfte
Meer

Als Freiheitsfahnen die Wipfel.
Mein Horn soll es sagen und tragen,
Trariro, Trariro,

Wie bin ich der Freiheit so froh,
so froh

In den lustigen Sommertagen!

Waldeinsamkeit! Wie die Taube
girt!

Die Amsel als Herold zieht und
schwirrt,

In den Gipfeln singet sie wonnig,
Aus den Höhen der Falke schreit —
und weit

Herauf träumt alte und süße Zeit:
O Liebe, du grüßest so sonnig!

Mein Horn soll es sagen und
tragen,

Trariro, trariro,
Wie bin ich der Liebe so froh, so
froh

In den lustigen Sommertagen!

Waldeinsamkeit! Ins schwellende Moos,
Da sired' ich mich hin, hoch über mir groß
Wölbt grün sich das Dach von den Zweigen;
Rings wilde Blumen blühn — und kühn,
So stürzt sich der rauschende Bach durchs Grün:
Sei gegrüßt, du Jugendreigen!
Mein Horn soll es sagen und tragen,
Trariro, Trariro,

Wie bin ich der Jugend so froh, so froh
In den lustigen Sommertagen!

Waldeinsamkeit! Wie der Wald rings spricht:
Grün goldene Strahlen und dämmerndes Licht
Und Duffen und Rauschen und Klingen!
Die Bäume, die Vögel, der Quell — und schnell
Durchtönen die Seele Gesänge mir hell!
Frühhauf in den Wald sie zu schwingen!
Mein Horn soll es sagen und tragen,
Trariro, trariro,

Wie bin ich der Lieder so froh, so froh,
In den lustigen Sommertagen. Wolfgang Müller.

Der Kandidat.

Von C. Aldenhoven.

Der Kandidat der Theologie Herr Dve Sünkesen lag seinen Studien ob. Mit seiner langen Pfeife saß er vor der Thür des kleinen Bauernhauses, welches abseits vom Dorf am Landwege lag. Er achtete nicht auf den hellen Sonnenschein, welcher durch das Laub der alten Linde über Bücher und Tisch hinspielte, denn sein Antlitz war ganz hinter einem mächtigen Foliobeste verborgen, so daß, wer jetzt vorüberging, von ihm nichts weiter sehen konnte, als zwei ungewöhnlich breite Sohlen und zwei lange Beine, welche auf der andern Seite des Tisches hervorragten. Endlich ließ er das Schriftstück sinken, schüttelte die straffen blonden Haare in den Nacken und schloß die Augen. Die Blenden summten um die Lindenblüthen und die Sonnenstrahlen warfen röthliche Lichter auf die große krumme Nase, deretwegen Dve Sünkesen schon in den Schülerjahren Ovidius Naso genannt war. Da rief eine helle Stimme

hinter ihm: „Gute Nacht, Dve!“ — Ueber die halbe Thür des Hauses lehnte ein hübsches Bauernmädchen, das ihn schon lange beobachtet hatte. Er öffnete die Augen und sagte langsam, ohne sich umzusehen: „Spotte nicht, Trina, ich meditiere.“ — Das Mädchen lachte: „Grübelst Du wieder über die Höllestrafen oder über die Erschaffung der Welt?“ — Er drehte sich nach ihr um: „Ach nein! Ich treibe Hebräisch. Es ist eine merkwürdige Sprache und ich hätte sie nicht erfunden!“ — „Aber wozu hat Doktor Luther denn die Bibel ins Deutsche übersezt? Traut ihr ihm nicht, daß er es richtig gemacht hat?“ — „Wenn das auch wäre, meine Sache ist es nicht, ihn zu verbessern. Die Sprachen haben wir immer Mühe gemacht. Aber man muß doch das

Wort Gottes lesen können, wie er es selbst geschrieben hat?“ — „Du sprichst ja, als wenn Du an die wörtliche Inspiration glaubst.“ — Wie sie das Fremdwort sorgfältig und langsam aussprach mit den tiefen Lauten ihrer heimischen Mundart, sah sie der Theologe lustig an: „Warte nur, Du bekommst keine freisinnigen Bücher mehr, ich werde Dir Hengstenberg geben, auf daß Du wieder gläubig wirst.“ — Das Mädchen schüttelte den Kopf: „Du meinst wohl, daß ich mit den Büchern meinen Glauben ändere?“ — „Nun das geht manchem Studenten nicht anders. Aber nächstens kannst Du für mich ins Examen gehen.“ — Plötzlich rief sie halblaut: „Da kommt der Lieutenant!“ — Auf dem Landwege sah man zwei junge Leute herankommen. — „Was für ein Lieutenant?“ frug der Kandidat. — „Der beim jungen Herrn auf dem Schlosse zum Besuch ist.“ — „Und den kennst Du schon?“ — Aber er bekam keine Antwort, sie war im Dunkel des Hauses verschwunden.



Mit seiner langen Pfeife saß er vor der Thür des kleinen Bauernhauses.

Der Lieutenant, welcher mit einem eleganten jungen Manne von studentischem Aussehen herankam, war ein junges schlankes Bürschchen mit rothen Wangen und hellen braunen Augen. Der Student stellte ihn als seinen Vetter dem Kandidaten vor und forderte diesen auf, sie zu einem Glase Bier zu begleiten. Ein zweifelhafter Blick auf das alte Testament, ein anderer zum blauen Himmel: und der Theologe schloß sich mitsammt seiner Pfeife den Verführern an. Bald saß er in große Rauchwolken gehüllt vor seinem Glase. „Prost Blume!“ rief er fröhlich und stieß mit dem Studenten an, der Dritte murmelte etwas Unverständliches. Dann lehnte er sich behaglich ihm gegenüber zurück und begann: „Wie lieblich sind die Tage.“ — Aber „Entschuldigen Sie!“ unterbrach er sich, denn er hatte den Lieutenant mit seinen langen Beinen bedroht. Dieser drehte seinen halbentwickelten Schnurrbart und sagte: „Sie haben sich einen hübschen Ferienort ausgesucht. Ein allerliebstes Mädchen, bei dem Sie wohnen!“ — Der Angeredete sah ihn mißtrauisch an: „Er kennt die Trina,“ dachte er, „und sie ihn.“ Endlich sagte er ruhig: „Mein Vater war hier im Dorfe Prediger und starb, als ich noch Kind war. Als dann meine gute Mutter krank wurde, gab man mich den Bauern in die Pflege; so bin ich dort aufgewachsen. Das Mädchen ist die Tochter im Hause.“ — „Ein reizendes Ding! Ich habe schon mit ihr angeknüpft, der beste Zeitvertreib für einen Landaufenthalt!“ — Der Student warf ihm einen warnenden Blick zu und frug den Kandidaten freundlich nach seinen Studien. Dieser aber war verstimmt und erklärte bald, daß er zu seiner Arbeit zurückkehren müsse. Als er fort war, sagte der Student:

„Nimm Dich in Acht, Bruno! Ovidius ist ein guter Kerl und ich möchte nicht, daß Du ihm wehe thust. Und unsere Mädchen sind ordentlich, wenigstens bei dieser wirst Du nicht viel Glück haben.“ — Der Andere warf den Kopf zurück: „Das käme auf den Versuch an. Ihr Herren vom Civil versteht Euch nur nicht auf die Attaque.“ — Am Nachmittage saß Herr Dve in der dunkeln Wobnstube neben Trina auf der Bank. „Woher kennst Du den Lieutenant?“ frug er. Sie bückte sich auf ihre Arbeit und sagte hastig: „Er ging hier neulich vorbei und der Gärtner vom Schlosse hat mir von ihm gesprochen.“ Dann fuhr sie freundlich fort: „Du hast mir lange Nichts von der Universität erzählt. Hast Du denn auch in diesem Sommer die Privatstunde bei dem reichen Kaufmann gegeben?“ — „Freilich,“ antwortete er eifrig, „das sind vortreffliche Leute, die Jungen könnten klüger sein, aber sie sind gut. Wenn nur die dummen Ferien nicht wären! Nun weiß ich nicht, ob ich im Winter die Stunden fort-

sehen kann.“ — Das Mädchen sah ihn lächelnd von der Seite an: „Das ist das erste Mal, daß Du auf die Ferien schließt. Der Abschied war denn wohl recht traurig. Hast Du auch Fräulein Adela Adieu gesagt?“ — „Gewiß! Als ich das letzte Mal da war, machte sie selbst die Thüre auf und sagte: „Lieber Herr Sönkefen! — Nein, Herr Sönkefen, sagte sie. Ich war aber so überraischt, daß ich ganz verwirrt war. Ich sah sie eigentlich erst recht deutlich, als sie wieder in das Zimmer ging, von hinten.“ — „Da hast Du also die schönen Pöcken bewundern können, für welche Du so schwärmst?“ — Er schwieg, sah düster vor sich hin und sagte nach einigem Nachdenken: „Ich weiß nicht, wie das ist, aber sie hatte diesmal keine Pöcken, die Haare gingen gleich vom Halse in die Höhe. Kann man denn das machen, wie man will?“ — Trina lächelte wieder: „Wie soll ich das wissen?“ — „Wir Bauernmädchen tragen nicht solche Frisuren.“ — Der Kandidat sah ernsthaft auf das schlichte blonde Haar des Mädchens und sagte: „Du hast sehr schöne Haare!“ — Sie stand erröthend auf und überließ ihn seinen tiefen Gedanken. Diese Gedanken mußten ihn sehr beunruhigen, denn gegen seine Gewohnheit nahm er Hut und Stock und ging von dannen. Von der Thüre aus sah ihm Trina nach, wie er mit krummen Knien und langen Schritten dahinzog, bis er hinter dem dichten Gebüsch des nächsten Hügels verschwand. Dann trat sie an seinen Arbeitstisch, auf welchem franse Federzüge sichtbar waren, dazwischen einzelne Buchstaben, zierlich verschnörkelt, und langsam entzifferte sie: „A-de-le.“ Es klang fast wie ein Seufzer, noch einmal blickte sie nach dem Gebüsch, hinter welchem er verschwunden war, dann schüttelte sie den Kopf und lachte.

Als Herr Ove spät Abends zurückkam, sollte er noch etwas ganz Wunderbares erleben. Im Gebüsch auf dem Hügel sah er von ferne zwei Gestalten; die eine, offenbar ein Mädchen, eilte, als er näher kam, dem Hause zu, in der andern erkannte er nach wenig Schritten den jungen Offizier. Ihm war, als wenn ein schwerer Traum ihn quälte. „Guten Abend!“ sagte er mechanisch. Stumm eilte der Andere an ihm vorüber. — Mitternacht war längst vorbei, als der Kandidat noch immer in seiner Stube auf- und abging. Zwei kleine niedrige Giebelstuben hatte das Haus über dem Erdgeschoß; die eine, nach dem Garten zu, bewohnte er; die andere war Trina's Schlafkammer. — Die Gedanken verwirrten sich ihm immer mehr, es that ihm wehe sich vorzustellen, was er gesehen, und doch konnte er die Erinnerung nicht verschrecken. Endlich war ihm Eins klar: er war ein Geistlicher, er hatte die Pflicht zu warnen und zu bessern, zumal gegen dieses Mädchen, welches ihm doch eine Schwester war. Aber dann vergingen ihm wieder alle Gedanken und er hätte am liebsten laut weinen mögen. Die Morgensonne fand ihn auf seinem Stuhle schlafend mit blassen Wangen und verwirrem Haar. Da klopfte Trina an die Thüre, um ihm sein Frühstück zu bringen. Er fuhr in die Höhe und als er das frische lachende Gesicht des Mädchens sah, ergrimmte er und klagte laut: „O Weib! Wie schnell ist Deine Jugend dahin!“ — Sie sah ihn an: „Was ist Dir, Ove?“ — „Keine Scham, keine Verlegenheit in ihrem ruhigen Blick! Da konnte er sich nicht mehr halten und rief in hellem Zorn: „Also so gut kennst Du den Lieutenant?“ — Sie setzte das Frühstück hin und ging schnell aus der Thüre. — Und auf die böse Nacht folgte ein schlimmer Tag. Trina ging

früh ins Dorf. Er folgte ihr mit seinen Gedanken: natürlich mußte sie den hübschen Lieutenant treffen beim Krämer oder im Wirthshaus. O, wenn nur nicht die Sonne gar so höhnisch, so grausam hell geblühen hätte! Herr Ove wünschte sich und allen guten Menschen Nacht, finstere Nacht, daß sie von dieser falschen Welt erlöst würden! — Bei Tische sprach sie freundlich mit den Eltern, ohne ihn anzusehen. Ohne zu essen ging er auf seine Stube, elend und tief empört. So kam der Abend. Von seinem Fenster aus glaubte der Kandidat am Rande des Gebüsches die Gestalt des Lieutenants zu erkennen. Er öffnete die Stubenthür und horchte, ob Trina das Haus verließ. Der Vollmond stieg mit röthlichem Schein am Horizonte auf, vom Feld her klang das eintönige Zirpen der Grillen und lauschte dem Bochen seines Herzens, dessen heftiger Schlag ihn zu ersticken drohte. Und horch! leise klirrte der Riegel der Hofthür. Er schlich ans Fenster und sah Trina in den Garten gehen, im Dunkel des Gebüsches, wo die kleine Bank stand, verschwand sie. Und sich da! Vom Hügel kam eine schlanke Gestalt und stieg leise über den Zaun. Auch sie verschwand im Gebüsch. Athemlos lauschte der Kandidat. Da klang ein lauter Ton durch die Stille der Nacht, ein Ton so deutlich, so unverkennbar, daß er nicht zweifeln konnte: es war — eine Ohrfeige. Das Mädchen eilte durch den Garten ins Haus und aus dem Gebüsch trat heftig erregt der Lieutenant: im Mondlicht glänzten deutlich die blanken Knöpfe seiner Uniform. Herr Sönkefen war bei dem Ton zusammengefahren, dann hob er die Hände über das Haupt, bis sie an die Stubendecke stießen, die Thränen rannen ihm über die Wangen und mit bebender Stimme sagte er: „Herr Gott, ich danke Dir!“ — Und wieder lauschte er, doch wie ganz anders als zuvor! Das Ohr zur Thüre geneigt, stand er geduldig, bis der leichte Tritt des Mädchens die Treppe heraufkam und die Thüre ihres Zimmers sich schloß. „O Trina, meine Trina!“ flüsterte er leise, sah selig lächelnd zum Mond empor, der eben sein Zimmer erhellte, dann wieder im Zimmer umher, bis seine Blicke an der Pfeife hängen blieben. Mit einem Schritte hatte er sie erreicht und nun saß er wieder auf seinem Stuhle, die langen Beine weit von sich gestreckt und rauchte gewaltig.

Am andern Morgen schlief er so lange, daß er sich sein Frühstück selbst holen mußte. Ihm war jetzt seine Pflicht ganz klar geworden: er mußte dafür sorgen, daß das gute Mädchen nicht wieder belästigt werde. So ging er denn aufs Schloß und redete mit dem jungen Herrn: „Nehmen Sie es nicht übel, aber Ihr Herr Vetter macht hier dummes Zeug. Wäre es nicht besser, Sie sagten ihm, daß das nicht angeht?“ — „Gewiß“, sagte der Student, „ich werde es ihm noch einmal sagen. Ich dachte nur, unsere Trina würde sich schon selbst zu helfen wissen. Denn ich glaube, sie ist nicht nur eine Gelehrte, wie die Leute sie nennen, sondern sie weiß auch ihre Hände zu gebrauchen. Der gute Vetter hat mir schon heute Morgen einige trüb-selige Andeutungen gemacht. Das wird noch einmal eine tüchtige Frau Pastorin, Herr Kandidat!“ — Dieser machte ein verlegenes und ängstliches Gesicht, so daß er fortfuhr: „Verzeihen Sie, wenn ich indiscret bin, aber ich habe nie anders gedacht, als daß Sie und Trina zusammenbleiben würden.“ — Der junge Mann sah den Theologen dabei so treuherrig an, daß dieser ihm die Hand drückte und seufzte: „Ich weiß nur nicht, ob sie mich haben will!“ — „Ich dachte, Sie wären längst

einig", rief der Student, „warum fragen Sie sie denn nicht?“ — „Ja“, sagte der Kandidat, „Sie haben Recht, ich empfehle mich Ihnen.“

Warum fragte er sie nicht? Sie hatten so lange zusammen als Bruder und Schwester gelebt, und jetzt sollte es mit einem Male anders sein. Und liebten sie sich denn auch wirklich wie zwei Liebende? Von sich wußte er es, seit gestern Abend. Aber sie? — Da kam ihm ein kluger Gedanke. So wie ihm die Wahrheit zum Bewußtsein gekommen war, mußte es auch bei ihr geschehen, wenn sie ihn wirklich liebte. —

Am Nachmittage saß er wieder neben ihr auf der Bank in der Wohnstube. „Trina“, sagte er, „ich habe Dir sehr Unrecht gethan. Verzeih' mir!“ — „Es ist gut, Ove“, antwortete sie leise. — „Nun aber“, hub er wieder an, „nun sollst Du mir rathen in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Du weißt, das Pastorat ist mir zum Frühjahr versprochen, wenn das Examen absolvirt ist. Meinst Du nicht auch, daß ich am besten thäte, dann ein Weib zu nehmen?“ — Sie schwieg und er glaubte zu bemerken, daß sie ein wenig bleich ansah; das that ihm leid und er wollte ihre Hand ergreifen, sie aber entzog sie ihm. — „Ich will Dir alles sagen“, fuhr er fort, „sie ist redlich, klug und wirthschaftlich. Sie ist auch lieblich anzusehn. Die Schwierigkeit ist nur: ich weiß nicht, ob sie mich haben

will!“ — Trina sah vor sich hin, nach kurzem Schweigen sagte sie leise; „Hast Du sie lieb?“ — „Von ganzem Herzen“, rief er, „keinen Menschen und kein Ding auf Erden hab' ich so lieb wie sie!“ — Sie erhob sich langsam mit abgewandtem Gesicht, ein leises Zittern flog durch ihren Körper. Da zog er sie mit starkem Arm zu sich herab, sah ihr ins Auge, das von Thränen gefüllt war und sprach: „Du bist es, Trina! Willst Du meine Frau sein?“ — Sie legte den Kopf an seine Schulter. So saßen sie schweigend. Plötzlich sah sie zu ihm auf: „Und Fräulein Adele?“ — „Das war ja dummes Zeug!“ brummte er. — „Ich wußte es wohl“, sagte sie lächelnd und schmiegte sich enger an seine Brust. — Er beugte sich ein wenig über sie: „Aber wie kam es denn, daß ich Dich mit dem Lieutenant dort beim Busch traf?“ — „Ich wollte nach Dir aussehen; denn ich ängstigte mich, weil Du gar nicht wieder kamst.“ „Und was dachtest Du denn eigentlich, was ich dort wollte?“ — „Ich dachte, Ihr küßtet Euch.“ — „Ich habe noch niemals geküßt“, flüsterte Trina. — „Ich auch nicht“, sagte der Kandidat, „ich glaubte immer, ich könnte es nicht.“ — Verwundert erhob sie den Kopf: „Warum nicht?“ — „Wegen meiner großen Nase!“ — Da legte das Mädchen lachend den Arm um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Der Weinkobold.

Aus „Hortus deliciarum“ von Eichrodt.

Ich glaub', es muß von meinem Wein
Im Keller was gestohlen sein.

Das faß war gar so mächtig,
Es war bis oben schwappevoll,
Nun ist es wie ein Sieb so hohl,

Das Ding ist mir verdächtig.
Wie? wenn's vielleicht ein Kobold wär',
Denn die sind hinterm Weine her!

Kuckt, kuckt im Keller auf und ab
Nach jedem Tipp und jedem Tapp!
Wart, wart! wenn ich was finde!
So hol' ich den Magister, der
Egorcisiert dich kreuz und quer,
Und wandelt dich geschwinde,
Er wandelt dich in eine Maus,
Dann jag ich dich zum Keller 'raus!

Der Kobold lacht: o thu' das nicht,
Ich bin im ganzen Keller nicht,
Ich sitz' in deinem Leibe,
Besinn' dich: bis auf's letzte Glas
Trankst selber du das letzte faß
Mit mir zum Zeitvertreibe!
Schaff' du nur wieder neuen Wein,
Ich geb dir wieder Schwänfchen ein!

Und ist es so, so ist es recht.
Ein lustiger Kobold ist nicht schlecht,
Laß uns zusammen bleiben!
Giebst du mir gute Schwänfchen ein,
So trink' mit mir von jedem Wein,
Ich will dich nicht vertreiben!
Der Kobold trinkt, lachet und springt
In jedem, der dies Liedchen singt.

Kopisch.



Das Viertel.

Von H. Willfried.

Das Viertel, von dem die Rede sein wird, ist weder ein Stadtviertel, noch ein Viertel in Maß, Gewicht oder Flüssigkeit, es ist ein Viertel höherer Art — das Viertel eines ganzen Theaterplatzes, auf welchen sich Fräulein Elisabeth Wilma allwöchentlich freute, oder auch nicht freute — je nachdem —. Jedermann wird sofort begreifen, daß Angelegenheiten wie die obigen nur in einer kleineren Stadt zur Sprache kommen können, wo der entfernteste Wohnende sich bitterlich beklagt, daß er über eine halbe Stunde ins Theater zu gehen hat. Großstädter lachen über Menschen mit Viertelplätzen, die noch obenein mit Wichtigkeit von Entfernungen von einer halben Stunde sprechen. Der Großstädter allein ist überhaupt ein Mensch — heißt es sehr oft. Wenn indeß so ein Kleinstädter ein Fünfklein Poésie mit in sein Heimatnestchen bekommen hat, so ist er oft gar nicht so übel. Er hat mehr Pietät als der Großstädter und eine größere Freudefähigkeit — sein Horizont ist freilich enger begrenzt, aber er ist freundlicher ausgeschmückt. Es sieht zuweilen in so einer Kleinstädterseele aus wie in einer katholischen Kirche; alle Heiligen aus der Jugendzeit prangen hier in ewiger Frische und der Inhaber hört nicht auf, ihnen Weihrauch zu streuen. Solch ein Ideal einer Kleinstädterseele kommt mit Recht Fräulein Elisabeth Wilma genannt werden. Sie war eine jener leidenschaftslofen, klaren Naturen, die mit leichten Götterritten durchs Leben dahin schweben und das Gemeine nicht sehen, weil es außer ihrem Begriffsvermögen liegt. Ihre Jugend war behütet worden von liebenden Eltern und seit sie allein war, befand sie sich unter der Vormundschaft ihrer Dienerin Brigitte, welche von ihrer frühesten Jugend an in der Familie diente, und mit unbestrittener Machtbefugnis den kleinen Haushalt regierte. Das Fräulein gab sich mit niedlichen Handarbeiten für den Verein sittlich verwahrloster Kinder ab, und kam zu diesem Zwecke mit einigen älteren Damen zusammen, um sich mit ihnen über etwaige Vereinsbedürfnisse auszusprechen. Unter den Vergnügungen, die sie sich erlaubte, spielte das Viertel eines Theaterplatzes, das sie seit ihrem achtzehnten Lebensjahre in Besitz hatte, eine nicht geringe Rolle. Und daran war so recht eigentlich ihre Natur zu erkennen — Fräulein Elisabeth ging nämlich sehr gern ins Theater, und ihre Vermögensverhältnisse waren derart, daß sie sich dieses Vergnügens zum Destern hätte gönnen dürfen. — Aber ihre Mutter hatte vor vielen Jahren einmal gesagt — „ein Viertelplatz ist genügend — mehr stumpft ab —“ und aus Pietät befolgte sie noch heute den mütterlichen Rath. Sie war überhaupt zur Bahnbrecherin nicht geboren; so wie sie sich immer nur schwer entschließen konnte, einer neuen Mode zu folgen, so waren ihre Meinungen und Ansichten auch immer etwas hinter der allgemeinen Weltbildung zurück. Sie sagte zuweilen, wenn sie von jungen Mädchen hörte, die vorzügliche Examen bestanden und sich durch Kenntnisse ausgezeichnet hatten: „Schade, daß man zu meiner Jugendzeit nicht besser lernte; wenn ich nun mehr wüßte, könnte ich etwas zur Bildung sittlich verwahrloster Kinder beitragen.“ Aber es fiel ihr nicht ein, daß man auch in ihrem Alter noch das Versäumte nachholen konnte, wenn man nur wollte. Sie nähte oder strickte ruhig weiter, und die einzige Aufregung, die Abwechslung in ihr stilles Leben brachte, war besagtes Viertel. — Es ist nicht

zu beschreiben, mit welcher Miene Brigitte des Morgens den Theaterzettel auf den Frühstückstisch des Fräuleins legte — die Laune des Tages hing aber auch von dem Inhalte desselben ab. War das Fräulein mit dem Stücke, das sie traf, zufrieden, so nickte sie lächelnd mit dem Kopfe, und das Lächeln blieb den ganzen Tag über auf ihrem milden Antlitze liegen. Brigitte freute sich dann auch auf ihre Manier — sie sang zu ihrer Kocherei — Großer Gott, wir loben Dich — lachte über die geringfügigsten Dinge beinahe überlaut, und ließ noch eine ganze Masse Fleisch an den Knochen, die sie für den Hund der Wäscherin zurücklegte. Anders wenn das Fräulein durch ein leises Stirnrunzeln kund gab, daß ein unliebenswürdiges Stück ihr Viertel getroffen — solch ein Tag hatte unstreitig ein trübliches Aussehen — es war kein Zug in der Sache — Brigitte fochte mit Unlust, schalt über die DIRECTION und brannte darüber nicht selten die Suppe oder sonst etwas an. Wenn's dann dem Fräulein nicht schmeckte, so war natürlich das Viertel schuld, und an solchen Tagen war mit der guten Brigitte kein Auskommen.

In letzter Zeit nun behandelte das Schicksal des Fräuleins Viertel wirklich auf die stiefmütterlichste Weise, und man kam schon gar nicht mehr aus dem schlechten Humor heraus. Was sie an Stücken erhielt, hatte sie schon hundert Mal gehört und gesehen, und es war überm Spaß, wie ihr alles Interessante geradezu vor der Nase weggeschnappt wurde. Brigitte war wüthend auf die DIRECTION — so etwas konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Davon war sie überzeugt; nur vermochte sie nicht recht zu begreifen, weshalb man solch einen Groll auf ihr gutes Fräulein haben konnte, das doch keinem Menschen auf der weiten Welt etwas zu Leide that. — Als nun das Fräulein wieder einmal mit großer Unlust ins Theater gegangen war, kam Brigitte zu der Ansicht, daß man eigentlich nicht auf der Welt sei, sich für sein theures Geld chitaniren zu lassen, und sie fühlte die Verpflichtung etwas für ihr Fräulein zu thun. — Sie suchte zu diesem Zwecke die ihr überkommene Brille der seligen Frau Oberstin hervor, denn sie hatte gesehen, daß Leute ihres Alters nie ohne Brille schrieben, schob sie aber, als sie an das Geschäft des Schreibens ging, bis vor auf die Nasenspitze, um darüber hinaus sehen zu können, und brachte mit Mühe und Noth folgendes Schreiben zu Stande:

Hochwolgebohrne DIRECTION!

Da ist meines Fräuleins Viertel und Sie bekommt immer die schlechtesten Stücke und Wir haben doch das Viertel schon über zwanzig Jahre und manchesmal sieht es aus wie mit Fleis. Das möchte ich ihnen an das Herz gelegt haben von wegen dem vielen Arter so langer Apponenden. Ich bin aber nicht das Fräulein selbst sondern Ihre Dinerin die es nimmer mit ansehen kann. Und lebben sie recht wol und bleiben sie gesund
ihre gehorsame

Brigitte Frankin
aus Hornberg.

Sie trug den Brief zur Post und wartete nun alle Tage auf Antwort — aber dieselbe blieb aus, und auch das Viertel besserte sich nicht. Dem Fräulein wurde das ewige Schelten und Ranken der Dienerin endlich lästig. — Sie fragte sich: „Was thue ich eigentlich mit einem Theaterplatz, der mir nichts als Aerger verursacht — da suche ich mir doch lieber die Stücke aus, die mir behagen, und gebe das Viertel auf.“ — Gesagt, gethan — das Viertel wurde ge-

kündigt und Brigitte gönnte es der Direktion von Herzen. Der Friede war nun in dem kleinen Haushalte wieder hergestellt — der Friede, ja — aber was thut eine Gewohnheit von zwanzig Jahren — das Fräulein wählte sich nun freilich die Stücke aus, aber es wollte ihr nicht mehr so recht behagen im Theater — sie saß immer wehmüthig da und schaute auf ihren ehemaligen Platz, wo sie als junges Mädchen gesessen hatte und so schöne, genussreiche Stunden erlebt. — Kam sie dann nach Hause, sagte sie zu Brigitte: „Ich hatte keinen guten Platz, Du mußt mir das nächste Mal einen andern nehmen.“ — Und nun das Gebrumme in der Küche: „Ach, Du grundgütiger Heiland, kein Platz ist ihr mehr recht — wer hätte das gedacht, daß mein Fräulein noch so launisch werden könnte — das halte ein Anderer aus — da ist mir doch der Aegerer mit dem Viertel noch tausend Mal lieber gewesen — ich war doch nicht schuld daran, wenn's schlecht ausfiel, nun aber kommt sie nach Hause und ist mit mir unzufrieden und ich kann's ihr nicht recht machen mit dem Plaze.“ — Das Fräulein hatte gute Ohren, sie hörte das gesteigerte Tellergeräusch in der Küche und die Monologe Brigittens, dachte, — was soll ich mir solche unerquickliche Scenen gefallen lassen, lieber gehe ich so selten wie möglich mehr ins Theater.“ — Und sie blieb in der That ein paar Wochen zu Hause. — „Gott in dem hohen Himmel, man ist wie eingedäsert“ — sagte nun Brigitte, „da sitzen wir und sitzen und wissen nichts zu reden — früher, da konnte sie mit so ein paar rothen Bäckchen aus dem Theater heim kommen, daß sie ordentlich ausfiel wie zu zwanzig Jahren, und dann schmeckte ihr das Nachtessen so gut und mir auch und es war die reinste Erbauung — wenn ich nun frage — was soll ich zu Abend kochen, Fräulein? — giebt sie mir zur Antwort — es ist einerlei — wenn wir nur unser Viertel wieder hätten! ich glaube, wir schlafen noch am helllichten Tage ein, wenn wir uns nicht bald wieder einen Platz nehmen!“

Das ging so eine Weile weiter, und dann sagte das Fräulein, welches all die Zeit über ungemein fleißig gehäkelt und gestrickt hatte: „Brigitte, wenn ich nur meinen alten Theaterplatz wieder haben könnte, das viele Handarbeiten bekommt mir nicht gut.“ „D ich geh' selber zur Direktion!“ meinte die Alte. „Das ist nicht nöthig“, sagte das Fräulein etwas erschrocken, „ich werde einfach an die Theaterverwaltung schreiben.“ „Sie geben keine Antwort“ — brummte Brigitte, „ich weiß das, mir haben sie auch nicht geschrieben, als ich ihnen die Meinung sagte über unser Viertel.“ — „O Gott, Brigitte“, rief das Fräulein, „Du hast doch nicht —“ „Ja, ich habe die Sache in die Hand genommen — aber seien Sie außer Sorgen, Fräulein, ich war ganz höflich, ich habe, wie man zu sagen pflegt, ein Blatt vor den Mund genommen und durch die Blume geredet. Es spricht schlecht für die Leute, daß sie mir auf mein Schreiben nicht geantwortet.“ Das Fräulein schüttelte den Kopf und dachte in ihrem Innern: „Um Gotteswillen, das mag ein netter Brief gewesen sein!“ — traute sich aber nichts zu sagen, und Brigitte zog mit der Miene stolzen Selbstbewußtseins ab. — Am folgenden Tage kam eine Karte von der Theaterverwaltung, welche das Fräulein benachrichtigte, daß besagtes Viertel bereits vergeben sei. „Gut“, sagte sie in ihrer resignirten Weise, „zu einem andern Plaze kann ich mich nicht entschließen.“ Damit nahm sie ihre Arbeiten für das Wohl der sittlich verwahrlosten Kinder wieder auf. „Ich sehe schon“, dachte Brigitte, „ich muß die Sache wieder in die Hand nehmen, Du

lieber Gott, ich vermag's gar nicht auszudenken, was aus meinem Fräulein würde, wenn ich nicht wäre!“ Des Sonntags Nachmittags verließ sie mit einer Miene das Haus, welche einen fertigen Entschluß ankündigte. Sie war eine würdige Erscheinung, die alte Brigitte, von hoher, kräftiger Gestalt; ein rundes, resolutes Gesicht sah aus der großen Flügelhaube hervor, die sie noch immer des Sonntags, aus Pietät für ihre Heimat, zu tragen pflegte, obgleich diese Tracht in der Theaterstadt nicht üblich war. Zuerst erkundigte sie sich beim Theaterdiener nach dem augenblicklichen Besitzer des fraglichen Plazes, ließ sich dessen Wohnung angeben und schritt dann wohlgenuth in des Herrn Professors Behausung. Eine ebenfalls alte Haushälterin öffnete ihr die Thüre und Brigitte trat über die Schwelle. „Was giebt's!“ fuhr sie eine rauhe, tiefe Stimme an, daß sie ordentlich zusammenschrak, denn sie war den tiefen feinen Umgangston des Fräuleins gewohnt. „Ich wollte Sie bloß bitten, Herr Professor“, begann sie demzufolge in etwas zögerndem Tone, „doch gefälligst um einen Stuhl weiter rücken zu wollen.“ — „Was soll ich“ — fuhr er sie mit seiner Bärenstimme an, „sicht Sie der Muthwille, Frauenzimmer!“ „Muthwille — als ob ich in meinem ganzen Leben jemals muthwillig gewesen wäre. — Wir hatten nämlich, das Fräulein und ich, das Viertel schon über zwanzig Jahre in Besitz und gaben's auf, weil wir in einem fort, die Frau Diavola“ kriegten, oder den „Gzar und Zimmermann“ oder die alten Feststücke von Stiftungen und dergleichen. — Da dachten wir — hol' der Kuckuck die ganze Direktion! und gaben das Viertel auf. Nun möchten wir's aber wieder haben und erfahren, daß es vergeben sei. Einen andern Platz nimmt aber mein Fräulein nicht, da wir volle zwanzig Jahre auf dem alten gesessen. Und darum möchte ich Sie freundlichst gebeten haben, Herr Professor, doch gütigst um einen Stuhl weiter zu rücken und uns den unrigen zu lassen.“ „Aha, so stehen die Sachen“, brummte er. „Ja“, entgeanete sie, „man muß Einen nur ausreden lassen.“ „Gut — empfehle mich dem Fräulein — kann ihren Platz haben — Gott befohlen.“ — „Ein bißchen ordentlich grob ist er“, dachte Brigitte auf dem Heimwege, „und ein Aussehen hat er wie so 'ne alte knorrige Eiche — aber die Hauptsache ist — wir haben unser Viertel!“

Das Fräulein war selbstverständlich nicht wenig erschrocken, als ihr Brigitte von ihrem Gange zu dem Herrn Professor erzählte. „Gott, was hast Du da wieder angerichtet“, sagte sie, „ich bin in der größten Verlegenheit.“ „Das haben Sie nicht nöthig“, beruhigte sie Brigitte, „der Mann ist ganz gefällig, er fährt Einen bloß ein bißchen an, und so a quatter obenkel ist er auch nicht, wie wir — zum Beispiele, wenn ich ihm allein im Walde begegnete, würde ich, glaube ich, laufen was ich könnte, aber sonst kann er ein ganz ordentlicher Mensch sein.“ Als das Fräulein zum ersten Male wieder ihren alten Theaterplatz in Besitz nahm, sah sie den stämmigen, unwirsch dreinschauenden Mann, der neben ihr saß, mit einem schüchternen Blick an und sagte in ihrer leisen Weise: „Ich habe mich bei Ihnen zu bedanken, Herr Professor, und zugleich zu entschuldigen.“ — „Aha“, lachte er, „ein kapital's Frauenzimmer, Ihre Alte, kann Ihre Angelegenheiten ordentlich vertreten — bleibt bei der Sache.“ — Seine Stimme klang so rauh und laut, daß das Fräulein unwillkürlich erröthete und dachte: „Brigitte hat recht, das ist ein furchtbarer Mensch — die Urgermanen müssen so gewesen sein — um Lebensart kümmert er

sich gar nicht.“ — Und da saßen sie nun schweig-
sam beisammen die beiden ungleichen Menschen — sie,
ein schüchternes, unentschlossenes Geschöpf, dem es
nur an anregendem Umgang gefehlt hatte, welcher die
Schwingen ihrer verzagten Seele hätte zur vollen
Entfaltung ermuntern können — und er, ein gelehrter,
tüchtiger Kopf, aber ungeschliffen nach Außen, die
Form nicht achtend, die auch nicht verlangt wurde in
dem kleinen Kreise gleichgesinnter Gelehrter, die sich
allabendlich beim Glase Bier zusammenfanden. Auch
befaß er kein Weib, das besänftigend auf seine Sitten
hätte einwirken können. . . . Eben Kleinstädter, die
unter dem Drucke der Verhältnisse nicht zu ihrer völ-
ligen Entfaltung gelangt waren.

Aber als das Fräulein zum zweiten Mal ins
Theater kam, dünkte ihr der härteigige Mensch schon
nicht mehr so schrecklich; die Bemerkungen, die er bald
über das Stück, bald über einen Künstler hinwarf,
belustigten sie zuerst, gaben ihr hindendrein aber Aller-
lei zu denken. Auch in der Oper machte er sie auf
Dinge aufmerksam, die ihr bisher entgangen waren.
Mit der Zeit freute sie sich ordentlich auf ihren alten
Brummbar, wie sie ihn im Stillen nannte. Und doch
konnte man sich nicht leicht schroffer und kürzer aus-
drücken, als er es that; aber seine Bemerkungen fielen
wie Streiflichter in für sie unbekannte Gegenden.
Das Fräulein holte die alten Klassiker hervor und las
die Stellen nach, welche den Professor veranlaßten,
zum großen Ergötzen der Nachbarschaft, ein tiefes,
wonniges Brummen auszustößen, oder mutterselen-
allein auf seiner ersten Gallerie zu applaudiren mit
der Begeisterung eines Primaners. Natürlich im An-
fange war dem Fräulein ein so ungenirtes Gebahren
im höchsten Grade fatal gewesen, und sie hatte nicht
selten ihr Antlitz hinter ihren Fächer geflüchtet, um
sich den Blicken der Anwesenden zu entziehen. Mit
der Zeit aber gewann sein zwar derber, aber bedeu-
tender Geist die Oberhand über ihr allzu zart befa-
tetes Gemüth; und sie lauschte mit vollkommenem
Vergnügen seinen Urtheilen und Aussprüchen. Dabei
nahm sie wahr, daß sie keineswegs auf der Höhe seiner
Anschauungsweise stand, und wagte hin und wieder
eine Frage. Nicht daß er ihr mit übergroßer Höf-
lichkeit Rede gestanden hätte — er konnte sogar ordent-
lich spöttisch die Achseln zucken, wenn er an ihrem ver-
legenen Gesichtsausdrucke bemerkte, daß sie eine Sache
nicht wußte, die nach seiner Meinung Jedermann
wissen sollte. „Sie lesen nicht“ — knurrte er eines
Tages — „Umſicht halten ist die Hauptsache — sind
wir nur da, um unsere Stuben zu bewohnen — wir
müssen auch wissen, was unsere Mitlebenden am Nord-
pol treiben.“ — Das gute Fräulein — nie in ihrem
Leben hatte sie sich für das Wohl fremder Völker-
schaften interessiert — gewiß, wenn man ihr gesagt
hätte, die Leute am Nordpol litten an einem großen
Mangel warmer Kleidungsstücke, sie würde sofort eif-
rig gestrickt und ein Erhebliches für sie ausgegeben
haben. — „Ich lese zu wenig,“ sagte sie zu sich selbst,
„ich muß mir ein paar interessante Zeitschriften
halten.“ — Freilich, die Arbeiten für die sittlich ver-
wahrlosten Kinder litten ein wenig unter diesen Um-
ständen — im Uebrigen aber war die Stimmung zu
Hause eine durchaus heitere. Brigitte war im Glimm
— das Fräulein ging sogar mit zufriedener Miene
umher, selbst wenn „die Frau Diavola“ auf dem
Bettel stand. „Unser“ Viertel ist ein wahrer Segen!“
brummte die Alte, „und das Fräulein kann sich bei
mir bedanken“, allein wär’ sie nimmermehr dazu

gekommen.“ Auch auf den Herrn Professor hatte das
Viertel eine günstige Wirkung. Er wußte selbst nicht,
woher es kam, aber er schämte sich plötzlich seiner
zerfütterten Manschetten oder seines bestaubten Rock-
ärmels, wenn des Fräuleins tief blaues Auge auf
ihn ruhte, in welches sich ihre ganze unberührte Jugend
geflüchtet zu haben schien. Auch mäsigte er seine
rauhe Sprachweise, indem er sich eines Tages ganz
unmotivirterweise bei ihr entschuldigte, er sei das laute
Sprechen vom Katheder her gewöhnt, von wo aus er
mit seinen scharfen Augen immer ein paar schlafstüchtige
Gesichter entdeckte, die er wach zu halten bestrebt sei.

Unmerklich wurden die Beiden immer pünktlicher
im Kommen und ihre Unterhaltung nahm eine immer
lebhaftere Färbung an. Bei dem Fräulein war freilich
noch viel Schüchternheit und Unentschlossenheit im Spiele,
und es kostete sie stets Ueberwindung, mit einer An-
sicht oder einem Urtheile herauszurücken. Darin hatte
der Herr Professor nämlich eine ganz fatale Art. Er
wollte immer Alles klar und kurz dargelegt haben,
und ließ nicht nach, bis das Fräulein ihm ihre un-
klaren Begriffe in Worte übersetzte. Einmal hielt er
ihre sogar eine kleine Vorlesung über die Nothwendig-
keit innerer Klarheit. Er sagte: „Wenn ich weiß,
was ich will — komme ich fest damit heraus, und
Jeder wird meine Meinung als eine selbständige
anerkennen. — Das unklare Herumsicheln aber macht
ängstlich im Ausdruck, und Jeder wirft uns mit ein
wenig Keckheit über den Haufen.“ Das Fräulein
mußte an Brigitte denken, welche die Gabe des „über-
den-Haufen-Werens“ ihr gegenüber in so hohem
Grade befaß, und meinte mit einem leisen Seufzer —
„Ja, wenn uns eben die Stärke nicht gegeben ist.“ —
„Gegeben“ — knurrte er, „erringen, Fräulein, wer-
den heißt die Lösung — vor uns steht die Leiter des
Lebens, sie ist unsern Kräften zugemessen, Jeder kann
sie erklimmen, aber die letzte Sprosse kann nur mit
Mühe erreicht werden.“

Doppelt erbaut und erquickt kam sie nach solchen
Abenden nach Hause. Freilich, ihre Arbeiten — man
war schon ganz verwundert im Verein, daß ihre Pie-
ferungen an Kinderröcken, Strümpfchen u. s. w. so
parfam ausfielen. „Wir haben’s nun mit dem Lesen,“
sagte Brigitte, die den Damen die Sachen brachte,
„das Fräulein hat keinen Sinn mehr für die ewigen
Röcken; wir wollen ein bißchen zuzuhauen, wie’s in
der Welt zugeht. Die Türken haben’s noch immer
mit den Russen. Eupflehle mich den Herrschaften.“

Und so hatten sich die beiden Menschen gefunden in
einem Gefühle schöner Freundschaft. — Keines von
ihnen dachte an etwas Anderes — der Professor aus
Mangel an Zeit — das Fräulein aus Pietät für ihre
Jugendliebe — denn Fräulein Elisabeth hatte auch
geliebt und zwar mit der ganzen Innigkeit, deren ein
reines Herz fähig ist — aber der junge Mann hatte
es ihren schüchternen Blicken nicht entnehmen können,
was sie für ihn empfand — er hatte eine Andere zum
Weibe genommen, die es besser verstanden, ihn zu
fesseln — Elisabeth wurde zum alten Mädchen. —
Damals, in der Jugendblüthe ihres Daseins, lebte
sie die Tage dahin, ohne Wunsch, ohne Freudigkeit,
ohne jegliches Interesse. — Nun aber sollte der
Herbstzeit ihres Lebens plötzlich eine schöne hohe Freu-
digkeit geschenkt werden, die Schwingen ihrer Seele
begannten sich zu regen und sie sagte zu sich selbst —
„Giebt es ein höheres Almosen als das geistiger
Art! Wie glücklich ist der Mensch, der von seinem
Geiste schenken kann, auf daß andere davon leben und

wachsen.“ — Was sie eigentlich wollte — was sie ersehnte, war ihr noch nicht klar.

Die Aufführung von Shafespeares Julius Caesar aber sollte ihre unklaren Vorstellungen plötzlich zur Reife bringen. — Der alte Herr gebärdete sich wieder einmal in ganz ungehöriger Weise — es war aber auch eine Muttervorstellung. — Die Volksscene mußte den kühlsten Menschen hinreißen und über sich selbst weg bringen. Das Fräulein saß tief ergriffen, mit gefalteten Händen da, sie mußte selbst nicht warum, aber sie sagte plötzlich ganz laut, da eben der Vorhang fiel — „Ja, das Leben ist des Lebens werth.“ — „Freilich, freilich,“ brummte der Professor, „das heißt man einen Blick ins große Ganze thun — und da kann der Mensch so recht eigentlich inne werden, daß er ein Nichts ist, wenn er diesem Ganzen nicht dienet.“ —

Das Fräulein ging nach Hause — unterwegs plagte sie die Vorstellung, welche der Professor in ihr erweckt, — sie vermochte nicht zusammenzurücken, was ihr Dasein eigentlich mit dem großen Ganzen zu thun hatte — sie legte zwar Niemanden Etwas in den Weg, aber indem sie ihrer Bequemlichkeit lebte, konnte sie doch nicht behaupten, daß sie dem Ganzen diene. —

Es ließ sie nicht schlafen, sie sann und sann — und am andern Morgen — da hatte sie das Richtige gefunden. — Freilich, es galt noch Brigitte für die Sache zu gewinnen und das war kein Kleines. — Leise begann sie in der kleinen Kammer neben ihrer Schlafstube zu räumen. Brigitte natürlich streckte sofort den Kopf zur Thüre herein. — „Was giebt's — es ist doch nicht Putzzeit — lieber Gott, Fräulein, lassen Sie doch die Stuben zufrieden, das ist meine Sache.“ — Nun ging das Fräulein aus; sie nahm ihren Weg nach der Anstalt sittlich verwahrloster Kinder und kam mit der Miene innerster Zufriedenheit zurück. Aber Brigitte hatte so rothe Wangen vom Herdfeuer, da war nicht gut mit ihr rechten. Endlich faßte sie den Entschluß, feurige Kohlen auf das Haupt ihrer Alten zu sammeln, und nahm sie mit ins Theater. Es wurde Maria Stuart gegeben und unfre alte Brigitte saß in ihrer Flügelhaube im Parterre und wußte sich bei ihrer ganzen Umgebung in Respekt zu setzen, so daß sie ganz bequem mitten unter dem Gewühle saß. Sie hatte sich vom ersten Augenblicke an zur armen Hannah hingezogen gefühlt und nickte zu Allem, was diese sprach, verständnisinnig mit dem Kopfe. Was sich sonst auf der Bühne ereignete, war ihr ziemlich gleichgiltig, sie hatte nur Sinn für die schöne Königin und ihre alte Amme. — Im letzten Akte, als Maria Abschied von den Ihrigen nahm, regte es sich plötzlich im Parterre drinten. — Das Fräulein sah hinab — Brigitte schluchzte zum Erbarmen, sie hielt sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und sagte ganz vernehmlich: „Nein — das kann ich nicht mit ansehen!“ — und drückte sich durch die Leute hindurch nach der Thüre. Draußen setzte sie sich auf einer Treppe nieder und weinte herzlich weiter. „Nun“, sagte ein Diener und verberg das Lachen so gut er konnte, „machen Sie, daß Sie fertig werden und wieder hinein können.“ „Nein“, schluchzte Brigitte, „ich kann ein Huhn umbringen, aber einen Menschen kann ich nicht umbringen sehen.“ Das Fräulein, welches über das Schicksal ihrer alten Dienerin unruhig geworden war, hatte nach dem Fallen des Vorhanges die Gallerie verlassen, und die Beiden gingen nun zusammen nach Hause. Brigitte hatte unterwegs noch viel zu viel mit ihrer Nahrung zu schaffen, als daß sie hätte ein Wort sprechen können. Zu Hause aber, nachdem sie dem Fräulein den Thee

aufgetragen hatte, war sie soweit wieder Herrin über sich selbst, daß sie einen klaren Gedanken fassen konnte. Und sie reichte dem Fräulein die Hand hin und sprach: „Sie können mir's glauben, Fräulein, ich wär' auch mit Ihnen auf's Schaffot gegangen.“ Das Fräulein hielt die Hand der alten Dienerin fest. „Ja, das weiß ich, Brigitte, Du bist ein treues Herz — aber ich brauche hoffentlich nicht auf's Schaffot zu gehen — dafür sollst Du mich auf einem andern Wege begleiten, Brigitte.“ „D auf welchem Sie wollen, ich werde standhaft sein!“ rief die gute Alte, die sich nun einmal ganz Hannah fühlte. Das Fräulein legte die Hand auf ihre Schulter: „Wir wollen zusammen in die Anstalt der sittlich verwahrlosten Kinder gehen und uns so ein kleines elternloses Mädchen mit nach Hause nehmen.“ — „Was“, schrie Brigitte auf, und ihre ganze Nahrung war dahin, „ein sittlich verwahrlostes Kind in unsern Haushalt! und die Fußböden und unre gute Möbel und der Speiseschrank — glauben Sie denn, irgend etwas ist vor solch einem Geschöpfe sicher?“ „Nun, so sehr verwahrlost braucht es ja gerade nicht zu sein“, meinte das Fräulein, „wir wollen es uns schon erziehen, und dann haben wir auch am Wohle der Menschheit mitgearbeitet, Briгите.“ Diese nahm die letzte Bemerkung persönlich: „Bin ich etwa nicht menschlich“, sagte sie, „sammle ich nicht alle Knochen und das übrige Fleisch für den Hund unrer Waschfrau, und habe ich für die armen alten Weiber nicht stets einen Teller Suppe, für die Kinder ein Stück Brot und für die Mannsleute, wenn ihnen nichts fehlt, eine gehörige Zurechtweisung.“ — Das Fräulein faltete die Hände im Schoß: „Du lieber Gott, und ich glaubte, Du gingest mit mir auf's Schaffot — da siehst man's nun.“ — „Was siehst man“, brauste die Alte auf, „Du grundgütiger Heiland, wenn's Ihnen wirklich um so ein verwahrlostes Kind zu thun ist — ich geh' mit — aber ich helfe Ihnen bei der Erziehung, sonst bleibt der arme Wurm für alle Zeiten verwahrlost.“ — Sie trippelte in der Stube herum und machte sich allerlei um das Fräulein zu schaffen, welches mit einer gar fröhlichen Miene zu Abend speiste. Das entging Brigitte nicht, und sie meinte, als sie das Theegefäß abtrug: „Aber mit der alten Hannah hätte ich gern einmal ein Wort geredet, Du lieber Himmel, sie hat auch ihre Noth gehabt mit ihrem Fräulein.“ —

Der Winkel- und der Wunderdoktor.

Ein Bildchen aus dem Volke der Alpen

von B. K. Rossegger.

Nu, halt ja, halt ja! Wenn man nur was zu essen hat — und ein Gewand zum Anziehen, nachher muß man schon zufrieden sein. Der liebe Gesund ist halt noch das Beste, und daß man dem Doktor nicht muß kommen. Wenn's aber doch muß sein, so sagt die Bäuerin halt allemal: Nur zu keinem gestudirten Doktor, da geht man schon lieber zu einem Bader oder gar zu einem Bauernarzt — so Einer hilft den Bauersleuten viel geschwinder, als etwan ein Stadtdoktor, der gar nicht weiß, was der Bauersmensch für eine Natur hat.

Und da wollt' ich Euch einen anrathen. Der Schuster-Rüppel ist so ein viel guter Arzt. Auf dem Berg oben hat er sein Häusel, und da feuchen die mühseligen Leute halt hinauf; mit Pechsalben und Gallwurzeln und Larven macht er seine Kranken gesund, halt nur Solche, die ein rechtes Ver-

trauen zu ihm haben, zum guten Arzt, zum Schuster-Küppel.

Und jetzt soll die Bäuerin still sein, jetzt will ich reden. Ein guter Arzt muß ein Pfliffikus sein, und ein schlechter Arzt muß ein doppelter Pfliffikus sein — will er sein Geschäft passabel betreiben. Wie mag er's denn anstellen, der Küppel? Nu, das will ich erzählen.

Schnauft der alte Thalbrunner den Berg hinauf. Der Küppel sieht ihn schon von Weitem; aha, denkt er sich, da feucht schon wieder Einer daher; will ich jetzt geschwind in den Dachboden hinauf eilen. — Er thut's, oben im Dachboden legt er sich auf den Bauch, wie ein Fuchs, wenn er lauert, und guckt durch eine Fuge herab in die Stube.

Jetzt holpert der Thalbrunner zur Thür herein. „Gelobt Sei's Christi!“

„In Ewigkeit Am,“ sagt vom Küppel das Weib, die Schusterin, die in der Stube Drahtgarn spinnet, „Ah närrisch, der Thalbrunner steigt daher! Na, wie denn das, daß der Thalbrunner dahersteigt! Was bringt denn Du heut' Gutes?“

„Oh, bringen,“ meint der Bauer mit schwerfälliger, mühseliger Stimme, „bringen thu' ich nichts. Haben thät' ich gern was. — Ich seh' mich gleich geschwind auf die Osenbank, — ein steiler Berg da herauf, ein sacrischer. Au — mich hatt's halt soviel bei der Falten!“

„Oho!“ sagt die Schusterin, ein gutes Mutterl, „wo fehlt's denn?“

„Mein, wo fehlt's, sagt der Thalbrunner, „schon bald überall fehlt's. So viel drucken thut's mich auf der Brust. Kein Essen will mir schmecken; und bei der Nacht, daß ich keinen Schlaf hab', frei keinen Schlaf. Und in der Seiten thut's mannißmal so viel stechen, daß mich deucht, ich muß einen Schrei thun.“

„Auwel!“ meint die Schusterin.

„Ja, ja, Mutterl. Und jetzt serb' (tränkle) ich schon gleim (heinahe) zwei Jahr. Angewendet hab' ich völlig schon Alles, helfen will nichts. Gar bei den Stadtdoktoren bin ich schon gewest! Mein, was haben sie nicht herumdoktort an mir! Zuletzt haben sie gesagt: in ein Bad sollt ich gehen! wo sie sich eh' denken konnten, daß man sich alle Jahr ein paar ein dreimal über und über abwascht. — Und daß ich's sag: Keiner hat's gefannt, was mir denn fehlt; schlechter, noch alleweil schlechter ist's worden. . . . ah, 's ist zum Verzagen, Mutterl! Nu, da haben die Leut' gesagt: zum Küppel sollt' ich gehen, der thät's verstehen, haben sie gesagt, der thät' frei so viel geschickt sein. — Ja, sag ich, kann's ja wohl probiren — kann ich's. Und so bin ich halt dahergehatscht. Schier die Krüße haben mich nicht mehr tragen wollen über den Berg herauf. Und im Knie da drin thut's dir stechen, wie der höllische Satan! woltern stechen thut's, seit ich im vorigen Winter von der Heubodenstiegen herabgefallen bin.“

„Oh Du heller Närrisch!“ schreit die Schusterin verwundert auf.

„Ja leicht wohl! Und völlig hoch bin ich gefallen; ihrer sechzehn Stafel (Stufen) hoch bin ich herabgefahren. — Und so ist alleweil Eins um's Andere. Na, 's wird was brauchen, bis es Einer kennt, was es mit mir ist!“

„Ja mein, das Kranksein!“ sagt die Schusterin. „Thu' der Thalbrunner nur gleich ein Eichtel warten. Mein Alter ist in den Schachen hinausgegangen um Wachholder, wird wohl bald zurückkommen.“

Braucht richtig nicht allzulang zu warten, der Thalbrunner. Der Küppel schleicht vom Dachboden in die Küche, nimmt dort einen Wachholderast auf die Achsel, taucht seinen Hut in den Wasserkübel und setzt ihn auf. Bald nachher geht die Stubenthür auf, tritt der Küppel herein, schlenkert seinen nassen Hut aus: „Ist ein Schandwetter das! regnen thut's draußen! — Nau, der Thalbrunner! Was bringt denn Du mir?“

„Nicht viel Sauberes,“ sagt der Thalbrunner, „bin halt alleweil krank. Da hätt' ich ein Bißel was bei mir.“

Jetzt zerret er mit vielen Umständen vom Säkel ein Fläschchen heraus. Das nimmt der Küppel in die Hand, hält es gegen die Fensterlichte, macht ein schiefes Aug' und sagt: „Schau, schau! bist leicht schon länger als ein Jahr alleweil marod, Thalbrunner?“

„Freilich, freilich,“ sagt der Bauer, und für sich selber: Gleich sieht er's.

„Appetit wirst nicht recht viel haben?“

„Freilich nit, gar nicht, kein Bißel nit.“

Der Schuster-Küppel dreht das Fläschchen fortwährend in der Hand hin und her und guckt drauf hin. „Mit dem Schlaf wird's auch schlecht ausschauen!“ sagt er.

„Mit dem Schlaf? Ja freilich, das ist wohl wahr — nit um einen Groschen hab' ich einen.“

„Und spürst nicht dann und wann ein Seitenstechen?“

„Ja, das ist gewiß!“ ruft der Thalbrunner, „und höllisch auch noch!“

„Auf der Brust wird's Dir halt fehlen,“ meint der Küppel, „wenn Du nur nicht etwan den Herzwurm kriegst!“

Den Herzwurm? Von dieser Krankheit hat der Thalbrunner sein Lebtag noch nichts gehört.

„Den Herzwurm?“ sagt er jetzt erschrocken, „ja, das kann auch sein.“

„Jahaha!“ sagt der Küppel mit überlegener Miene, „Thalbrunner, der muß umgebracht werden, sonst wäre es gefehlt mit Dir! Da muß was gethan werden. Wenn nur die Stadtdoktoren nicht schon dreingepfuscht hätten.“

Der Thalbrunner ist ganz erschrocken: Jetzt kennt er das auch noch im Fläschlein, daß ich bei den Stadtdoktoren bin gewest. „Thu' mir halt doch nichts für Uebel halten,“ sagt er, „das ich nicht früher zu Dir bin gekommen. Wenn Du mir aber noch hilfst, Küppel, mein bestes Paar Ochsen gehört Dein. Und das hab' ich mir auch vorgenommen; wenn ich wieder gesund könnt werden, so wollt ich zur schuldigen Buß und Dankfagung noch einmal in den heiligen Chestand treten.“

Auf das sagt der Küppel zu seinem Weib: „Schau Du, der Thalbrunner redet schon im Delirium!“ Und nachher wieder zum Kranken: „Nur gedulden, es muß sich erst zeigen. Sag' mir, hast Du beim Knie herum kein Stechen nicht?“

„Jeffas, freilich, freilich!“ schreit der Bauer auf und bei sich selber: das ist ein Arzt!

„B'underlich, b'underlich!“ sagt jetzt der Küppel und guckt durch das bewusste Fläschchen: „Nicht bald, daß ich so ein Abwasser hab' gesehen! Mußt ja wo herabgefallen sein, Thalbrunner?“

„Ja, Küppel, ja! über die Heubodenstiege bin ich gefallen.“

„Und woltern hoch — zeigt es sich — magst über fünfzehn Stafel.“ —

„Gar nit weit gefehlt, Küppel, über sechzehn bin

ich gefallen — ja, g'rad über sechzehn. Und daß sich der Rüppel um ein Stafel geirrt hat, 's selb glaub' ich gern. Ist mir beim Haschel da unterwegs der Stoppel ausgeprungen — hab' schön sauber um einen Stafel was verschüttet.“

— 's wäre ein derber Spaß, meinst Du, lieber Leser? Hat sich aber zugetragen in der grünen Steiermark auf einem schönen Berge. Jedoch — mußt wissen — nicht allein in der grünen Steiermark giebt es Winkeldoktoren, auch im schwarzen Tyrol und im weißblauen Baiern und im rothgelben Baden und schwarzrothen Schwaben und überall auf der bunten Weltkugel giebt es ihrer. Und der Thalbrunner, der kriegt seine Medizin: Ein Pflaster zum Auflegen auf die Brust, wo es drückt, auf die Seite, wo es brennt, auf's Knie, wo es sticht — überall, wo was fehlt. Fleißig Wasserfüppel essen, ein wenig larriren, nicht in die Luft gehen, schön warm halten. Wenn's dabei ein wenig besser wird, so darf er wieder kommen um was Weiteres, haben es die Stadtdoktoren aber schon zu viel verdorben, nachher weiß er nichts mehr, der Rüppel. Heißt das, Mittel weiß er nachher kein's mehr; sonst, natürlich, sonst weiß er Alles.

Denn er hat ein Buch, ein uraltes Buch, ein Schatzkästlein, ein „Kräuterbuch“, worinnen alle Kräutlein und Würzelein, so Gott der Herr für alle Gebrechen und Leibesnoth in seiner Allmacht hat erschaffen, zu Nutz und Frommen der Leidenden Menschheit fürtrefflich beschrieben sind. „Gedruckt im diesem Jahre“ steht's unten, zur Urkund, daß das wahrhaft Gute und Erprobliche nicht altert, sondern ewig neu bleibt.

Es ist wohl erklärlich, daß der Ruf eines Mannes, der die Krankheiten schon kennt, bevor er noch den Kranken untersucht, groß wird. Und er, der eine solche Gnad Gottes hat und einen solchen Schatz, wie das „Kräuterbuch“, weiß selbstverständlich seine Würde zu bewahren.

Tritt ein Botenknaube in die Stube.

„Was weißt?“ fragt der Arzt, er fragt immer nur: was weißt? oder: was bringst?

„Ja,“ sagt der Knaube, „mein Vater, der läßt den Schuster-Rüppel schön bitten —“

Unterbricht ihn der Alte rauch: „Der Schuster-Rüppel thut nichts, der Schuster-Rüppel hat nichts. Wenn Dein Vater einen Kranken hat, so soll er zu einem Arzt gehen und nicht zum Schuster-Rüppel.“

Jetzt freilich, jetzt erinnert sich der Kleine, daß ihm sein Vater aufgetragen, nicht Schuster-Rüppel zu sagen, sondern ihn beim Schreibernamen zu nennen. Herr Ruppert Waibel heißt er, und der Herr Waibel nickt, seitdem er mediziniert, keine Stiefel mehr, und um sich einen Titel geben zu lassen, der ihm nicht gebührt, dazu ist er viel zu bescheiden, der Herr Waibel.

„Herr Waibel,“ stottert der Junge, „ein krankes Roß haben wir, und den Vater thut's um den Wagen so viel drucken.“

„Ist schon gut,“ sagt der Alte und nicht lange hernach kommt er mit einer mächtiggroßen Flasche: „So, Bübel, soll Dein Vater davon alle Stund zwei Eßlöffel voll nehmen.“

„Und das Roß?“

„Ja, glaubst denn, Dein Vater sauft die ganze Flasche allein aus?“

Der Kleine eilt davon. Jetzt tritt ein fremdes Weib ein. Sie sagt sitzjam ihren Gruß, der Rüppel und sein Weib geben ihn sitzjam zurück. „Was weißt?“ fragt hernach der Alte.

„Halt eine recht schöne Bitt' hätt' ich, Herr Doktor

Waibel. Mir thät', mein ich, das Aberlassen so viel noth.“

Sagt der Alte trocken: „Doktor Waibel? Ich kenn' keinen Doktor Waibel.“

„Du meine Zeit,“ jammert das Weiblein, „sie haben mich daher gewiesen.“

„Wer mir mit so was kommt und sich mit schönen Worten einschmeicheln will, der richtet mit mir nichts aus.“ So der Waibel und geht davon. — So treibt er's und die Leute sagen: „Helfen kunnt er schon, der Rüppel, aber so viel wortheißel ist er. Wer mit ihm nicht umzugehen weiß, der kriegt von ihm nichts.“

Oft ist die ganze Ofenbank in der Stube des Winkelarztes voll Menschen, die aus allen Fernen herbeigekommen sind. Viele betrachten ihn, wie einen Wundermann und das große Vertrauen zum Arzt ist die beste Medizin. Mancher hat die Auszeichnung, für den weiß der Rüppel kein besseres Mittel, als „ab-beten.“ Er bekreuzt die Person von oben bis unten und sagt dazu einen heiligen Spruch. Er weiß auch andere „Sympathiemittel“ und sie helfen. Ja, sie helfen wirklich, denn ich sage es noch einmal, bei kränkenden Leuten kommt überaus viel auf die Einbildung an und der Winkeldoktor ist bei all seinen Schädlichkeiten nützlicher, als man vermeint.

Trotzdem sind auf einmal — mitten in der Nacht — Polizeilente da und nahmen dem Rüppel alle Medicamente weg. Der geprüfte Arzt des nächsten Städtchens, dem er ins Handwerk pfuscht, hat ihn verflagt; der Alte leugnet: Er hätte nichts, er wisse von nichts! aber sie finden die Borräthe im Keller unter Stroh vergraben, wo andere Leute ihre Kartoffeln und Kohlrüben haben: er selber wird eingesperrt und ist schließlich nur noch froh, daß sie kein Kräuterbuch nicht gefunden haben. Kommt er wieder heim, so fängt er wieder an.

Das, mein lieber Leser, ist der gemeine Winkeldoktor; Gott gebe dir Gesundheit!

Die studirten Aerzte und Stadtdoktoren haben beim Landvolf keinen großen Anwerth. Es geht die Sage, daß, als der ewige Jude einmal erkrankt war, er in freudiger Hoffnung alsoleich nach einem Doktor geschickt habe. Der Doktor aber sei nicht schnell zu finden gewesen, der ewige Jude habe keine Hilfe gehabt und sei denn richtig wieder gesund worden. —

Es giebt mitunter Winkelarzte, die nicht allein schlauer, sondern auch geschneider sind als mancher hochstudirte Doktor. Unsere Studirten haben nämlich häufig die Gewohnheit, daß sie Alles so haarscharf nach ihrer Wissenschaft abmachen. Es soll auch der Arzt beherzigen, was der Pfarrer sagt: daß der Mensch eine Seele habe. Es giebt Leute, bei denen körperliche Leiden nur auf psychologischem Wege zu heilen sind. Ich will gleich sagen, wie ich das meine.

Ich habe im Gebirge ein Bäuerlein kennen gelernt, das im Rufe eines Wunderdoktors stand. Zu diesem Bäuerlein kam eines schönen Sonntages ein vornehmer Wagen angefahren, saßen Herren und Frauen darin und darunter eine franke Gräfin. Die Dame serbelte schon seit Jahren, sie hatte keinen Schlaf und keinen Appetit. Alles verdroß sie, es war ihr immer schlecht, sie wellte hin. Die berühmtesten Aerzte hatten ihr nicht helfen können, sie konsultirte stets mehrere zu gleicher Zeit, und Jeder sagte was Anderes, so hatte sie kein Vertrauen. Nun hatte sie vom Wunderdoktor im Gebirge gehört, so kam sie zu ihm und in der festen Zuversicht, daß dieser schlichte Mann helfen werde, klagte sie ihm ihre Nöthen.

Das Bäuerlein schüttelte etwas bedenklich den grauen Kopf, dann aber sagte es: „Ja, wenn die Frau eine Zeit bei mir dableibt und thut, was ich sage, so wird's gut.“

Sie blieb. Er verschrieb ihr eine regelmäßige Tagesordnung, eine einfache Hausmannskost, die eher zu wenig war, als zu viel. Vor Allem aber: helfen, wirklich helfen, konnte nur Eins. Da war in der Gegend ein Berg, auf dessen Höhe eine eiskalte Quelle rieselte. Das war kein natürliches Wasser, es sprang aus einer Steinpalte in ein kleines Sandbecken, rann dann etliche Schritte weit fort und verlor sich wieder in die Erde. Nun mußte die kranke Gräfin jeden Tag vor Sonnenanfgang den Berg besteigen, dort mit der hohlen Hand drei Schluck Wasser trinken, ein bestimmtes Sprüchlein dazu sagen, und dann erst durfte sie ihr Frühstück einnehmen.

Die Gräfin blieb sechs Wochen lang da, fügte sich mit ängstlicher Genauigkeit der Kurordnung und ward gesund. Ward heiter und kräftig, wirklich gesund!

Die Quelle auf dem hohen Berg hat's gethan? Ja, denn dieselbe war der Mittelpunkt ihrer Ordnung und ihres Vertrauens, sie war die Ursache des erfrischenden Morgenpazierganges, zu welchem sich die bequeme Dame sonst wohl kaum entschlossen haben würde. Der Landaufenthalt in der Gebirgsluft, die vollständige Aenderung der Lebensweise — das Alles zusammen hatte die nervöse Gräfin geheilt und das Bäuerlein war schlau genug, die Kur mit dem Wunderbrünnlein geheimnisvoll anzupuzen — es ist ja die alte Geschichte: Vor den Geistlichen macht der Glauben selig, vor den Ärzten macht er gesund.

Die Gräfin war nicht undankbar, das Bäuerlein erhielt gute Bezahlung, und kein gelehrter Doktor darf ihn darum beneiden. 's ist eben ein Unterschied zwischen dem Schuster-Küppel und dem Bäuerlein mit dem Wunderbrünnlein; den Aberglauben der Patienten benötigen zwar beide, aber der Eine auf betrügerische und der Andere auf vernünftige Weise. — Und jetzt behüte Dich Gott, mein Leser, bleib' gesund. Wirst Du aber doch krank, so sei geschickt: Vertraue den Herren Ärzten nicht zu wenig und nicht zu viel — helfen muß Dir schließlich doch nur die Eine, die uralte Frau, das ewig junge Weib: die Natur.

Kleine Ursachen — große Wirkungen.

Von Fritz Brentano.

Schon in meiner frühesten Jugend, als ich noch die Ehre hatte, meine Ellbogen an den Bänken des Realgymnasiums zu scheuern, grübelte ich oft über den Begriff „Gedächtnis“ nach, da ich es niemals fassen konnte, wie alles in dem kleinen Hirnkasten Platz haben könne, was uns seitens unserer Herren Professoren eingepaukt wurde, oder doch wenigstens eingepaukt werden sollte.

Später habe ich mir nach und nach ein etwas verwunderliches Bild von dieser oft recht nützlichen, manches Mal aber auch recht unnützen Institution geschaffen und habe solches, da ich bisher nichts Besseres fand, bis heute festgehalten.

Ich denke mir das Ding als eine lange Reihe hintereinander liegender Kammern, in welchen die Gedächtniswaare sorgfältig verwahrt aufgestapelt liegt. In den vorderen die neue und moderne Waare, weiter hinten das Aeltere, in den letzten Räumen etwas bestaubte und abgeblasste Dinge, alles aber in einer gewissen

logischen Verbindung und von unsichtbaren Fäden zusammen gehalten. Ganz hinten da liegt die dunkle, spinnwebartige Kumpelkammer, wo alle Ordnung aufhört und wo es wirklich schwer hält, etwas heraus zu finden.

Vielleicht schüttelst Du verwundert Dein Haupt, lieber Leser, über die gewagte Art und Weise, wie ich mir die Sache zurecht gelegt habe, allein ich gestehe offen, daß ich mir nicht wenig auf die Theorie einbilde, die mindestens ebensoviel Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat, wie die Affentheorie des Herrn Professor Karl Vogt.

Ist, wenn mich nun in meinem bewegten Leben irgend ein Unfall traf, der einen tieferen Einfluß auf meine Verhältnisse ausübte, gewährte es mir eine allerdings etwas schmerzliche Unterhaltung, Schritt für Schritt rückwärts durch die Kammern meines Gedächtnisses zu schreiten und nach der eigentlichen und ursprünglichen Ursache der Angelegenheit, welche mich gerade beschäftigte, zu forschen.

Und da fand ich denn regelmäßig, daß diese Ursache stets so klein war, daß ich mir die große Wirkung fast nicht erklären konnte.

Aber es ist so, und Ursache und Wirkung sind in der Regel himmelweit verschieden, wie auch meine nachfolgende Geschichte beweisen soll. — — —

Der Herr Bürgermeister Johann Peter Hampel in Neustadt war ein außerordentlich ehrgeiziger Mann.

Er besaß in dem Landstädtchen außer einem hübschen Grundbesitz einen rentablen Gasthof und hätte sein Leben in aller Ruhe verbringen können, wenn ihn nicht eine gewaltige Leidenschaft, eben sein Ehrgeiz, verzehrt und ihm seine Tage und Nächte verbittert hätte.

Er war früher ein armer Teufel gewesen und hatte sich lange in der Welt umher getrieben, wie er sagte, als Kellner in verschiedenen großen Hotels. In Wahrheit aber hatte seine Laufbahn darin bestanden, daß er in diesen Hotels mit Kunst und Geschick den Stiefeln der Herren Reisenden denjenigen Glanz verlieh, welchen dieselben zu einem anständigen Auftreten gebrauchten, und daß er ihre Kleider mit liebender Sorgfalt von dem Staub und Schmutz befreite, den ihre Rundreisen über dieselben ausgestreut hatten. Dabei hatte er sich täglich mit der Gepäckspeidition von und nach dem Bahnhof befaßt, mit einem Wort, er war Hausknecht gewesen, weniger aus Leidenschaft, als durch zwingende Glücksumstände.

Noch sehr jung traf ihn indessen das harte Schicksal, daß der alte Gastwirth zum „Schwarzen Hasen“ in Neustadt plötzlich der Welt Valet sagte, ohne andere Leibeserben als den ihm ganz entfernt verwandten Johann Peter Hampel zu hinterlassen, und so sah sich



In Wahrheit aber hatte seine Laufbahn darin bestanden, daß er mit Kunst und Geschick den Stiefeln Glanz verlieh.

dieser eines Morgens beim Stiefelwischen mit der Nachricht überrascht, daß er, Dank seiner Vorsicht in der Wahl seiner Verwandten, ein vermögendes, und was damit gleichbedeutend ist, ein großer Mann in seinem Heimatsstädtchen geworden war.

Als er den Brief gelesen hatte, legte er sofort den halbgewischten Stiefel von Nr. 11, sowie die Bürste nieder, entledigte sich seines Hausknechtgewandes und vertauschte dasselbe mit einem Anzuge, den er gestern erst einem geldbedürftigen Reisenden abgehandelt hatte. Hierauf setzte er sich im Gastzimmer an den gedeckten Frühstückstisch und bestellte eine Portion Kasse mit Schinken und Eiern.

Der Oberkellner sah ihn eine Weile starr an und requirirte, als Johann Peter seine Bestellung energisch wiederholte, sogleich einen im Hotel logirenden Arzt, der den Hausknecht auf Größemwahnsinn untersuchen sollte; allein dieser setzte sich bereits in Positur und präsentirte schweigend das amtliche Schreiben, welches ihn als Grund- und Gasthofbesitzer dokumentirte.

Die Miene des Oberkellners wurde im Augenblick eine respektvolle; Hampel erhielt seinen Kasse nebst Schinken und Eiern, ließ sich von seinem bisherigen Kollegen die Stiefel wischen und seinen Holzkoffer nach der Bahn bringen und dampfte drei Stunden später nach Neustadt ab, wo er am anderen Tage als Besitzer des schwarzen Hasen und noch einiger Kleinigkeiten seinen feierlichen Einzug hielt.

Lange Jahre waren seit jenem denkwürdigen Tag verfloßen. Aus dem schlanken Hausknecht war ein dicker, behäbiger Wirth geworden, der im Städtchen seine Rolle so gut wie Einer spielte, jeden Tag die Frankfurter Zeitung studirte und sich in den Augen seiner Umgebung nach und nach zur politischen Größe herangebildet hatte. Er war in seiner früheren Funktion lange unterdrückt und geknechtet worden, darum war er Opponent gegen alles — wußte alles besser und importirte damit gewaltig dem beschränkten Unterthanenverstand gewisser Kreise. Er war reich, also selbstverständlich in den Gemeinderath gewählt worden und als der alte Bürgermeister starb, wußte er so geschickt zu operiren und den Vater des Volkes zu spielen, daß man ihn zum Nachfolger desselben wählte.

Als der Tag seiner Wahl vorüber war und alles im Hause bereits ruhte, saß Johann Peter Hampel noch lange in dem alten ledergespulsten Sessel, in welchem sein Erblaffer sich dereinst plötzlich der Welt empfohlen hatte. Der neue Herr Bürgermeister ging durch seine Gedächtniskammern rückwärts und suchte die Ursachen seiner jetzigen Größe zusammen. Er stieg bis in die Kumpfkammer, dort lagen Hausknechtschürze und Schuhbürste, allein diese hatten ihn wirklich nicht zum gestrengen Bürgermeister gemacht. Da entdeckte er in dem vorletzten Kämmerchen eine Portion Pilze — dieselben, an welchen sich sein Verwandter die Indigestion geholt hatte, an der er sanftselig verschieden war, ohne vorher ein Testament zu machen, in welchem er jedenfalls jeden Anderen als ihn zum Universalerben eingesetzt hätte.

Und er faltete andächtig die Hände und segnete die Pilze, welche für ihn die kleine Ursache so großer Wirkung waren.

Wer aber nun geneigt ist zu glauben, daß Johann Peter Hampel mit der Bürgermeisterrwürde am Ziele seines Ehrgeizes war, der irrt sich ganz gewaltig.

Anfangs freilich hatte ihm dieselbe genügt, aber nach und nach waren andere Pläne in ihm aufgestiegen, hatten

ganz andere Zukunftssträume sein nächtliches Lager umgaukelt.

Er wollte Landtagsabgeordneter werden.

„Alle Wetter“, höre ich manche meiner Leser ausrufen, „das ist viel.“ Ich gebe dies in Anbetracht der Vergangenheit meines Helden zu — allein er hatte sich dies nun einmal in den Kopf gesetzt, und er besaß einen äußerst harten Kopf, mit dem er schon manches durchgedrückt hatte.

Es war jetzt Frühling und die nächsten Wahlen fanden im September kommenden Jahres statt; er hatte also lange Zeit, seinen Operationsplan zu entwerfen, und machte sich daher langsam aber stetig an die Arbeit.

Wie alle großen Männer fühlte auch Johann Peter das Bedürfnis, einen Vertrauten zu besitzen, und so sah er sich denn nach einem solchen Mann um, mit dem man auch einmal „ein gezeichnetes Wort“ reden konnte; was aber nach seinen Begriffen Einem bedeutete: der ihm in allem Recht gab, oder sich doch so stellte, als ob er dies thue.

Und der neue Herr Bürgermeister fand seinen Mann. Freilich nicht gleich, dafür aber auch ein Exemplar, welches er nach Umständen zehn Jahre lang vergeblich gesucht hätte.

Zu Anfang des Herbstes nämlich schlug eine Gesellschaft fahrender Komödianten ihr Lager in Neustadt auf, um dort, wie alljährlich, zwei Monate lang ihre Vorstellungen zu geben. Die Neustädter waren besonders stolz auf ihren Musentempel, da sie die Einzigen in der Umgegend waren, welche sich dieser höheren Bildungsanstalt erfreuten. Thalia, die holde Muse, hatte früher im „Blauen Affen“ gehaust, diesmal aber verlegte sie ihren Wigwam in den „Schwarzen Hasen“, denn Schmierlein, der Direktor des ländlichen Theatervarens, war schlau und kalkulirte ganz richtig: Da der Besitzer des letzteren Gasthofs jetzt Bürgermeister, also der erste Mann im Staate sei, so müsse diesen Vieh — dem schwarzen Hasen nämlich — Ehre und Verdienst zugewendet werden.

Ergo sank der blaue Affe in sein früheres Nichts zurück, und der schwarze Hase hielt die Fahne der Kunst hoch.

Böse Menschen, welche die Nasen schon etwas weiter in die Welt gesteckt hatten, wollten allerdings behaupten, diese Fahne sei eigentlich nichts weiter als ein schmutziger Lappen gewesen, doch das zu untersuchen, ist hier nicht der Platz, sündemalen wir es nicht mit den Leistungen Schmierleins und seiner dramatischen Wegelagerer, sondern nur mit Einem aus der Mitte der Letzteren zu thun haben.

Dieser eine aber hieß Anton Schninggs und war das wichtigste Mitglied der Gesellschaft, von dessen Thätigkeit zuweilen alles abhing — der Souffleur.

Schninggs war, wie er oft erzählte, sein interindividuelles Los nicht an der Wiege gesungen worden. Er war zu Höherem geboren und nur ein tragisches Verhängnis hatte ihn bis in die Tiefen des Souffleurkastens sinken



Aus dem schlanken Hausknecht war ein dicker behäbiger Wirth geworden.

lassen. Wenn er nach der Vorstellung sein „übliches Quantum“ hatte, welches in 5 bis 6 Gläsern Bier, nebst einigen Schnäpjen bestand, dann überkam ihn gewöhnlich eine unendliche Nüchternung und er phantasirte in melancholischem Ton von dem Glanz seiner Jugend — von seinen Studien — von dem tragischen Verhängnis, — das ihn in Gestalt einer feurigen spanischen Gräfin ereilte, und von vielem Anderen, so daß die staunenden Neustädter, welche dieser Eröffnungen gewürdigt wurden, den geheimnißvollen Mann mit einer gewissen mitleidigen Ehrfurcht ansahen, und es als selbstverständlich betrachteten, wenn er auf ihre Rechnung noch einige „Bittere“ hinuntergoß, natürlich nur um die Wehmuth seines Innern mit Wermuth zu paralyfieren.

In Wahrheit freilich verhielt sich die Sache etwas anders und der einstige Biograph von Anton Schninggs wird einfach zu konstatiren haben, daß dieser der Sohn eines armen Schornsteinfegers, anfangs für das Geschäft seines Vaters, also wirklich für „etwas Höheres“ bestimmt war, auf den Wunsch einer reichen und ehrgeizigen alten Tante aber, sowie auf deren Kosten das Gymnasium und später sogar ein Seminar besuchte, um sich zum Pfarrer auszubilden. Er aber zog es vor, nach allerlei liederlichen Streichen mit einer Schauspielerin (jedenfalls derselben, die später in seiner Geschichte als spanische Gräfin figurirte) durchzugehen, welcher letzten Streich seine Tante damit erwiderte, daß sie einen jungen Mann heirathete und demselben ihr ganzes Vermögen verschrieb.

Schninggs veruchte es nun mit der edlen Schauspielkunst, allein die unverständige Menschheit wollte es nicht begreifen, welches großes Talent in ihm steckte und nachdem er an verschiedenen Orten gegen seine Widerfacher, die sogar die Taktlosigkeit begingen, mit rohen Kartoffeln und überreife Obst gegen ihn in das Feld zu rücken, unterlegen war, zog er es vor, dahin zu verschwinden, wo die eine Hälfte seines sterblichen Menschen unter der Bühne stat, die andere durch den Souffleurkasten vor jeglichem Wurfgeschöß geschützt war.

Und so vegetirte er bereits seit 30 Jahren, ein ungestetes Wanderleben führend, trinkend, soufflirend, lügend und wieder trinkend, um „das ewige Gleichmaß der Tage“ anzufüllen.

Aber, wie jeder Mensch einmal im Leben seinen Glückstag hat, so sollte auch ihm hier in Neustadt endlich auf einige Zeit wenigstens ein besseres Los — eine andere Beschäftigung erblühen.

Der Herr Bürgermeister Johann Peter Hampel log, wenn der Hauptschwarm seiner Abendgäste sich verzogen hatte und nur noch wenige Getreue um ihn versammelt waren, ebenfalls gern von seinen Jugendfahrten, und was er als Kellner da und dort geliefert habe. Da aber Anton Schninggs verständnisinnig sich sogleich erinnerte, ihm sogar als „Oberkellner“ im Hotel Soundso in Dingsda begegnet zu sein, so hatten sich die beiden edlen Seelen bald gefunden.

D. Schninggs war ein geriebener Junge und durchschaute seinen Mann mit allen seinen Schwächen und so kam es denn, daß kaum einige Wochen vergangen waren und schon erfreute sich der vagierende Souffleur des Vertrauens des Herrn Bürgermeisters und war von diesem nach und nach, beim traulichen Zusammensein in später Abendstunde, in alle seine Zukunftspläne eingeweiht.

Und als die „Saison“ der Neustädter Bühne zu Ende ging, da erklärte Schninggs seinem staunenden

Direktor, daß er nicht mehr mitziehe nach dem nächsten Ort, der unsicher gemacht werden solle, sondern, daß er sich in das Privatleben zurückziehe und eine Stelle als „Sekretär“ bei dem Herrn Bürgermeister angenommen habe.

„A la bonne heure.“ rief Schmierlein, als ihm die Eröffnung gemacht wurde, „gratulire von ganzem Herzen und empfehle mich bestens Ihrem Wohlwollen.“

„Bitte, bitte.“ antwortete Schninggs herablassend, „was gemacht werden kann, wird gemacht.“

„Was der versoffene Lump wohl da wieder für einen Schwindel losgelassen hat“, sprach Schmierlein, als Schninggs sich empfohlen hatte, „sitzt wie der Vogel im Hanffamen!“

„Sitzt über's Jahr wieder in seinem Kasten,“ entgegnete lakonisch die Frau Direktorin und damit ging sie über Schninggs vorläufig zur Tagesordnung über.

Wenn nun der Souffleur auch wirklich im Hanffamen saß, wie Schmierlein sich ausdrückte, das heißt, nach Belieben essen und trinken konnte, so muß doch auf der anderen Seite anerkannt werden, daß er sich's in Dienste Johann Peter Hampels nicht leicht machte. Denn wer glaubt, daß Schninggs wirklich als Schreiber des Bürgermeisters fungirte, befindet sich in einem großen Irrthum.

O nein, er hatte einen ganz anderen Lebenszweck. Denn als ihm in einer jener vertraulichen Stunden, wo sie in seligem Dufel über einer guten Flasche Wein beisammensaßen, Johann Peter Hampel das Endziel aller seiner Wünsche, den Drang nach dem Abgeordnetenitz mittheilte, hatte Anton Schninggs sofort die Situation erfaßt und sein Plänchen entworfen. Hier war etwas zu machen und er war nicht der Mann, der sich diese schöne Gelegenheit entgehen ließ. Wenn es ihm gelang, den Hasenwirth an das Ziel seiner Wünsche zu bringen, dann hatte er ihn für immer in der Tasche.

Freilich verhehlte sich Schninggs nicht, daß es ein schweres Stück Arbeit war, welches er da unternahm; aber nicht umsonst hatte er Tausende von Komödien soufflirt, sich in die Fergänge des diplomatischen Intriguenthums hineingelebt und gelernt, wie man die Menschen durch ihre Schwächen leiten müsse.

Und so tauchte denn bald in diesem, bald in jenem Dorf des Landbezirks Neustadt ein biederer alter Herr auf, der hier und dort ein kleines Geschäft abzumachen hatte, mit besonderer Vorliebe aber sich mit den Bauern in politische Gespräche einließ und ihnen weitläufig auseinander setzte, was ihnen Alles noch fehle und wie im Staate noch so Manches anders zu machen sei, wenn sich nur ein tüchtiger Mann fände, der ihre Beschwerden im Landtage vorbringe. Aber aus der Mitte des Volkes müsse der Mann sein, wissen müsse er, wo es fehle, und ein Herz für das Volk müsse er haben, wie z. B. da drüben in Neustadt der Bürgermeister Hampel, der allerdings wahrscheinlich eine solche Wahl nicht annehmen würde. Aber als Muster für ihren künftigen Abgeordneten sollten sie sich den Mann nehmen, denn der jetzige sei alt und stumpf und taugte keinen Pflifferling mehr. Er, der Redner, habe seine Bekanntschaften in der Stadt und wisse von diesen genau, wie es stehe und was solch ein Volksmann in der Kammer für sie wirken könne.

Und da Anton Schninggs, denn daß er der Agitator war, haben die Leser schon errathen, dieses Lied

Jedem vorkam, dem er den geringsten Einfluß zu- traute, und ihm dabei die Versicherung gab, er sei der einzige vernünftige Mensch im Ort, der die Verhält- nisse kenne und zu würdigen wisse und der Bürger- meister Hampel in Neustadt habe erst neulich gesagt, wenn der Jakob Berger in Seckbach nicht wäre, so ginge dort Alles rückwärts — so fühlte sich natürlich der Jakob Berger oder wie der Biedermann sonst hieß, dem der Speck unter die Nase gehalten wurde, außerordentlich geschmeichelt und sang seinerseits das Loblied des Bürgermeisters wieder weiter, bis dessen Name in der Luft schwirte und den Leuten um die Ohren summt, daß die wenigen Vernünftigen sich erstamt fragten:

„Ja, was ist denn das mit dem aufgeblasenen Bürgermeister, dem Hasenwirth? Wenn man das Gerede hört, so könnte man ordentlich meinen, der Kerl solle als Landtagsabgeordneter aufgestellt werden.“

Und dann lachten sie und hänselten gelegentlich den bisherigen Abgeordneten, einen hiederen, alten Guts- besitzer, mit dem gefährlichen Rivalen, der ihm jetzt drüben in Neustadt in der Person des klugen Bürger- meisters Johann Peter Hampel erwache.

Dann zuckte er wohl die Achseln und sagte: „Ja nun, so dann!“ Aber innerlich, da lachte er auch. Du lieber Gott, er saß ja so fest.

Aber „der aufgeblasene Bürgermeister, der Hasen- wirth,“ lachte nicht, sondern fügte sich der weisen Lei- tung seines Faktotums Anton Schninggs und Beide wühlten ruhig weiter. Im Ort selbst spielte er den Allerveltsmann und hing das Mäntelchen, wie der große Haufe es gerne sah. Auf den Märkten der Umgegend erschien er regelmäßig, und drückte bald Diejem bald Jenem vertraulich die Hand, klopfte dort einem Dorfschneiderlein herablassend auf die Schulter und lud hier den Mann der Hebamme zu einem guten Schoppen ein.

Und immer näher rückte die neue Wahlperiode und immer rühriger arbeitete Anton Schninggs mit einigen Genossen, die er nach und nach mit kundigem Auge ausgewittert hatte und allabendlich im schwarzen Ha- sen um sich sammelte. Und als eines Tages „der Neustädter Bote,“ das Orakel der ganzen Umgegend, die Nachricht schwarz auf weiß brachte, daß eine An- zahl „gesumungstüchtiger Männer“ beschlossen habe, den Bürgermeister Johann Peter Hampel als Land- tagskandidaten aufzustellen, und zugleich hervorhob, wie er als echter Mann des Volkes, der sich aus eigener Kraft so emporgearbeitet habe, allein würdig sei, den Landkreis zu vertreten, da war die Parole offen aus- gegeben und 14 Tage später sahen die Anhänger des jetzigen Abgeordneten bereits ein, daß sie zu früh ge- lacht hatten und daß beim großen Haufen kein Ding unmöglich ist.

Das löschpapierne Orakel aber konnte abermals mel- den: „Die Wahl des Herrn Bürgermeisters Hampel von Neustadt zum Abgeordneten unseres Landkreises kann als gesichert betrachtet werden“; nach welcher Notiz der Herr Kandidat nicht veräuimte, am Abend eine delikate Bowle für seine Freunde zu setzen, zu der natürlich auch der Herr Redakteur eingeladen war.

Der Erjouffleur hatte seine Schuldigkeit in hohem Grade gethan, das mußte ihm der Meid lassen und konnte sich mit großer Gemüthung sagen, daß er allein den Stein zum Rollen gebracht habe, welcher den alten Abgeordneten von der Höhe seines Sitzes herabschleuderte, dem einstigen Hausknecht aber als erste Staffel zur politischen Größe dienen sollte. —

So war denn Alles in Ordnung und als am Samstag Abend Herr Hähnlein, der „marchand tailleur“ von Neustadt, dem Kandidaten den neuen schwarzen Anzug brachte, und sich nochmals überzeu- gte, ob derselbe auch tadellos saß, verstieg er sich bereits zu der kühnen Bitte, der „Herr Abgeordnete“ möge ihn gefälligst seinen neuen Kollegen in der Kammer empfehlen, was ihm gewiß nicht schwer fiel, da dieser Frack unbedingt Aufsehen erregen müsse.

„Glende Schneiderseele!“ dachte Johann Peter im Innern, drückte aber seinem Prinzip getreu dem marchand tailleur warm die Hand und versprach ihm, Alles anzubieten, seinen Ruhm in den Landtag zu bringen.

Am Dienstag Morgen begann die Wahl und am Montag vorher sollte sich der neue Kandidat seinen Wählern in dem 8 Stunden entfernten Burghausen vorstellen, denn dorten lag die Entscheidung.

Schninggs war daher schon einige Tage vorher da- selbst eingetroffen und hatte weder Geld noch Arbeit gespart, um eine großartige Demonstration vorzuberei- ten. Alles war im schönsten Gang — acht Dorf- musikanten waren engagirt um an der Bahnstation Posto zu fassen — sechs weißgekleidete Jungfrauen — das Lokalkomiteé von Burghausen — ein Theil der Schuljugend waren zum Empfang bereit, der über- wältigend werden mußte, so daß ein Durchfall absolut nicht mehr möglich war. Nach der Verkündigung des Resultates aber sollte der einarmige Soldatenhannes sechs Völlerichüsse abgeben, wozu der Gemeinderath die zwei alten Käpcköpfe bewilligt hatte, mit welchen seit Jahren die Kirmes angeschossen wurde.

Als ihm ein Bote am Sonntag Abend die letzten Nachrichten seines Vertrauten über den günstigen Stand der Angelegenheit brachte, legte sich Johann Peter mit dem erhebenden Bewußtsein zu Bett, daß er am Ziel seiner Wünsche angelangt sei, und daß er wieder ein- mal etwas durchgedrückt habe, was jeder vernünftige Mensch für unmöglich gehalten haben würde.

Am anderen Morgen aber warf er sich in Gala und gegen 12 Uhr finden wir ihn auf dem Bahnhof, um die Fahrt nach Burghausen anzutreten.

Die Herbstsonne lachte so warm und freundlich herab, und auch im Herzen Johann Peters war heller Sonnen- schein. Fühlte er sich doch so groß und die übrige Menschheit um ihn her erschien ihm so klein und un- bedeutend, daß es wie lautere Gnade und Herablassung über ihn kam und er die Frau Backfisch, die nach Mellhof, also eine Strecke weit mit ihm fuhr, so freundlich einlud, sich doch zu ihm in das Koupé zu setzen, daß sie unmöglich diese Einladung ausschlagen konnte.

Und doch war sie nur eine gewöhnliche Frau, die noch obendrein eine große Blechtanne bei sich hatte, während er Bürgermeister von Neustadt und Land- tagsabgeordneter in spe war und ihr im schwarzen Frack und in weißbaumwollenen Handschuhen gegen- über saß.

Sie war denn auch anfangs so perplex ob dieser Ehre, daß sie ihre Kanne gerade vor sich auf dem Schoß hielt und den Blick wie abwesend zur Erde senkte, als ob sie sich gar nicht getraue, den Mächtigen anzusehen.

Dieser aber bemerkte mit großem Vergnügen die Wirkung, welche seine Persönlichkeit hervorbrachte und er gefiel sich darin seine Feindseligkeit auf die höchste Spitze zu treiben, indem er huldvoll der Frau die Kanne abnahm und sie oben in das Gepäcknetz legte.

Die also geehrte Eigenthümerin erzählte ihm denn auch, daß ihre Schwiegertochter in Mellhof eines Knäbleins genesen sei und daß sie der Wöchnerin einige Schoppen süßen Rahm mitbringe.

Der Bürgermeister seinerseits unterrichtete die Gefährtin von dem hohen Zweck seiner Reise, wie er jetzt in den Landtag käme und wie er einmal der Regierung zeigen wolle, wie man mit dem Volk umzugehen habe u. s. w.; und so schwatzten sie denn eine Viertelstunde auf das Eifrigste, als plötzlich das Schicksal, dieses kalte, hartherzige und unberechenbare Wesen, sich in ihre Unterhaltung mischte, das künstliche Gebäude, an welchem Johann Peter Hampel fast ein Menschenleben, Anton Schninggs aber beinahe ein Jahr lang gearbeitet hatte, mit einem Stoß und in einer Sekunde über den Haufen warf und damit abermals die Wahrheit des Satzes bewies, wie oft die kleinste Ursache die größte Wirkung hervorbringt.

Als nämlich dicht vor der Station Mellhof der Zug stark gebremst wurde und der dadurch erzeugte Rückstoß etwas unsanft ausfiel, flog oben aus der Rahmtanne der durch die Fahrt obenhin schon gelockerte Deckel und der fetze Inhalt des Gefäßes ergoß sich auf den Schoß des Herrn Bürgermeisters, der so entsetzt aufsprang, daß er sofort seinen neuen Cylinder an der Decke des Wagens zu einem schwarzen Pfannstuchen zusammendrückte, während Frau Backfisch einen Schrei des Entsetzens ausstieß und gerne in Ohnmacht gefallen wäre, wenn nur nicht der Schaffner in diesem Augenblick die Thüre aufgerissen und sein „Station Mellhof! Aussteigen!“ gebrüllt hätte. Was sie in ihrer Verlegenheit stotterte, wußte sie selbst nicht — ehe sie zur Besinnung kam, stand sie mit ihrer leeren Kanne auf dem Perron, trachend flog die Thür wieder zu, dahin fauste der Zug und Herr Johann Peter Hampel konnte sich seinen Schaden befehen.

Es war ein Jammer! der Hut zerquetscht gleich dem Deckel eines vagabondirenden Handwerksburschen, der schöne Frack mit hunderten Rahmspritzern versehen und das Veinkleid — ach, das Veinkleid! Es bot einen Anblick zum Weinen. Ganze Klumpen Rahm hingen an dem feinen schwarzen Tuch und der Bürgermeister versuchte seine Herablassung, die er gegen die arme Backfischen gezeigt hatte; er war so wüthend auf die Frau, die doch ganz unschuldig an seinem Unfall war, daß vielleicht sie und ihr ganz Geschlecht von der Erde vertilgt worden wäre, wenn er in diesem Augenblick die Macht gehabt hätte, seinen Gedanken Erfüllung zu gewähren.

Doch was half alles Wüthen? der Zug flog mit gleichmäßiger Geschwindigkeit unerbittlich weiter — noch 40 Minuten und er sollte vor seine Wähler treten — in diesem Zustand! Entsetzlich!

Aber er faßte sich. O, Johann Peter war, was Kleiderreinigung betrifft, kein unerfahrener Mann und jetzt kamen ihm wieder nach langen Jahren seine Hausknechtstudien zu gute. Bis zur nächsten Station waren es noch 15 Minuten, rasch entledigte er sich des begossenen Kleidungsstückes, breitete es auf der Bank des Coupé's aus, schabte sorgfältig mit seinem Messer den Rahm herunter und rieb alsdann die betreffenden Stellen noch gehörig mit seinem seidenen Taschentuch ab. Schön sah das Veinkleid allerdings nicht aus, aber wäre nur die schauerhafte Masse nicht gewesen, so hätte es wohl zur Noth gehen können, da die Flecken des Frackes sich leichter entfernen

ließen, der Hut aber in der Hand getragen werden konnte.

Hätte er nur auf der nächsten und letzten Station vor Burghausen aussteigen und das Garderobestück restauriren lassen können, aber es ging nicht, der nächste Zug hielt dort erst gegen Abend und er war verloren, wenn er die Burghäuser um den projektirten Empfang brachte. Ihr Votalpatriotismus war zu stark entwickelt und das Nichteintreffen hätten sie ihm unter keiner Bedingung verziehen.

Und jetzt war auch diese letzte Station vorüber — noch 25 Minuten und er trat wie ein begossener Pudel vor das Empfangs-Komité.

Doch siehe, die Sonne schien so warm da draußen, der Wind wehte so scharf, er war mutterseelenallein, was hielt ihn ab — — — jawohl, das ging so prächtig! Ein Strahl der Hoffnung flog über das feiste Gesicht Johann Peters, wieder endledigte er sich der nassen Veinkleider, hing sie zum Fenster des Waggons hinaus und befestigte sie inwendig mittelst des Aufhängers an dem messingenen Knopf, in welchem gewöhnlich der Fensterriemen eingehakt wurde.

Verwundert glockten die am Wege arbeitenden Bauern das seltsame Aushängestück an; die unten an der Waldecke, welche der Zug umfuhr, spielenden Buben begrüßten es mit einem lauten Hallo — Johann Peter aber kümmerte sich darum wenig, er sah mit innigem Behagen, wie Flecken um Flecken unter dem Einfluß von Wind und Sonne eintrocknete und rieb sich vergnügt die Hände bei dem Gedanken, wie ihn auch diesmal wieder eine kühne Idee aus dieser schrecklichen Verlegenheit gerettet habe.

Armer Johann Peter! Wußtest Du denn nicht, „daß mit des Geschickes Mächten kein ewiger Bund zu flechten ist?“ Jetzt erst solltest Du ganz zerschmettert und von der Höhe Deines geträumten Glückes herabgeschleudert werden.

Ein starker Windstoß — der trügerische Aufhänger riß und dahin flattert Dein unentbehrliches Garderobestück, während der Zug weiter fauste, daselbe im Nu weit und unerreichbar zurücklassend, unbekümmert um Dich — Deine Hoffnungen — Deine Entwürfe.

„Allmächtiger Gott“, stöhnte der wider Willen zum Sausculotten gestempelte Bürgermeister, „jetzt ist Alles verloren!“

Verzweiflungsvoll starrte er hinaus, immer näher rückte die Station; schon sah er eine Menschenmenge auf dem sonst so öden Perron. — Diese Versammlung gilt ihm — jetzt stieß das Dampfstoß einen schrillen jubelnden Schrei aus — „Burghausen! Vier Minuten Aufenthalt!“ schrie der Schaffner, und der Zug stand.

„Schaffner, um Gotteswillen, Schaffner, auf ein Wort,“ rief Johann Peter dem Beamten zu, der eben die Thür aufriß und hielt denselben krampfhaft am Rockzipfel fest.

„Was giebt's denn?“ fragte dieser erstaunt, aber schon hatte ihn der Bürgermeister in das Coupé gezogen und flüsterte ihm in fliegender Hast einige Worte in das Ohr, welche bewirkten, daß der Schaffner heftig hinweg und nach dem Packwagen stürzte. In demselben Augenblick aber hatte Schninggs den Erwarteten entdeckt — ein Zeichen und in schrecklichen Accorden stimmten die acht Dorffiedler einen Marsch an, während die weißgekleideten Jungfrauen ihre Sträuße schwenkten und das bändergeschmückte Komité an die Wagenthür trat, „um den Mann des Volkes“

zu begrüßen. Allein vergeblich versuchte Schninggs dieselbe zu öffnen, da Johann Peter sie von innen mit aller Kraft zuhielt.

Eben kam der Schaffner mit einem geheimnisvollen Packet gelaufen, drängte die etwas erstaunte Menge hinweg und stieg in das Koupé, sich breit vor das Fenster desselben stellend und jedem Auge die Vorgänge da drinnen verheimlichend.

Die Nächststehenden hörten ein kurzes Kitzeln, Schnaufen und Stöhnen, dann trat der Schaffner vom Tritt herunter und hinter ihm erschien der Landtagskandidat für den Landkreis Neustadt, Johann Peter Hampel.

Aber — gerechter Himmel — was war das? Die Musik riß plötzlich in ihrem schönsten Accord ab, das programmmäßige dreifache Hoch, mit dem er empfangen werden sollte, blieb Allen, selbst Anton Schninggs, in der Kehle stecken, statt dessen aber wandten sich die Festigungsfrauen entsetzt ab, während zuerst die Schuljugend, dann die Zuschauer und endlich auch das Komite in ein



Aber das Jammerbild war in der That zu komisch.

braufendes Gelächter ausbrachen, in welches sich, wie zum Hohn, das schrille Pfeifen des abfahrenden Zuges mischte.

Aber das Jammerbild, welches Johann Peter in seiner Person repräsentirte, war in der That zu komisch.

Während die obere Hälfte seines Corpus in seinen schwarzen Frack und weißem Halsstuch prangte, stak das Untertheil in einer alten, verschabten, mit Leder besetzten und an beiden Knien geklickten Diensthose mit rothem Gallon, die so weit war, daß er sie mit der Linken krampfhaft am Bund in die Höhe ziehen und festhalten mußte, während er in der Rechten den zum Pfannkuchen gequetschten Cylinder trug. Dazu das Gesicht, in welchem sich ein unendlicher Jammer kund gab — kurz, selbst Schninggs erklärte noch nach Jahren, nie eine komischere Gestalt gesehen zu haben.

Die Verstimmung war, als der erste Sturm sich gelegt hatte, eine allgemeine und Johann Peter wußte auf alle Fragen nur zu antworten:

„Ja, die verfluchte Hose.“

„Dies war seine Kandidatenrede und daß er damit kein Glück hatte, wird man leicht begreiflich finden.“

Ich könnte hier meine Geschichte schließen, denn was noch nachkommt, ist selbstverständlich. Johann Peter Hampel hatte den schwersten Fluch, den der Lächerlichkeit, auf sich geladen und sein Gegenkandidat, der frühere Abgeordnete, siegte mit einer großen Majorität, da die Burghäuser sich hüteten für einen Menschen zu stimmen, den sie gestern so gründlich ausgelacht hatten.

Wuth im Herzen, mit sich und der Welt zerfallen, kehrte der vom Schicksal so grausam Geschlagene nach Neustadt zurück, zu welcher Reise ihm das Empfangskomite leihweise ein Beinleid verschafft hatte. Freilich eine Thätigkeit dieses Komite's, die nicht im Programm vorgesehen war.

Mit der politischen Laufbahn unseres Helden war

es zu Ende, denn auch die Bürgermeisterstelle legte er bald darauf nieder, als die Sticheleien über seine verunglückte Wahlfahrt kein Ende nehmen wollten.

Zehn Jahre sind seit jenem Tag vergangen. Anton Schninggs, der große Agitator, sitzt seitdem richtig wieder im Souffleurkasten einer reisenden Gesellschaft, wie Frau Direktorin Schmierlein mit prophetischem Geist vorausgesagt hat und denkt zuweilen mit stillem Sehnen an die Fleischdöpfe und Liqueure des Neustädter Bürgermeisters Johann Peter Hampel.

Dieser aber träumt sich in seinem Lehnstessel ebenfalls manchmal zurück in die Herrlichkeit vergangener Tage.

Langsam geht er in seinem Gedächtnis von Kammer zu Kammer, bis er plötzlich mit dem Fuß klirrend an eine alte blecherne Milchkanne stößt. Dann fährt er erschrocken auf aus seinem Sinnen und seufzt: „Ja, die verfluchte Hose!“

Und er würde doch weit besser sagen:

„Kleine Ursachen — große Wirkungen!“

Fürst und Kriermann.

Eine Episode aus dem Leben des „alten Dessauer“.

Von

Karl May.

Es war kurz nach dem Ausbruche des ersten schlesischen Krieges, als zwei Männer auf der Straße dahinschritten, welche nahe an der hannoverschen Grenze von Arendsee nach Ziemendorf führt. Sie trugen die Kleidung gewöhnlicher Land- oder Bürgerleute, ein scharfsinniger Beobachter aber würde vielleicht Einiges bemerkt haben, was mit derselben nicht so recht zu harmoniren schien. Die großen, steifgewicksten Schnurrbärte, ihre stramme, kerzengrade Haltung, die straffe, militärische Art und Weise ihrer Bewegungen und besonders das martialische Außere des Ginen und Aelteren von ihnen standen grade jetzt, wo sie sich jedenfalls unbeobachtet wußten, zu dem friedlichen Noche in einem Gegensatz, welcher keineswegs durch die derben, stacheligen Knotenstöcke, die sie in den Händen trugen, gemildert wurde.

„Papperlapapp, Hauptmann; lasse Er das unnütze Reden!“ meinte der Martialische. „Ich bin kein Schuljunge, sondern regierender Reichsfürst und kommandirender Feldmarschall. Als solcher werde ich wohl wissen, was ich thue! Selber ist der Mann, und was ich mit meinen eignen Augen sehe, das ist mir mehr werth, als der Bericht von hundert Spionen.“

„Aber wenn Ew. Durchlaucht durch irgend einen Zufall erkannt werden!“ bemerkte trotz dieser Zurechtweisung der Andere. Seine Gestalt konnte zwar nicht eine imponirende genannt werden, trotzdem aber ließ sich aus seinem ganzen Wesen erkennen, daß auch mit ihm nicht viel zu spaßen sei.

„So mag man nur erst sehen, ob man mich bekommt! Ich hätte heut gerade Lust, mir einmal eine kleine Motion zu machen; man wird bei dieser ewigen Faulenzerei ja zuletzt von Zinnen und von Außen sauer und läuft endlich gar wie alter Käse auseinander. Während der Teufelsterl, der Fritz, dem man es gar nicht zugetraut hätte, die Oesterreicher trotz ihrer vielgerühmten Kavallerie nach Notzen wälkt, muß ich als Kettenhund auf der Bärenhaut liegen und den Jörgen von Hannover anknurren, wenn er mit den Pantoffeln klappert. Könnte ich mich doch nur einmal so recht

nach Herzenslust über ihn hermachen! Denn, weiß Er, Hauptmann, ich habe einen ganz verteuflten Bick auf ihn, noch von dazumal her, wo wir Anno neunundzwanzig ihm einige dumme Rekruten wegschnappten und er darüber einen Spektakel verübte, der das ganze heilige römische Reich in Aufruhr brachte."

"Vielleicht geht es auch hier noch los, Durchlaucht!"
"Das gebe Gott! Wohl mag das sündhaft klingen, aber bei dieser Langeweile fahre ich entweder aus der Haut, oder schrumpfe vor Aerger zusammen wie eine gebackene Zwetschge. Ein fröhliches Dreinschlagen hat auch sein Gutes; man weiß dann wenigstens, woran man ist. Aber, hst! Was ist denn das?"

Er blieb stehen, faßte seinen Begleiter am Arme und deutete nach seitwärts, wo eine schmale Deffnung des Gebüsches dem Auge gestattete, eine kleine Pichtung zu überblicken, welche rings von dichten Sträuchern eingefast war. Mitten auf dem freien Blatz, dem Auge so recht deutlich sichtbar, kniete mit gefalteten Händen eine weibliche Gestalt. Das um den Kopf geschlungene Tuch war zurückgefallen und ließ die aufgelöste Fülle des dunklen Haares erkennen, welches in dichten Ringeln über die Schulter herabquoll; das feine, von innerer Erregung geröthete Gesichtchen war mit einer Jubrünst aufwärts gerichtet, die nur dem tiefsten Grunde des Herzens entstammen konnte; die Augen schwammen in Thränen, und die vollen Lippen bewegten sich zuckend unter dem Schmerze, welcher das liebliche Wesen fast zu überwältigen schien.

"Sie betet!" flüsterte weich die sonst so harte Stimme des Fürsten.

"Sie betet!" klang es leise aus dem Munde des Andern zurück und unwillkürlich faltete er die Hände.

"Hauptmann, hat Er vielleicht meine Anneliese einmal gesehen, als sie noch jung war?"

"Nein, Durchlaucht!"

"Da sehe Er sich das Mädchen da einmal recht genau an. So eine Aehnlichkeit ist mir fast noch gar nicht vorgekommen." Er fuhr sich nachdenklich und sichtbar ergriffen mit der Hand über das alte, wetterharte Gesicht. "Was ihr nur fehlen mag!"

"Das könnten wir ja leicht erfahren."

"Da hat Er Recht! Ich habe das Blappern und Frommthun niemals leiden mögen, aber dieses Gebet kommt aus einer reinen und gläubigen Seele und sollte darum wohl Erhörung finden. Freilich kommt der liebe Herrgott nicht vom Himmel herunter, um gleich eigenhändig zuzugreifen, sondern er schickt seine Leute, die, wie zum Beispiel wir jetzt eben, das Ding beim rechten Zipfel anzufassen haben. Komm Er! Sie ist aufgestanden. Wahrhaftig, das Mädchen ist eine Schönheit, wie sie bei manchem Hoffeste kaum gefunden wird."

Mit raschen Schritten eilte er zwischen den Büschen hindurch und stand nach wenig Augenblicken vor der Erichrodeneen, welche sich bei dem Anblick der beiden unbekanntenen Männer ängstlich hinter einen mit Waldstreu halb gefüllten Korb zurückzog.

"Brauchst Dich nicht zu fürchten, Kleine!" suchte sie der Fürst mit seinem mildesten Tone zu beruhigen. "Wir haben von der StraÙe aus Dich beten sehen, und weil Du ein frommes und braves Kind zu sein scheinst, so schickt uns der da droben herüber, um Dir zu helfen. Welcher Hallunke ist denn Schuld, daß Du weinst, he?"

Sie stand fast zitternd vor dem Manne, der sie mit seinen dunklen Augen so eigenthümlich anblitzte, daß sie ihre Fassung vollends schwinden fühlte. Noch hingen ihr die Thränen in den Wimpern, und die zuckenden Lippen verriethen, daß die Fluth von Neuem hervorzubrechen drohe.

"Weine nicht, sondern sage, was Dir fehlt! Wenn es uns möglich ist, so werden wir Dir Hilfe bringen." Langsam und unsicher suchte ihr Blick den feinen, und mit vibrirender Stimme klang es leise:

"Ihr könnt mir nicht helfen! Wer seid Ihr?"
"Papperlapapp, nicht helfen! Das wird sich finden! Und wer wir sind? Nun, wir sind zwei Kerls, die schon Manches fertig gebracht haben, was andern Menschenkindern niemals gelungen wäre. Also mir immer heraus mit der Antwort! Wie heißt Du?"

"Ich heiÙe Emma, und mein Vater ist der Schulmeister Brehmer in Ziemendorf."

"Brehmer? Hm, hm! Stammt er von hier?"

"Nein; er ist gebürtig aus Ottersleben bei Magdeburg."

"Brehmer — hm! Ottersleben — hm!"

brummte der Frager nachdenklich. "Ist er stets Schulmeister gewesen?"

"O nein! Er hat lange, lange Jahre bei dem Militär gestanden, wurde aber blessirt und mußte in Folge dessen seinen Abschied nehmen."

"Dachte es mir doch; konnte mich nur nicht gleich bestimmen! Nicht wahr, er bekam eine Kugel in die Achsel?"

"Ja," antwortete sie, ihn überrascht anblickend.

"Kennt Ihr ihn?"
"Ein Wenig. Wenn ich mir das Ding richtig betrachte, so sind wir eigentlich Kriegskameraden mit einander."

"Ist es wahr? Habt Ihr vielleicht auch mit dem alten Dessauer gegen die Schweden gefochten?"

"Mit wem, he, wenn ich fragen darf?"

"Mit dem alten Dessauer," antwortete sie, indem ihr schon gewachsener Muth durch den barschen Ton, mit welchem seine letzten Worte gesprochen waren, wieder eingeschüchtert wurde.

"Mit dem alten Dessauer! Da muß doch gleich — na, ja, Du kannst nichts dafür, und ich habe wirklich einmal mit dem alten Grobian zu thun gehabt. Wer den zum General gemacht hat, kann es auch in seinem ganzen Leben nicht verantworten."

"Oho!" antwortete sie, und es schien auf einmal alle Furcht von ihr gewichen zu sein. "Das solltet Ihr in Gegenwart meines Vaters sagen; der würde Euch eine Antwort geben, die sich gewaschen hätte."

"So! würde mich auch ganz gewaltig vor ihm entsetzen! Muß den Mann nur einmal aufsuchen, wenn



"Welcher Hallunke ist denn Schuld, daß Du weinst, he?"

wir jetzt nach Ziemendorf kommen. Ist er zu Hause?"
 „Nein,“ entgegnete sie, indem ihre Züge in den früheren traurigen Ausdruck zurückfielen. „Er ist gefangen.“

„Gefangen? Alle Wetter, was hat er denn verbrochen, daß er eingesperrt werden mußte?“

„Nichts hat er verbrochen, gar nichts; er wollte nur den Paul zurückbringen, und da hat man auch ihn festgehalten.“

„Den Paul? Wer ist denn der?“

„Das ist — das ist —“

„Aha, weiß schon, das ist Dein Schatz! Na na, brauchst Dich nicht zu schämen. Habe auch einen Schatz gehabt, und was für einen! Donnerwetter, sollte ihn nicht bekommen; aber da bin ich mit Händen und Füßen dreingesprungen und habe nicht eher locker gelassen als bis ich ihn hatte. Also, der Paul ist auch gefangen?“

„Ja.“

„Wo denn? Erzähle uns doch die Geschichte einmal ausführlich!“

„Ja, das ist so: Der Paul ist der einzige Sohn einer armen Wittfrau und Obedienten beim Wiesenbauer, welcher ein Gut hat, größer als manche herrschaftliche Domäne. Und weil er gar so brav und immer meines Vaters bester Schüler gewesen ist, so haben die Eltern es gern gesehen, daß er viel auf mich hält und mich — mich am Ende gar — gar noch heirathen will. Da aber ist der rothe David aus Prezelle gekommen und mir auf Schritt und Tritt nachgelaufen, bis ihn der Paul einmal gehörig heimgeschickt hat. Aus Wuth darüber hat er ihm gestern in der Nacht die hannoverschen Seelenvertäufer über den Hals geschickt, und die — die —“

Sie konnte nicht weiter; die Thränen erstickten ihre Stimme.

„Wird und Teufel, die Lumpenröcke von da drüben hätten es gewagt, über die Grenze herüber zu kommen und den Unterthan eines fremden Souverain zu pressen? Da sollen ihnen doch gleich neunundneunzigtausend Hagelwetter auf den Hals fahren! Und Dein Vater ist ihnen nachgegangen, um den armen Tropf aus der Tinte wieder heraus zu angeln?“

„Ja; er hat bloß gute Worte geben wollen, aber sie sind auch über ihn hergefallen und haben ihn hinter Schloß und Riegel gesteckt.“

„O, Ihr miserablen Canaillen! Einen alten, wohlverabschiedeten Soldaten und ehrlichen Schulmeister wie einen Spitzbuben und Gaudieb um die Freiheit zu betrüben! Wart, ich werde hinter Euch herfahren wie die Warte hinter den Klößen und Euch das Kurfürstenthum Hannover um die Köpfe schlagen, daß die lieben Englein im Himmel darüber singen, preisen und trompeten sollen! Wo strecken denn die Millionenhunde?“

„Das Regiment steht in Dannenberg, die Abtheilung aber, welche hier in Ziemendorf gewesen ist, befindet sich noch in Prezelle, wo heut Kirchweih gehalten wird.“

„Aha, da wollen sie fressen, saufen, tanzen und dicke thun, während die beiden armen Teufel bei Wasser und Brot verschimmeln können! Gut, sie sollen eine Kirmeß haben, nach der es ihnen noch zehn Jahre lang hinter den Ohren jucken wird. Wie heißt denn der Paul mit seinem Familiennamen?“

„Schubert.“

„Schön! Jetzt will ich Dir nur Eins sagen, meine Tochter! Bleibe immer so fromm und gut, wie Du jetzt bist, dann wird Dich der liebe Herrgott in keiner Noth verlassen. Du sollst Deinen Paul wieder haben und Deinen Vater obendrein, Adieu!“

Sich scharf auf dem Absatz herumdrehend, entfernte er sich; nach wenigen Schritten aber blieb er wieder stehen und wandte sich noch einmal zurück.

„Aber höre 'mal, was bekomme ich denn eigentlich, wenn ich Dir Deinen Herzenswunsch erfülle?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie verlegen. Es war ihr diesem Manne gegenüber so eigenthümlich zu Muth. Seine ganze Art und Weise hatte Etwas, was ihr Respekt und Vertrauen einflößte, und doch mußte sie seine Worte und Versprechungen als diejenigen eines ihr vollständig Fremden in einen gewiß nicht ungerechten Zweifel ziehen.

„So weiß ichs desto besser und werde mir den Lohn nehmen, sobald ich ihn verdient habe. Aber sag' noch, wie stark die Hannoverischen ungefähr gewesen sind!“

„So an die fünfzehn oder zwanzig Mann.“

„Da werden sie den Himmel nicht einreißen! So ein paar Lüneburger Haidschnucken packt man bei der Färbel und hält sie drei Wochen lang zum Fenster hinaus, bis sie verhungert sind. Adieu!“

Jetzt kehrte er nicht wieder zurück, sondern schritt auf die StraÙe hinaus, wo er stehen blieb.

„Höre Er, Hauptmann, ich will ihm 'mal 'was sagen: Die beiden Männer müssen wir wieder haben und dem Förge seine zwanzig Kriegspudel dazu. Darum muß Er unverzüglich nach Leppin, wo wir unsre dreißig Eisenfresser gelassen haben. Mit denen kommt er so schnell wie möglich nach Ziemendorf, wo Er mich vielleicht im Krüge findet; bin ich aber dort nicht mehr anzutreffen, so marschirt Er im Schnellschritt nach Prezelle, und dort wird sich dann das Uebrige ganz von selbst ergeben.“

„Durchlaucht, ich halte es für meine Pflicht, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche — —“

„Papperlapapp! Bestimmere Er sich um meine Befehle und nicht um meine Sicherheit! Was ist's denn, wenn sie mich erwischen? Er wird ja kommen und seinen Feldobersten nicht im Stiche lassen!“

„Es können aber ganz unvorhergesehene Umstände eintreten, und die Disposition Ew. Durchlaucht ist so allgemein, daß — —“

„Mordelament, Hauptmann, Er wird mich doch nicht etwa disponiren lehren! Und vor seinen unvorhergesehenen Umständen fürchte ich mich den Kukuk. Wenn sie kommen, so lasse ich auch etwas unvorhergesehenes eintreten, und dann wird sich zeigen, wer zu befehlen hat, ich oder die Umstände. Laufe Er nur, was Er laufen kann, so wird die Sache prächtig klappen!“

Bei den letzten Worten drehte er sich kurz um und schritt von dannen, seinen bisherigen Begleiter in einer keineswegs angenehmen Situation stehen lassend. Nachdem er einige Zeit sinnend und ärgerlich gestikulirend vorwärts gegangen war, traten die Büsche von der StraÙe zurück und die letztere führte nunmehr durch offenes Terrain. Er blieb stehen, um zu recognosciren. In einer Entfernung von wenig mehr als dreißig Minuten lag Ziemendorf vor ihm. Kein Mensch war rings umher zu bemerken außer einem einsamen Fußgänger, welcher seitwärts auf einem Feldwege dahergeschritten kam und allem Anscheine nach die StraÙe zu erreichen suchte. Das rechte Unterbein war ihm nach hinten gebogen und der Schenkel vom Knie an in ein ledernes Futteral geschmalt, an welchem sich eine hölzerne Stelze befand. Auf dem Rücken trug er einen in eine alte Wachleinwand gebüllten Kasten. Sobald er die StraÙe betreten hatte, blieb er stehen,

um den Fürsten herantommen zu lassen, zog dann seine Mütze und hat in demüthigem Tone:

„Gebt einem armen Krüppel eine kleine Münze, Herr! Die Zeiten sind schlecht, und ich habe fünf Kinder daheim.“

„So? Fünf Kinder, und das nennt Er schlechte Zeiten? Wenn sie wirklich so schlecht sind, so sei Er nur so gut, sich in Beziehung auf Seine Nachkommenschaft auch nach ihnen zu richten! Was für ein Gebreche ist Ihm denn in das Bein gefahren?“

„Die Gicht hat mirs so krumm gezogen.“

„Die Gicht — schlechte Zeiten — fünf Kinder — und da guckt ihm die Schnapsbulle aus dem Sack! Kerl, Er ist ein ganz unverkämpter Lügner, und ich hätte fast Lust, Ihn hier nach meiner Stocklautuse tanzen zu lassen. Aber Er kommt mir zufälliger Weise grad gelegen. Will Er sich einige hübsche Thaler Geld verdienen?“

„Herr, für Geld thut man Alles, was sich thun läßt! Was verlangt Ihr von mir?“

„Sei Er zunächst einmal aufrichtig! Hier hat Er einen Thaler, wenn Er die Wahrheit sagt. Er trägt diesen Stelzfuß nur aus Geschäfts Rücksichten; ich habe es gleich an seinem Gange gesehen, was?“

„Hm, wir sind hier unter uns Zweien. Ihr mögt Recht haben; man muß sich helfen, so gut wie man kann. Her mit dem Thaler! So; danke schön!“

„Er will mit Seinem Leierkasten gewiß hinüber nach Prezelle zur Kirmeß?“

„Ihr könnt gut rathen!“

„Wo ist Er her?“

„Aus der Gegend von Soltau.“

„Also ein Hannoveraner! Hat Er Seine gehörigen Papiere bei sich?“

„Freilich. Die muß ich ja allerorten vorzeigen, ehe ich meine Orgel drehen darf!“

„Schön! Ich möchte mir einmal bis ungefähr morgen früh Seinen Kasten, Seine Papiere und Sein hölzernes Bein borgen. Wie viel will Er dafür haben?“

„Sapperlot, Herr, das ist eine bedenkliche Geschichte. Ich kenne Euch nicht, und wenn Ihr mir mit diesen drei nothwendigen Dingen durchbrennt, so sitze ich mit den paar Pfennigen, die Ihr mir bieten werdet, in einer sauberen Patsche.“

„Schwazze Er kein albernes Zeug! Ich gebe Ihm zehn Thaler, und zwar jetzt gleich, und bringe ihm die Sachen morgen Vormittag in den Ziemendorfer Krug.“

„Das ließe sich hören! So ein schönes Stück Geld bekommt man nicht alle Tage zu sehen. Wenn ich nur wüßte, ob Ihr auch Wort haltet mit dem Wiederbringen!“

„Na, was soll ich denn sonst mit seiner alten Wimmerlade und dem unglückseligen Humpelfuße machen! Glaubt Er etwa, daß ich das Gerölle braten und verzehren werde? Was ist die Leiermühle denn eigentlich noch werth?“

„Zwanzig Thaler unter Brüdern.“

„Das ist vielleicht möglich; ich verstehe mich auf solche musikalische Seltenheiten ganz verkehrt schlecht. Weiß Er was? Ich werde Ihm die zwanzig Thaler geben, damit Er eine Caution in den Händen hat, und wenn ich Ihm morgen den Hausrath wiederbringe, so zahlt Er mir zehn davon zurück. Ist er damit zufrieden?“

„Auf diese Weise läßt sich machen. Aber wer Ihr seid, das möchte ich doch wohl wissen!“

„Das geht Ihn grad so viel an, wie mich seine krumme Gicht angeht! Hier hat Er das Geld, und nun schnalle Er den Menuettfuß herunter; ich habe eine ganz absonderliche Sehnsucht, einmal das Trampelhier zu spielen. So! Da steht auch der Kasten; und nun die Papiere her!“

„Hier sind die Wische!“

„Gut! Warte Er einmal! Na, sie sind nicht ganz so schlecht, wie ich dachte, und für einen Nachmittag mag es mit ihnen wohl einmal gehen. Und nun will ich Ihm nur noch Eins sagen: Er erzählt keinem Menschen Etwas von unserm Handel! Wenn Er reinen Mund hält, kommt es mir auf einem Extrathaler auch nicht an; schlabbert Er aber nur ein Wort von der Sache aus, so ist es Sein eigener Schaden! Und nun mache Er sich schleunigst aus dem Staube; wir haben für heut Nichts mehr mit einander zu schaffen!“

Obgleich der Mann sehr gern der in Aussicht stehenden Verwandlung beigewohnt hätte, zog er es doch vor, diesem Gebote Folge zu leisten und schritt nach einigen kurzen Bemerkungen auf Ziemendorf zu. Mit einiger Mühe gelang es Leopold, den Stelzfuß an das Bein zu befestigen; dann hing er die Drehorgel um, griff zum Knotenstocke und hintte langsam und stolpernd von dannen.

„Heiliger Mephistopheles,“ knurrte er mit zusammengekniffenem Gesichte; „muß mich da der Teufel reiten, daß ich mir die vermaledeiete Sperlingswade anschnalle! das ist ja ein Gefühl, als ob mein Corpus aus neunmalhunderttausend Hühneraugen zusammenapothekert wäre! Aber ein vortrefflicher Gedanke ist es doch, als fürstliche Durchlaucht und militärische Excellenz den Leierbengel zu machen. Mit dem Gichtstiel und der Hopsstrube bin ich für das ganze hochlöbliche Kurfürstenthum Hannover vollständig unkenntlich gemacht, ganz abgesehen davon, daß ich einen prächtigen Erlaubnischein habe, für einige Pfennige das ganze heilige deutsche Reich zu leiermüllern. Nach Ziemendorf komme ich gar nicht, sondern ich stampfe gleich quersfeldein auf die Grenze zu, denn je eher ich Prezelle erreiche, desto besser ist es für die Gesangenen. Der Hauptmann wird sich schöne wundern, wenn er mein heutiges Avancement in Augenschein nimmt!“

Trotz der Ungeduld, mit welcher Fürst Leopold von Anhalt-Deßau die Ausföhrung Dessen, was er sich einmal vorgenommen hatte, zu betreiben pflegte, kam



Die Gicht — schlechte Zeiten — fünf Kinder — und da guckt ihm die Schnapsbulle aus dem Sack!

er wegen des künstlichen Beines nur langsam vorwärts. Dasselbe für einseitigen wieder abzuschnallen, war nicht gerathen, da er sehr leicht unterwegs auf Jemanden stoßen konnte, der ihn in Prezelle wiedersehen mußte, und so arbeitete er sich unter dem jammervollsten Gesichtsausdruck und den kräftigsten Kernsprüchen stundenlang vorwärts, bis er endlich das nicht unbedeutende Kirchdorf vor sich liegen sah. Da blieb er stehen und verfestete dem hölzernen Beine einen krachenden Hieb mit dem Knotenstocke.

„Da hast du Eins, du satanischer Höllennüppel, du! Einmal gehnkt in meinem Leben und nicht wieder, wenn mich unser Herrgott vor dem Glende bewahrt, in der Schlacht eine Kugel auf den Stiefel zu bekommen! Aber jeden Druck und jeden Stich und jeden Zwick, den ich auf diesem Passionswege gefühlt habe und heute noch fühlen werde, sollen mir die Gelbschnäbel des tapfern Jörgs bezahlen! — Hm! Werde mit meiner Ludelei unter dem jungen Volke Freude anrichten! Hätte doch fragen sollen, was für Stücke eigentlich in dem alten Flötenschnaube stecken, und es wundert mich nur, daß der Kerl ihn mir gegeben hat, ohne mich im richtigen Gebrauche zu unterweisen. Sehe ich denn wirklich so fürchterlich drein, wie die Leute immer sagen, daß selbst so einem Galgenstricke die Gedanken abhanden kommen, wenn ich ihn anrede? Glücklicher Weise verstehe ich es ein wenig, mit dem Dinge umzugehen, denn ich habe früher schon einmal den Orgelmann gemacht, was mich vorhin eigentlich erst auf die glückliche Idee brachte, die Volkaschachtel umzubängen. Das war dazumal, habahaha! als sie mich mit Denen, auf die wir's abgesehen hatten, vor meinen eigenen Werbern in den Keller versteckten. Und als die nun kamen und alle Welt glaubte, daß ihnen der Fang nicht gelingen werde, da fing ich an zu leeren, und — hurrah! hatten sie die Mutter söhne und auch mich! Na, die Gesichter vergesse ich nicht!“

Die wohlthuende Erinnerung an dieses Abenteuer ließ ihn die Unbequemlichkeit des Vorwärtsschreitens leichter ertragen, und bald hatte er die ersten Häuser des Dorfes erreicht, wo ihm eine Schar jubelnder Kinder entgegenesprangen kam.

„Ein Orgelmann, ein Orgelmann!“ rief es aus allen Kehlen. „Mach los, mach los; einen Tanz wollen wir hören!“

„Werdet Ihr mich wohl in Ruhe lassen, ihr Affenbrut, Ihr! Ich muß doch erst die Erlaubnis dazu haben! Wo wohnt der Schulze?“

„Da oben wohnt er. Wir gehen mit!“

Umprungen von der hoffnungsvollen Ortsjugend hinkte er weiter und trat nach kurzer Zeit durch ein weit offenstehendes Thor in den Schulzenhof, natürlich gefolgt von seinen immer zahlreicher werdenden Begleitern. Die Bewohner des Gutes, welche nebst den anwesenden Kirchweihgästen grad bei Tische saßen, sahen, erschrocken über den ungewöhnlichen Lärm, mit den Köpfen an die Fenster, fühlten sich jedoch bei dem Anblicke des unerwarteten Musikanten nicht nur vollständig beruhigt, sondern gaben ihre Freude über seine Ankunft dadurch zu erkennen, daß sie ihm entgegenkommend die Thüren öffneten und ihn zum Eintritt aufforderten. Nur das Oberhaupt des Dorfes war im Bewußtsein seiner amtlichen Würde ruhig auf dem Großvaterstuhle sitzen geblieben und nicht dem Ankömmlinge kaum eine Entgegnung seines respektvollen Grußes zu.

„Wer ist man? Wie heißt man? Wo kommt man

her? Und was will man?“ klang es aus dem fettglänzenden Gesichte hervor.

„Man ist das und das! Man heißt so und so! Man kommt da und da her! Und man will Dieses oder Jenes!“ lautete die ausführliche Antwort.

Da zogen sich die kleinen Augen des Schulzen noch mehr zusammen, und das Gesicht wurde um einige Töne röther, als es vorher gewesen war.

„Weiß Er, mit wem Er spricht?“

„Nein!“

„Ich bin der Schulze von Prezelle!“

„Ach so! Und weiß Er, mit wem Er gesprochen hat?“

„Das werde ich wohl erfahren!“

„Jawohl! Er hat mit Niemanden gesprochen, denn „Man“ ist Niemand. Will Er so gut sein, sich einmal diese Papiere anzusehen!“

Er gab die geliehenen Legitimationen und Erlaubnischeine hin. Der Schulze nahm sie in Empfang und beguckte einen nach dem andern mit einer Miene, die möglichst gelehrt sein sollte, dem Fürsten aber sofort erkennen ließ, daß der gute Mann mit dem Alphabete auf einem nicht sehr vertrauten Fuße stehe.

„Also, wie heißt Er?“

„Das steht drin!“

„Wo ist Er her?“

„Steht auch drin! Sehe Er nur richtig nach!“

„Aber ich will es aus Seinem Munde hören! Uebrigens sagt man zu einem Beamten nicht „Er“ sondern „Ihr“; weiß Er das?“

„Da stehen wir auf gleichem Fuße, denn ich bin auch Beamter.“

„Wie so?“ frug der Vater von Prezelle erstaunt.

„Weil ich kaiserlicher, königlicher, kurfürstlicher, landgräflicher und so weiter Drehorgelmarischall bin.“

„Ich habe dem deutschen Kaiser, den Königen von Schweden, den Kurfürsten von Hannover und hundert andern Potentaten vorgespielt, und all die Herren haben einen gewaltigen Respekt vor mir gehabt. Seht Euch nur die Papiere an, wenn Ihr es nicht glaubt!“

Der dicke Schulze unterwarf die Dokumente einer neuen Prüfung.

„Richtig, da steht es: Schweden — Hannover — Deutscher Kaiser — hundert Potentaten — Ihr seid ein ganzer Kerl!“

„Das will ich meinen! Wenn Ihr neben die Potentaten kommen wollt, so dürft Ihr nur Euern Namen zu den andern Potentaten setzen. Ich werde nächstens den Kurfürsten Georg wieder ein Stücklein hören lassen, und da wird es Euch große Ehre machen, wenn er von Euch zu lesen bekommt.“

„Eure Meinung ist gut und löblich, und Ihr sollt dafür auch ein tüchtiges Stück Respektuchen haben, aber solchen Herren gegenüber bin ich immer gern bescheiden gewesen. Hereinschreiben werde ich mich also nicht, aber wenn Ihr zu ihm kommt, so könnt Ihr es ihm durch die Blume zu verstehen geben, daß hier auch Leute wohnen, die zu regieren wissen und Musik im Kopfe haben.“

„Gut! Ich weiß nur heut noch nicht genau, von welcher Art die Blume sein wird, durch welche ich mit ihm reden werde; aber verstehen wird er mich; das kann ich Euch versprechen. Und nun gebt Ihr mir wohl die Erlaubnis, hier im Orte meine Orgel hören zu lassen?“

„Natürlich! Ihr könnt vor allen Häusern und in allen Stuben spielen, und es ist recht gut, daß Ihr gekommen seid, denn der Schulmeister, welcher immer zum Tanze siedelt, liegt krank im Bette und unser

junges Volk hat sich schon blau geärgert, daß es zur Kirchweih auf das gewohnte Vergnügen verzichten soll. Zuerst aber laßt Ihr natürlich Eure Stücke hier in meiner Stube los!"

"Das will ich Euch gern zu Gefallen thun. Aber da ist ja hier in der Gegend der Teufel einmal so recht tüchtig in die Schulmeisterei gefahren. Ich bin von Ziemendorf dahergekommen, habe aber denen über der Grenze da drüben Nichts vorspielen wollen, denn wie Ihr in den Papieren gelesen habt, ist mein Kasten ein echter Hannoveraner, und da habe ich gehört, daß ihnen der Schulmeister reinweg davongelaufen ist!"

"Davongelaufen? Da hat man Euch schlecht berichtet! Er ist herübergekommen, um einen Kerl loszubringen, den unsre Buntrocke das Mitgehen geheißt haben. Ist ihm aber schlecht bekommen, denn nun stecken Beide bei dem David Petermann im Gewölbe. Der Eine wird morgen früh nach Dannenberg transportirt, und der Andere, ja wir wissen noch gar nicht, was wir mit dem anfangen. Er hat einen Rekruten befreien wollen und gehört also vor ein Kriegsgericht, wie der Korporal sagte, und dann hat er auf uns und auf den Kurfürsten geschimpft, und da gehört er vor unser Amt und vor die Landdrostei. Wir werden uns die Sache heut noch überlegen. Ich möchte ihn zuerst vor das Amt und dann nachher in das Kriegsgericht schaffen lassen, denn eine kurfürstliche Beleidigung geht vor. Ich wollte diese Geschichte ganz geheim behalten, aber Ihr sollt sie erfahren, weil Ihr es Euch vorgenommen habt, meine Gesinnung dem Kurfürsten durch die Blume zu verstehen zu geben."

"Daran thut Ihr sehr recht! Und der Jör — — der Kurfürst wird es Euch großen Dank wissen, daß Ihr so aufrichtig mit mir gewesen seid. Aber jetzt will ich einmal losmachen!"

Er plazierte die Orgel auf einen Stuhl, schlug die Decke zurück, stellte die Walze und begann zu drehen. Gleich bei den ersten Tönen fuhr der Schulze erschrocken von dem Stuhle empor.

"Halt, halt! Das Ding dürft Ihr hier nicht hören lassen; das ist ja der Dessauer Marsch!"

Der Fürst war selbst etwas erschrocken, als er seine Lieblingsmelodie, die einzige, welche er zu singen verstand, erklingen hörte: „So leben wir, so leben wir, so leb'n wir alle Tage.“ Schnell gab er der Walze eine andere Stellung; die munteren Tonweisen wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und als das letzte Stück verflang, war der unangenehme Eindruck, welchen das erste hervorgebracht hatte, vollständig vergessen.

„So! Weiter steckt keins mehr drin, und nun will ich machen, daß ich fortkomme; die Andern wollen auch was haben!“

Der Schulze gab ihm seine Papiere zurück, und reichlich beschenkt verließ er den Hof.

Nun machte er zur Freude der Gassenjugend eine Concertrunde durch das ganze Dorf, und seine Hauptaufgabe hierbei war, sich in dem Petermannschen Hause möglichst umzusehen. Von den Jungen ersuhr

er leicht, wo dasselbe gelegen sei. Als er es erreichte, schritt er gleich durch Hof und Flur in die Bohnstube. Hier saßen mehrere Soldaten bei Schnaps und Bier am Tische und würfelten. Ein ungewöhnlich langer und stämmiger, rothhaariger Bursche erhob sich bei dem Eintritte des Musikanten vom Stuhle und trat ihm entgegen.

„Was will Er hier? In meinem Hause wird nicht gebettelt, und Seine Pudelei brauchen wir erst recht nicht zu hören!“

„Was? Nicht hören?“ rief einer der Soldaten. „Freilich wollen wir einen lustigen Tanz haben! Nach los, Spielmann; Du sollst auch trinken, so viel Du vertragen kannst!“

Ihr habt nur zu befehlen, nicht wahr?! Wenn dieser Kerl da etwa denkt, daß ich ihn anbetteln will, so mag er seine schlechten Dreier behalten! Er ist wohl der rothe David, he?“

„Wie kam Er es wagen, mich zu schimpfen, Er armliger Strolch, Er! Wenn Er sich nicht auf der Stelle verduftet, so gerbe ich Ihm sein altes Leder, daß man Stiefelsohlen draus schneiden kann! Vorwärts marsch hinaus!“

„Dazu wäre Er mir der Rechte, Er Windbeutel, Er! Ich quetsche Ihn doch gleich mit den bloßen Händen zu Brei! Und wenn Er mir etwa zu viel Kram macht, so stecke ich Ihn in meinen Kasten, und leire Ihn die arme Seele aus dem Leibe, daß der Teufel Seinen fuchsigigen Balg als Staatsakel bekommt! So ein ungezogener Flegel ist mir doch all mein Lebtag nicht vor die Augen gekommen!“

„So ist's recht!“ lachten die Kriegskleute, die sich gern an einer Kasbalgerei erlustigt hätten. „Laß Dir nichts gefallen, Alter! Der David ist kein solcher Riese, als wie er thut!“

„Das braucht Ihr mir gar nicht erst zu sagen! Wird Euch auch nicht viel besser gehen als ihm!“

„Wie meinst Du das, he?“

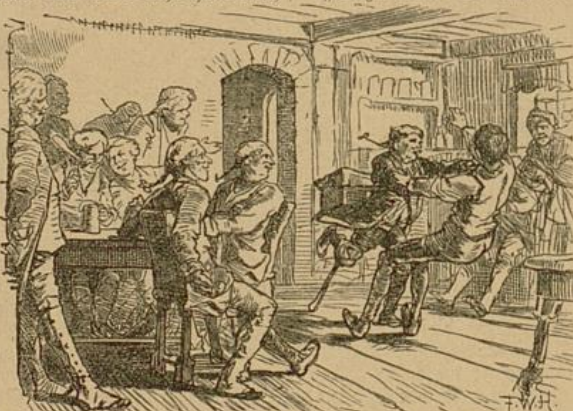
„Grad so, wie ich es gesagt habe. Denkt nur nicht, daß ich Euch den Gefallen thue, mich mit dem dummen Jungen hier herumzuwalten!“

„Was bin ich? Ein dummer Junge?“ rief der Rothe und faßte den alten Haudeggen beim Kocke. „Das soll Er mir noch einmal sagen, und noch dazu in meiner eigenen Stube!“

„Lasse Er um Taufend willen meinen Gottfried fahren, wenn Er nicht auf der Stelle an die Wand genagelt sein will!“

„Giebs ihm David!“ ermunterten die Andern jetzt den Birth, um auf alle Fälle ihren Zweck zu erreichen. Da aber flog derselbe auch schon über die Stube herüber und frachte mit solcher Kraft an die Wand, daß ihm Hören und Sehen verging.

„So! den wäre man los! Und Ihr da haltet Eure Gänsechnäbel, sonst klopf ich Euch auf das hannoversche Gewissen, daß die Preußen nichts weiter von Euch finden als die maufigen Schnurrbartfedern, die Euch unter der Nase flattern!“



Da aber flog derselbe auch schon über die Stube herüber und frachte mit solcher Kraft an die Wand, daß ihm Hören und Sehen verging.

„Was? Gänsechnabel? Hannoverisches Gewissen? Der Kerl ist ein Preuße! Warte einmal, Alter; Dich müssen wir uns genauer ansehen!“

Im Nu war er umringt. Auch Petermann hatte sich wieder aufgerafft und kam auf ihn losgefahren.

„Er hat sich an mir vergrißen! Er muß seine Diebe bekommen!“ schrie er wüthend.

„Und Er hat den Rock meines Kurfürsten beleidigt! Er ist ein Preuße, ein Spion! Er wird gehängt!“ riefen die Andern. „Hast Du Papiere? Her damit!“

„Ihr wärd die Kerls darnach, mir meine Papiere abzuverlangen! Die kriegt bloß der Schulze in die Hände!“

„Wieder ein Schimpf!“ meinte einer. „Nehmt ihm die Wische und schlagt ihm auf das lose Maul!“

„Halt!“ warnte ein Besonnenerer. „Die Papiere haben wir hier nicht zu verlangen. Schickt nach dem Schulzen und steckt den Grobian einstweilen hinter zu den beiden Andern!“

„Hast Recht, Kamerad! Vorwärts, Mann; Du bist arretirt!“

„So?! Das wäre mir —“ Er unterbrach sich, denn es leuchtete ihm sofort ein, daß diese Wendung der Dinge dem Zwecke seines Hierseins recht gut zu statten komme. „Na, dagegen kann ich nichts haben. Gegen Gewalt darf man sich wehren, wenn Ihr mich aber gesetzlich rechtmäßig arretirt, so werde ich mich fügen. Ob ich ein Spion bin, das wird sich finden, sobald der Schulze kommt. Ihr brockt Euch da eine Suppe ein, die Euch schlecht bekommen kann!“

Er folgte den Leuten willig hinaus in den Flur, wo man eine Thür öffnete, die an starken, eisernen Angeln ging und mittelst dicker Krampen und Vorstecker verschlossen war. Sie führte in ein Gewölbe, welches seiner Kühle wegen zur Aufbewahrung von allerlei landwirthschaftlichen Erzeugnissen zu dienen pflegte, jetzt aber als Gefängnis benutzt wurde. Eine einzige, kleine und vergitterte Maueröffnung gestattete dem Tageslichte Zutritt, doch war es hell genug in dem Raume, um zwei Männer zu bemerken, welche auf einer an der Wand stehenden Bank neben einander Platz genommen hatten.

„Guten Tag, Ihr Leute!“ grüßte er, als die Thür hinter ihm wieder verschlossen war. „Da kommt noch einer, den sie hängen wollen!“

„Hängen?“ frug der Aeltere der zwei Gefangenen. „Weshalb denn?“

„Weshalb? Hm! Weil ich von einer gewissen Emma geschickt worden bin, um Zweien aus der Patsche zu helfen, die gern nach Ziemendorf zurück möchten!“

Bei diesen Worten sprangen beide von ihrem Sitze auf und traten freudig überrascht zu ihm heran.

„Emma?“ rief Paul Schubert lauter, als es die Vorsicht erforderte. „Wer seid Ihr, und wo habt Ihr sie getroffen?“

„Leise, leise, junger Mann! Die da draußen brauchen nicht zu hören, was ich Euch zu sagen habe. Wer ich bin? Hm! — nicht wahr, Er ist der Schulmeister Brehmer und stammt aus Ottersleben?“

„Ja. Woher kennt Ihr mich?“

„Komme Er doch 'mal her unter das Fenster und sehe er mir ordentlich in das Gesicht. So! Hat Er mich nicht schon einmal gesehen?“

Brehmer trat höchlich erschrocken einen Schritt zurück. Wer dieses Gesicht nur einmal gesehen hatte, der konnte es sicher nicht wieder vergessen.

„Mein Gott, ist's möglich?! Durchl — — —“

„Bist! Schreie Er nicht, als stäke Er am Spieße,

sondern nehme Er mir den Kasten ab! So! Wir wollen ihn dort in die Ecke stellen. Und nun setzt Euch her und hört hübsch ruhig zu!“

Es war eine höchst ungewöhnliche Situation, in der sich die drei Männer befanden, und ebenso wunderbar war die Unterhaltung, welche zwischen ihnen geführt wurde. Brehmer befand sich wie im Traume über das Glück, seinen vielbewunderten Feldherrn in solcher Gestalt und aus solchen Gründen neben sich zu sehen. Schon die bloße Anwesenheit des gewaltigen Reden beruhigte ihn vollständig über seine Besorgnis erregende Lage, und trotz dieser letzteren hätte er die gegenwärtigen Augenblicke für Vieles in der Welt nicht hingegeben.

Da rasselten die Vorstecker, und die Thür öffnete sich. „Orgelmann, kommt doch 'mal heraus. Bringt aber den Kasten mit!“ befahl einer der Soldaten, hinter welchem der Schulze sichtbar wurde.

„Habe jetzt keine Zeit. Macht die Bude nur immer wieder zu!“

„Was habt Ihr denn da drin so nothwendig zu thun?“

„Das geht Ihr den Kuckuck an! Ich bleibe hier! Nun weiß Er wohl, wie viel es geschlagen hat? Wer voreilig handelt, muß auf Unannehmlichkeiten gefaßt sein.“

„Wir haben ja nun gesehen, daß Ihr kein Spion seid!“

„Das zu untersuchen seid Ihr Kerls alle zu dumm! Seine Durchlaucht und Königliche Hoheit, der Kurfürst Georg mag das selbst entscheiden! Ich bleibe hier!“

„Herr Orgelmarschall,“ bat jetzt der Schulze, „Ihr werdet Euch doch nicht auf die schlechte Seite legen wollen! Kommt heraus! Die Jungens und Mädels wollen gern tanzen, und liegen draußen wie vor einer Festung. Wenn Ihr nicht kommt, so wird wahrhaftig Revolution im Dorfe!“

„Das wäre schon recht! Warum steckt man einen kaiserlich-königlich-kurfürstlich-landgräflichen Petermann mit solchem Gefindel zusammen, wie hier auf der Bank sitzt! Aber Guretwegen, Schulze, will ich einstweilen die Beleidigung vergessen. Ihr seid ein tüchtiger Kerl und geschickter als das ganze übrige Hannover zusammengenommen. Nun wißt Ihr meine politische Meinung und laßt mir dafür hier das Musikgehäuse nach dem Saal schaffen; ich habe die trummie Gicht im Stelzfuße, und hier in dem naßkalten Loch ist sie mir beinahe wieder gerade geworden!“

Das willfährige Ortsobershaupt rief einige stämmige Jungens herbei, welche es sich zur Lust machten, die vielbegehrte Orgel an Ort und Stelle zu schaffen, sodann nahm er den jetzweiligen Inhaber derselben brüderlich beim Arme und wanderte mit ihm selbänder das Dorf hinauf, dem Wirthshause zu. Die Belagerungsmannschaften hatten gar nicht auf die beiden „Beamten“ gewartet, sondern es für sicherer gehalten, das musikalische Instrument gar nicht aus den Augen zu lassen; sie waren also sammt und sonders hinter demselben hergezogen, und als Leopold den niedrigen Tanzsal betrat, fand er ein so zahlreiches Publikum versammelt, daß es ihm wegen der bevorstehenden Arbeit hätte angst und bange werden mögen.

„Laßt mich in Ruhe, Ihr Teufelszeug,“ wehrte er ab, als man ihm unter aufmunternden Zurufen von allen Seiten Flaschen und Gläser entgegenbrachte. „Bin ich denn ein Haifisch, daß Ihr mir zumuthet, so eine Ueberichwemmung hinunter zu schlingen? Schafft mir ein paar Stühle da hinten in die Ecke, und dann sollt Ihr springen, daß Hannover wackelt!“



Er postirte sich an dem angegebenen Ort, und bald war das ersehnte Vergnügen in vollem Gange. Mittlerweile brach der Abend herein, und der Fürst zählte die Viertelstunden, welche bis zum Eintreffen des Hauptmanns noch verfließen mußten. Wenn derselbe sich spürte, so konnte er in zwei Stunden hier sein. Deshalb erwidert Leopold fast, als er, nach der Thür schauend, ihn unter derselben stehen und mit unruhigem Auge den Saal überblicken sah.

„Da muß etwas passiert sein, was ihn verhindert hat, nach Leppin zu gehen,“ brummte er besorgt in den Bart, „und nun sucht er mich, Mord und Todtschlag, es wird mir hier doch nicht gar etwas in die Quere kommen, da bis jetzt Alles so schön gegangen ist! Aha, jetzt sieht er mich. Was er für Augen macht! Grad als ob ihm ein Gespenst erschienen sei! Ja, ja, der Feldmarschall dreht die Trompetenmüdel! Jetzt schleicht er sich langsam durch!“

Der Hauptmann, noch in sein landläufiges Kostüm gekleidet und den Knotenstock in der Hand, hatte schnell seine Ueberraschung bemeistert und näherte sich so wenig auffällig wie möglich seinem Vorgesetzten. In der Nähe desselben angelangt, blieb er erst eine kleine Weile stehen, dem Anscheine nach seine ganze Aufmerksamkeit dem Tanze zuwendend; dann trat er wie absichtslos an den Musikanten heran, welcher eben eins seiner Stücke beendet hatte, und flüsterte:

„Alles in Ordnung, Durchlaucht!“

„Was? In Ordnung? Ich denke, es ist Ihn irgend etwas passiert, weil Er schon hier ist.“

„Ich habe mir unterwegs ein Pferd genommen, um so schnell wie möglich nach Leppin zu kommen. Dort ließ ich einige Wagen requiriren, auf welchen ich die Mannschaft immer Trapp und Galopp bis nach Ziemendorf brachte, wo Excellenz nicht zu finden waren. Nun halten sie draußen vor dem Dorfe seitwärts im Felde, und ich bitte um weitere Befehle.“

„Gut, sehr gut! Er ist kein ganz unebener Kerl! Die Gefangenen habe ich gefunden. Sie stecken bei dem David Petermann, vier Hüter von hier rechts an der Straße, in einem Gewölbe, welches sich im Hausflur befindet. Wir müssen jetzt noch warten, bis die Buntrocke sich alle hier eingefunden haben; dann sind sie uns am sichersten. Die Wagen mögen stehen bleiben; wir brauchen sie wieder; die Leute aber bringe Er vorsichtig in den Obstgarten, der hier grad gegenüber liegt, und wenn ich unser Herrgotts Dragonermarsch aufspiele — Er kennt ihn doch, Hauptmann, — so kommt Er mit ihnen herauf. Einige Mann von ihnen aber mögen zu gleicher Zeit zu Petermann eilen, um die Gefangenen und mit ihnen den rothen David herbeizubringen. Hat Er mich verstanden?“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

„So scheere Er sich vorsichtig wieder von dannen!“

Der Offizier befolgte diesen zart gegebenen Rath, und Leopold steckte ein neues Stück auf. Die Zeit des Abendbrotes ging vorüber, und in Folge dessen mehrten sich die Gäste zusehends, auch die Soldaten stellten sich alle bis auf Einen ein, der jedenfalls zur Bewachung der Gefangenen bei dem rothen David zurückgeblieben war, welcher sich bis jetzt nicht hatte sehen lassen. Nun erhob sich ein noch regeres Treiben als zuvor; die in Menge getrunkenen Spirituosen thaten ihre Wirkung, und der Uebermuth ward endlich so toll, daß er sich auf allerlei Spitzfindigkeiten und Händel zu legen begann. Zuletzt band man sogar mit dem Spielmanne an. Er antwortete nach seiner derben Art und Weise, und es dauerte gar nicht lange, so

stand fast das sämtliche Militär um ihn herum, in der Absicht, sich über ihn lustig zu machen.

„Laßt ihn gehen; er ist Generalleiermann, und wir müssen Alle vor ihm präsentiren!“ meinte einer von ihnen.

„Dann ist er auch ein Preuße, denn im ganzen Reiche ist dieser Rang beim Stabe nicht zu finden.“

„Nein, das glaube ich nicht; für einen Preußen ist er zu alt; die sterben alle frühzeitig an der Dummheit. Aber zu so einem Range können wir es auch bringen; das will ich Euch gleich zeigen. Gehe einmal weg; ich will ein Stück zum Besten geben!“

„Bade Er sich zum Teufel, sonst gebe ich Ihn einen Klapp auf Seine Klugheit, daß Ihn alle Armeearganten vor den Augen kimmern sollen!“

Er wollte nach dem Stocke greifen, schnell aber kam ihm einer zuvor und nahm denselben von der Orgel weg, auf welcher er gelegen hatte.

„Ich wollte Dich schon belkapsen. Da sind mir noch ganz andre Kerle unter die Häuste gekommen, als Du bist! Fort von dem Raften, jetzt sind wir da!“

„Ja, fort,“ rief es in dem Kreise. „Jetzt drehen wir!“

„Laßt meine Orgel in Ruhe, sonst wird es böse, sage ich Euch! Zum Tanzen will ich Euch vorspielen, so viel Ihr wollt, an meinem Eigenthum aber darf sich Keiner vergreifen!“

„Oho! da werden wir uns auch ganz schrecklich vor Dir fürchten. Vorwärts marsch bei Seite!“

Er faßte den Fürsten beim Arme, dieser aber nahm ihn in der Mitte des Leibes, hob ihn hoch empor und schleuderte ihn mitten unter die Andern hinein, so daß sie auseinander flogen. Im nächsten Augenblicke jedoch war er umzingelt und wurde von allen Seiten gepackt. Er suchte die Dränger von sich abzuwehren, was ihm aber nicht gelingen wollte, denn es fehlte ihm der feste Halt. Eine Schnalle des Stelzfußes war aufgegangen und dieser, nun nur noch locker befestigt, wackelte in der Weise an dem zurückgebogenen Beine herum, daß er eher als Hindernis denn als Stütze diente. Dies erhöhte den Aerger des Fürsten und schnell entschlossen machte er sich für einen Augenblick frei und biß sich nieder, um die andre Schnalle auch zu öffnen. Dann riß er das falsche Bein herunter und schwang es hoch in die Luft empor.

„Gebt Raum ihr Canaillen, sonst schlage ich Euch das Spazierholz um die Köpfe, daß Euch die Beulen wie die Bomben plaken!“

„Er hat einen falschen Fuß, der Betrüger!“ johlte es ihm entgegen. „Der Kerl ist kerngesund. Haut ihn durch, haut ihn durch!“

Sie warfen sich auf ihn, er aber empfing sie mit so wichtigen Hieben, daß sie gar nicht heran konnten. Der Stelzfuß mit seiner schweren Kniescheibe war eine furchtbare Waffe in der Hand eines solchen Mannes; doch für die Dauer hätte Leopold dem Andränge so zahlreicher Gegner wohl kaum widerstehen können, wenn nicht ein für ihn glücklicher Umstand eingetreten wäre. Der Wirth nämlich, welcher ein sah, daß eine Balgerei ihm großen Schaden machen könne, war schleunigst herbeigeeilt und zu dem Feiertasten getreten. In der Absicht, durch das Erklingen einer verführerischen Weise die Streitenden auseinander und zum Tanze zu bringen, ergriff er die Kurbel und setzte sie in Bewegung. Zufälliger Weise war das letzte auf der Walze punktirte Stück abgespielt worden, es konnte folglich denn anderes als das erste ertönen, und so brauste denn mitten in das Getümmel der damalige Lieblingsmarsch der Preußen. „So leben wir, so leben wir, so

leb'n wir alle Tage" hinein. Im Nu hielten die Kämpfenden inne, die Hannoveraner aber nur, um sich gleich darauf desto wüthender auf den Fürsten zu stürzen.

"Seht Ihr es, daß er ein Spion ist? Er hat den „Dessauer," den alten Spitzbuben in der Orgel!"

"Ja, Ihr Himmelhunde, den Dessauer habe ich drin, und Ihr werdet den „alten Spitzbuben" noch diese Stunde so gut kennen lernen, daß Ihr an ihn denken sollt bis an Euer selbiges Ende!"

Er machte sich mit dem Beine aus Leibeskräften über ihre Köpfe her; zu gleicher Zeit ward der noch geschlossene zweite Thürlügel aufgerissen und — eins, zwei — eins, zwei — marschirte die erwartete Abtheilung preussischer Grenadiere, lauter zweiundsiebzigzöllige, bärtige Bursche mit ellenhohen Mützen in den Saal. Der Schreck über diese unerwarteten Gäste machte den Kärm total verstummen; eine wahre Todtenstille trat ein, und Diejenigen, welche die Aergsten gewesen waren, standen am verblüfftesten da und starrten mit aufgerissenen Augen den ungebetenem Zuspruch an.

"Nun, was steht Ihr denn da und swert die Mäuler auf so weit wie die Scheinenthore? Jetzt ist Euch der Muth wohl in die Gamaschen gefahren, daß Ihr den hellen Wadentkrampf verzwürt? Der Dessauer steckt nicht bloß da in der Heulbidite, sondern er steht auch noch wo anders, und der „alte Spitzbube" wird Euch zeitlebens in dem Bauche grimmen."

Er warf den Rock von sich, und nun kam eine Uniform zum Vorschein, an welcher die Anwesenden sehr leicht den eigentlichen Charakter des seltenen Orgelmannes erkennen konnten.

"Gewehr auf!" kommandirte er. „Legt an! — So! und nun, Ihr Millionenrader, sage ich Euch: Wer nur einen Mucks von sich giebt, der mir nicht gefällt, der bekommt eine Kugel vor den Kopf. Korporal Weidauer, ich sehe, daß Er eine Handvoll Stricke mitgebracht hat; Er ist immer ein Kerl, der an Alles denkt. Tretet Er vor und binde Er die Erzballunken; aber fest, es ist von wegen dem Wadentkrampf!"

Auch der Hauptmann ließ seinen Waffenrock sezen, und die Persönlichkeit des Fürsten sowie das feste Auftreten seiner Untergebenen machte einen so überwältigenden Eindruck, daß die kurfürstlichen Soldaten sich binden ließen, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen.

Noch war der Korporal mit dieser Arbeit nicht vollständig fertig, als neue Ankömmlinge erschienen. Es waren die zu Petermann beorderten Leute mit den beiden befreiten Gefangenen, dem rothen David und dem dort zurückgebliebenen Posten.

"Nun, Brehmer," rief Leopold dem Schulmeister entgegen: „habe ich Wort gehalten?"

"Durchlaucht, ich danke! Das war nicht anders zu erwarten!"

"Ja, ja, Er kennt mich! Natürlich seid Ihr beide nun frei und werdet nachher mit mir nach Ziemendorf fahren. Vorher aber müssen wir noch ein Wort mit unseren Kirmeßleuten reden. Wo ist der Schulze?"

Der Gefuchte wurde aus einem Winkel herbei geschoben; er zitterte vor Angst an allen Gliedern.

"Tretet Er einmal näher, Er großer Potentate, Er! Ich will Ihn Etwas sagen, aber nicht durch die Blume. Was klappert Er denn vor Furcht? Ich werde Ihn nicht todtheißen! Höre Er, Seine Prezeller sind Galgenschwengel, wie sie niederträchtiger gar nicht gefunden werden können: weil Er aber einen so delikaten

Ausflickchen häckt, will ich einmal quädiger sein, als Ihr es eigentlich verdient habt. Eigentlich müßte ich das ganze armselige Nest mit Kind und Kegel aufwießen oder todtschießen lassen, und beim nächsten Male werde ich es auch thun; jedoch für heut sollt Ihr mit einem blauen Auge davontkommen, indem Ihr dem Manne da, den Ihr erst der Landdrostei und dann dem Kriegsgerichte übergeben wolltet, aus dem Gemeindefädel zwanzig Thaler Schmerzensgeld auszahlt."

"Herr Orgelmarischall — — —"
 „Ruhig! Ich bin der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, wenn Er es noch nicht gemerkt hat, den sie vorhin den „alten Spitzbuben" gen — — na, wartet nur, Ihr Canaillen, ich lasse Euch Spießruthen laufen, daß die Hosen bis nach Egypten fliegen! — Also, Er Schwerenöthter, die zwanzig Thaler hat Er auf der Stelle herbei zu schaffen! ich werde Ihn ein Bicket mitgeben, und die Quittung habe ich ihm heut zur Genüge vorgeorgelt. Was ich Ihn dabei versprochen habe, das werde ich halten! Sobald ich nächstens dem Förge wieder 'mal tanzen lasse, werde ich ihm durch die Blume von dem dicken Prezeller Schulzen erzählen. Jetzt kann Er gehen, aber in zehn Minuten ist Er wieder hier. Korporal Weidauer, helfe Er dem Manne zählen!"

Der Korporal machte Kehrt und marschirte hinter dem Vater des Dorfes zur Thür hinaus. Jetzt wandte sich Leopold zu Petermann.

"Und nun kommt Er daran! Wie kann Er sich denn eigentlich unterstehen, als so ein schandbarer Seelenverkäufer und Menschenverräther über die Grenze zu kommen, um Seine armselige Rache zu kühlen, Er zehnfaches Galgenfutter, Er! Und mich nennt Er heut einen Stroschen und will mir mein Leder gerben, daß man Stiefelsohlen daraus schneiden kann, Er Millionen- und Zimoberfuchs! Ich werde Ihn belledern und befohlen, daß Er die vier großen sammt den zwölf kleinen Propheten um Hüße rufen soll, denn weiß Er, Er wird in dieselbe Grube gesteckt, die Er dem Schubert da gegraben hat. Er marschirt nachher mit uns hinüber und wird in des Königs Rock gesteckt. Thut Er da gut, so will ich Ihn Seine Schlechtigkeit nicht anrechnen, bleibt Er aber ein Lump, so mache Er sich auf den Strick gefaßt!"

"Durchlaucht, ich kann doch nicht von meiner Wirthschaft — — —"

"Maul halten und Ordre pariren! Hier habe bloß ich zu reden! Für seine zwei dummen Ackerfurchen wird sich wohl ein Esel finden, der sie mit den langen Ohren bewackelt, bis Er einmal Seinen Abschied bekommt. Er mag die Sache von drüben aus in Ordnung bringen; ich habe keine Zeit, mich her zu setzen, bis Er Seinen Kram in Ordnung hat, und Nachsicht hat Er nicht verdient, das muß Er selber einagestehn!"

Er wandte sich von dem vollständig Zerführchten ab und zu den gebundenen Soldaten.

"Na, was sagt Ihr nun, Ihr Heidenvolk, he?! Nichts? Da will ich Euch 'was sagen: Wir brauchen jetzt da drüben Kanonensfutter, und weil unsre jungen Leute alle vor lauter Dummheit sterben, so fehlt es uns ganz außerordentlich an gelehrten Bubels, die wir dem Wiener Thereserl auf den Reifrock hetzen können, und darum will ich nur vom Förgen von Hannover heut einmal eine Probe mitnehmen. Ihr werdet des Königs Soldaten, und wenn ich solche Ausbunde von Klugheit auf unsre vernagelten Brandenburger pflanze, so wird wohl ein Gemäch zu Stande kommen, das zu gebrauchen ist. Aber merkt Euch Eins: Bei uns

zu Hause gedeiht der Haselstock verteuert besser als in der kurfürstlichen Gaide, und wen der lieb hat, der darf sich um zu wenig nie beklagen! He, Wirth, schaffe Er einmal etwas Ordentliches zu essen und zu trinken her für meine bunten Kinder; sie haben einen tüchtigen Schluck verdient, und Brezelle wird bezahlen!"

In diesem Augenblicke brachte der Korporal den Schulzen zurück, welcher dem Fürsten mit süßsaurer Miene einen alten, schmutzigen Leinwandbeutel entgegenhielt.

"Der Sack gehört dem Brehmer. Tragt ihn hin! So! Und nun, Schulze, komme Er 'mal her zu meiner Jagottmühle! Meine Jungen möchten gern ein wenig Tafelmusik haben, und weil ich des Guten schon genug gethan habe, so ernenne ich Ihn zum fürstlich Anhalt-Deffauschen Feiertaggriffel. Das ist ein Amt, welches Ihn viel Ehre bei Seinem Monarchen eintragen wird, wenn er die Nachricht davon durch die Blume bekommt. Und weil Er heut dem „alten Spitzbuben“ seinen Leibmarsch so gern hat hören wollen, so will ich extra für Ihn die Walze stellen und Er soll die Freude genießen, sich das Ding eigenhändig vorzuorgeln. Da; jetzt kann es losgehen! Na, wie wird's? Oder soll ich etwa nachhelfen?"

Der arme Dorfregent mußte wohl oder übel die hochverräterische Melodie hervorarbeiten und was das Schlimmste war, der Fürst fand seine Freude so an ihr, daß er die Walze immer wieder zurückstellte, sobald der Marsch zu Ende war. Auf diese Weise wurde „So leben wir“ so oft wiederholt, bis die Preußen fertig mit Essen und Trinken waren und sich zum Aufbruche richteten, wo der schweißtriefende Schulze den ersten unbewachten Augenblick bemerkte, sich ungesehen aus dem Staube zu machen.

Der Abschied Leopolds war kurz, aber in so kräftigen Worten abgefaßt, daß er den Brezellern ganz gewiß für lange Zeit in heilsamer Erinnerung blieb. Bei den im freien Felde harrenden Wagen angekommen, stiegen Preußen und Hannoveraner auf, und im scharfen Trabe ging es nach Ziemendorf.

Während der Fürst dort den Andern gebot, ihren Weg fortzusetzen, fuhr er bis vor die Thür des Schulhauses, unter welcher auf ein mit der Peitsche gegebenes Zeichen die Frau und Tochter Brehmers erschien. Er war der Erste, welcher abstieg und trat sogleich auf die beiden Frauen zu.

„Na, da ist ja die Emma! Guten Abend! Da guck Dir 'mal die beiden Männer an, welche ich mitbringe, ob es auch die Nechten sind!"

Mit einem lauten Freudenstrei eilte das brave Kind zunächst zum Vater, welchem sie jubelnd die Arme um den Nacken schlang. Auch die Mutter konnte die Gefühle ihres Herzens bei dem unverhofften Wiedersehen der fast verloren geglaubten nicht verbergen, und beide gaben sich ihrem Entzücken so rückhaltlos hin, daß Brehmer selbst sie an ihre häuslichen Pflichten mahnen mußte. Einige leise geflüsterte Worte

genüigten, ihnen zu sagen, was für ein hoher Gast vor ihrer bescheidenen Wohnung stehe, und nun begann allerdings eine Verlegenheit für sie, die ihren Höhepunkt erreichte, als der Fürst ihnen voran nach der Stube schritt und sich dort gemütlich auf das alte, knackende Kanapee fallen ließ.

„So, hier sitze ich, und nun stellt Euch einmal alle in Reih und Glied hierher! Ich habe nur einige Minuten Zeit und werde also meine Sache kurz machen. Brehmer, nach Dem, was heut geschehen ist, kann Seines Bleibens hier nicht länger mehr sein und Er soll deshalb eine hübsche Schulmeisterstelle bei mir im Deffauschen haben. Ist Er damit einverstanden?"

„Durchlaucht, das wäre ja ein Glück, welches ich —“

„Papperlapapp! Ich werde doch für einen alten Kriegskameraden sorgen! Und Er, Schubert, ist Oberknecht auf einem großen Gute?"

„Ja!"

„Versteht Er sich denn auch ordentlich auf Sein Fach?"

„Mein Herr bekümmert sich fast gar nicht um die Bewirthschaftung seines Besitzthums und überläßt Alles ganz meinem Ermessen. Die Leute sagen, unsre Felder seien weitaus im besten Stande und mit unterm Vieh könne sich kein anderes messen.“

„So? Hm! Da würde Er wohl nur schwer fort zu bringen sein?"

„Durchlaucht — —!"

„Weiß schon, weiß schon! Ich werde Ihn auf die Probe stellen, und wenn Er Seine Sache versteht, so soll Er an demselben Orte wohnen wo der Brehmer seine Stelle bekommt. Ich brauche einen Inspektor dort. Seine Mutter bringt Er natürlich auch mit!"

„So? Hm! Da würde Er wohl nur schwer fort zu bringen sein?"

„Durchlaucht — —!"

„Weiß schon, weiß schon! Ich werde Ihn auf die Probe stellen, und wenn Er Seine Sache versteht, so soll Er an demselben Orte wohnen wo der Brehmer seine Stelle bekommt. Ich brauche einen Inspektor dort. Seine Mutter bringt Er natürlich auch mit!"

„So? Hm! Da würde Er wohl nur schwer fort zu bringen sein?"

„Durchlaucht — —!"

„Weiß schon, weiß schon! Ich werde Ihn auf die Probe stellen, und wenn Er Seine Sache versteht, so soll Er an demselben Orte wohnen wo der Brehmer seine Stelle bekommt. Ich brauche einen Inspektor dort. Seine Mutter bringt Er natürlich auch mit!"

„So? Hm! Da würde Er wohl nur schwer fort zu bringen sein?"

„Durchlaucht — —!"

„Weiß schon, weiß schon! Ich werde Ihn auf die Probe stellen, und wenn Er Seine Sache versteht, so soll Er an demselben Orte wohnen wo der Brehmer seine Stelle bekommt. Ich brauche einen Inspektor dort. Seine Mutter bringt Er natürlich auch mit!"

„So? Hm! Da würde Er wohl nur schwer fort zu bringen sein?"

„Durchlaucht — —!"

„Weiß schon, weiß schon! Ich werde Ihn auf die Probe stellen, und wenn Er Seine Sache versteht, so soll Er an demselben Orte wohnen wo der Brehmer seine Stelle bekommt. Ich brauche einen Inspektor dort. Seine Mutter bringt Er natürlich auch mit!"



„So, hier sitze ich, und nun stellt Euch einmal alle in Reih und Glied hierher!"

Dem jungen Mann standen über diese Güte die Freudenthränen im Auge. Leopold aber wehrte seine lebhaften Dankeserweisungen von sich ab.

„Schon gut! Lasse Er das jetzt; ich muß fort!"

Dann erhob er sich und hielt der Hausfrau die Hand entgegen.

„Ihren Mann kenne ich von langer Zeit her schon, Sie aber habe ich noch nicht gesehen. Sie scheint mir eine tüchtige und brave Hausfrau zu sein, grad wie meine gute Anneliese es immer gewesen ist, das sieht man hier ja deutlich in der saubern, blitzblanken Wirthschaft. Und eine Mutter ist Sie dazu, vor der man Respekt haben muß, das habe ich heut an Ihrem frommen, herzigen Kinde bemerkt. Wenn alle Weiber ihre Pflicht so treu erfüllten, so gäbe es viel weniger Unglück und Herzeleid im Lande. Da, schlag Sie ein; wir wollen gute Freundschaft halten! Und wenn Sie mit Ihrem Manne nach dem Deffauschen kommt, so werde ich Sie schon einmal aufzusuchen wissen!"

Es war eine ungewöhnliche Nührung über den alten, strengen Knasterbart gekommen. Trug die Erinnerung an seine eigene und einzige Liebe daran die Schuld, oder war es der Eindruck der zwar armen aber traulichen Häuslichkeit, der ihn so mild stimmte? Vielleicht

Beides zugleich. Es dauerte auch nur einige Augenblicke, so war er Herr seiner Weichheit geworden und trat nun lächelnd zu dem Mädchen.

„Also mein Wort habe ich gehalten, und was die Folgen davon sind, das wird man ja später erfahren dürfen. In den jetzigen Kriegsläufsten will es Einem nur selten einmal fröhlich um das alte Herze werden, aber wenn sie vorüber sind, so würde ich gern einmal bei einer lustigen Hochzeit sein, um doch wenigstens zu sehen, daß der liebe Herrgott da droben mich heit nicht umsonst von der Straße weg in den Busch geschickt hat. Aber wie steht es denn nun eigentlich mit meinem Lohne, von dem Du gar Nichts wissen wolltest?“

Sie schwieg, und eine dunkle Röthe übergos ihr hübsches Gesichtchen von der Stirn bis auf den Hals herab.

„Na, Strafe muß sein, das habe ich heut bewiesen! Und Lohn muß auch sein, das werde ich ebenso beweisen!“

Er faßte sie unter dem Kinn, hob ihr Köpfchen empor und gab ihr einen herzhaften Kuß auf die vollen, frischen Lippen.

„So! Der Schubert wird nicht darüber räsonniren und meine Anneliese auch nicht, wenn ich ihr davon erzähle. Jetzt aber lebt wohl, Ihr Leute! Ihr werdet bald eine gewisse Entscheidung von mir erfahren, und dann wird es vielleicht nicht lange dauern, bis wir uns wiedersehen!“

Er schritt, von ihnen begleitet, zur Thür hinaus. Der Fuhrknecht hatte unterdessen die Drehorgel abgeladen und in die Nähe des Einganges gestellt.

„Hier steht der Orgelmarschallskasten, Brehmer. Der Eigenthümer befindet sich hier im Krüge und hat zehn Thaler Leibgebühren zu bekommen. Ich habe ihm als Kaution zwanzig gegeben und er mag sie behalten, weil sein Unglücksbein in Brezelle liegen geblieben ist. Suche Er ihn auf und gebe Er ihm dabei diese Papiere zurück!“

Er stieg auf den Wagen und reichte den vier Leuten von oben herab noch einmal die Hand. Unter herzlichen Dankesworten traten sie zurück; die Pferde zogen an, und der Wagen vollte von dannen. Von tiefer Bewegung erfüllt, lauschten die Zurückbleibenden wortlos dem sich entfernenden Hufschlage, bis derselbe von der ringsum herrschenden nächtlichen Stille verschlungen wurde.



Am Bodensee.

Aus „Hortus deliciarum“ von Eichrodt.

Wärst, Mädchen, eine Perle du,
So möcht' das Meer ich sein,
Dann rauscht' und stürmt' ich immerzu
Auf ewig bist du mein!

Und wärest du der Thau im Thal,
So möcht' die Sonn' ich sein: —
Wie küßt' ich dich mit heißem Strahl
Und ewig wärest du mein!

Und wärest die junge Erde du
Im holden Mondenschein,
In dir dann fänd ich Glück und Ruh
Und möcht' begraben sein.

Und wärest du ein lichter Stern,
So möcht' die Nacht ich sein,
Dann wärest du ewig nah und fern,
Nur mir, nur mir allein!

Das wünscht' ich mir wohl tausendmal
Und wünsch' es ewig neu,
Und werd' auch wieder tausendmal
Mir selber ungetreu.

Denn flöße von St. Gotthards Höh'
Als Rheinweinstrom der Rhein,
Dann möcht' ich nur der Bodensee,
Doch ohne Boden, sein.

Friedrich Hornfeld.

Ein Carnevalscherz.

Humoreske von E. Behrend.

Wir befinden uns in Leipzig, zur Zeit des Carnevals. Der Gutsbesitzer Carlowitz war mit seiner jungen Frau dorthin gereist, um diese durch die Belustigungen zu erfreuen. Es war am Tage des öffentlichen Carnevals und die junge Frau war mit ihrer Toilette beschäftigt. Dem Gemahl wurde die Zeit lang, und er beschloß auf die Promenade zu gehen, um das sich dort entwickelnde Leben und Treiben in Augenschein zu nehmen. Er war etwas verstimmt, denn wohl zehnmal war er an das Toilettenzimmer seiner Frau gegangen, um sie durch die Thür anzusprechen, ihre Toilette zu beendigen, jedesmal tönte ihm jedoch ein „gleich, lieber Eduard,“ zurück. Und bei diesem „gleich“ war es wohl einige Stunden lang geblieben. — Carlowitz's erste Neugierde war befriedigt, das lustige Leben auf der Promenade hatte seine gute Laune wieder zurückgerufen, und mit dem Gedanken, seine Frau werde ihre Toilette wohl jetzt beendet haben, ging er nach Hause.

„Ist meine Frau bereit?“ fragte er das Mädchen, das ihm auf dem Flur entgegentam. —

„Madame ist so eben fortgefahren,“ sagte diese.

„Fortgefahren?“ fragte Carlowitz erstaunt, „ohne Begleitung?“

„Nein, mit Begleitung.“

„Mit einem Manne?“ fragte er hastig.

„Wenn der Herr mich nicht verrathen wollen, in Begleitung der Schneiderin, die als Mann verkleidet ist.“

Carlowitz athmete erleichtert auf, ja, er lächelte.

„Madame trägt einen schwarzen Domino, und die Schneiderin einen rothen Frack,“ sagte das Mädchen geheimnisvoll. „Und diesen Brief soll ich dem Herrn von Madame übergeben.“

Carlowitz nahm den Brief und las:

„Lieber Eduard!

Da Du mich nicht mehr zu Hause getroffen hast, so wirst Du mich auf der Promenade finden; aber Du mußt mich suchen.

Deine Clara.“

„Also darauf war es abgesehen, sie wollte mich forthaten, um einen Scherz mit mir zu treiben,“ dachte Carlowitz. „Warte!“ Er ging auf die Straße, mietete einen Wagen und ließ sich nach der Promenade fahren, in deren ausgedehnter Länge der öffentliche Carneval stattfand. „Ungetreue Dienstboten sind zuweilen nicht mit Geld zu bezahlen,“ murmelte er, sich vergnügt die Hände reibend. „Frau Gemahlin, Du sollst sehen, daß ich einem Scherze zu begegnen weiß.“ — Er kaufte von einem Blumenmädchen, das neben seinem Wagen einherlief, einen großen Blumenstrauß, riß ein Blatt Papier aus seiner Tasche und schrieb darauf:

„Geliebte Ulrike!

Ich habe Dich erkannt. Meine Frau ist hier auf der Promenade. Komme nach meiner Wohnung zum schwarzen Bären, ich werde Alles entfernen, was uns stören könnte.

Dein Carlowitz.“

„Dahaha!“ lachte er. „Wird sie einen Schreck bekommen; sie hat keine Ahnung, daß mir das Mädchen ihr Kostüm verrathen würde.“ Er steckte das Blatt Papier in den Strauß, dann späbete er mit langem Galle umher nach dem Wagen, in welchem eine Dame im schwarzen Domino und ein Herr im rothen Frack saß. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Wagen heran. Er fuhr dem Seitigen in entgegengesetzter Richtung vorüber und als er nahe heran war, warf Carlowitz seiner Frau den Strauß in den Schoß.

„Ein herrlicher Spaß“ lachte er. — Aber plötzlich erschrak er, denn ein zweiter Wagen, genau wie der erste, in dem eine Dame im schwarzen Domino und ein Herr im rothen Frack saß, kam daher. „Was ist denn das,“ rief Carlowitz, „ein Doppelgänger?“ Eine große Angst überkam ihn plötzlich, „wenn der Strauß und das Billet in unrechte Hände gekommen wäre.“ Seine Angst steigerte sich, „wenn der Herr der Mann der Dame wäre, wenn ich sie dadurch in Verlegenheit brächte, wenn gar eine Ehescheidung daraus entstände? Herr der Himmels, wie mache ich das wieder gut.“ Ein Gedanke, der ihn etwas beruhigte, überkam ihn; „Rutscher,“ rief er, „schnell dem Wagen nach, in den ich den Strauß geworfen!“

„Das geht nicht,“ sagte der Rutscher, „ich kann hier nicht umkehren, ich muß in der Reihe bleiben.“

„Dann bleiben Sie in Gottes Namen in der Reihe, so lange Sie wollen,“ rief Carlowitz, sprang aus dem Wagen und eilte den Weg zurück, den er gekommen war. Die Wagen fuhren langsam, und Carlowitz hatte bald das Ziel seines Suchens erreicht.

Mit einem Satz war er auf dem Wagentreitte.

„Meine Herrschaften,“ sagte er, „ich bitte um Verzeihung, ich komme ein Versehen gut zu machen. Ich habe dieser Dame einen Blumenstrauß, in dem ein Billet verborgen, zugenorfen,“ wandte er sich an den Herrn im rothen Frack. „Es war ein Versehen, Strauß und Billet waren für Jemand anders bestimmt. Wenn ich mir erlauben darf, Sie um die Herausgabe beider Objekte bitten zu dürfen?“

Die Dame im schwarzen Domino und der Herr im rothen Frack wandten ihre maskirten Gesichter einander zu, und die Dame überreichte Carlowitz das Bouquet, in welchem das Briefchen steckte. Carlowitz machte eine Verbeugung und sprang vom Wagentreitt herab. „Gott sei Dank“ sagte er tief aufathmend. „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen — Sie scheint überdies das Billet gar nicht bemerkt, folglich auch nicht gelesen zu haben.“ Er entfaltete dasselbe und sah hinein. „Was ist denn das!“ rief er, das Billet anstarrend, „das ist ja nicht mein Brief, sondern eine Antwort auf denselben. Mein Gott, wie ist denn das möglich?“ Der Brief lautete nämlich:

„Lieber Carlowitz!

Wie unbesonnen von Ihnen, mein Mann hätte alles beinahe erfahren. Mit vieler Mühe schreibe ich diese Zeilen unter meinem Domino. Ich komme, in einer Stunde dürfen Sie mich am angegebenen Orte erwarten.

Es küßt Sie Ihre

Ulrike.“

„Bin ich hebert,“ rief Carlowitz, „was weiß ich von einer Ulrike? In meinem ganzen Leben habe ich keine Ulrike kennen gelernt. — Sollte ein Schabernack dahinter stecken? Sollte das Billet dennoch an meine Frau gelangt sein, sollte sie meinen Scherz auf diese Weise beantwortet haben? Möglich wäre es schon. — Aber, wenn es nun nicht der Fall wäre? wenn jene Dame wirklich Ulrike hieße und sie einen Liebhaber hätte, der Eduard hieße? Herr des Himmels, wie komme ich da heraus! Ach was,“ sagte er nach einer Weile, „mag dem sein wie ihm will. Aber wenn jene Ulrike wirklich nach dem schwarzen Bären ginge, wenn sie Veranlassung fände, mein Billet vorzuzeigen, wenn meine Frau durch das Mädchen davon erführe, wird sie mir glauben, könnte sie mich nicht für treulos halten?“ Er nahm die Halbmastix ab und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne. In diesem Augenblicke fuhr der zweite Wagen vorüber,

der Herr im rothen Frack hatte seine Maste etwas gelüftet, und wischte sich ebenfalls die Stirn und Carlowitz bemerkte, daß das Gesicht dieses Mannes mit einem Schnurrbart geziert war. In diesem Augenblick waren alle Gefühle, die Carlowitz beherrscht hatten, von einem andern in den Hintergrund gedrängt. Dies Gefühl war Eifersucht. Eifersüchtige sind Pessimisten, sie suchen Alles hervor, um ihrem Gefühle Nahrung zu geben, und selbst Gegenbeweise verwandeln sich in ihren Händen für Beweise der Schuld. Hatte nun auch Carlowitz keine Gegenbeweise, so war er doch nicht vollständig überzeugt, daß die Dame im zweiten Wagen seine Frau sei. Trotzdem glaubte er dieses steif und fest.

„Also so,“ rief er, „das war es. Sie hat einen Liebhaber, mit dem sie den Carneval besuchen will, deshalb hat sie meine Nachbarkunft nicht abgewartet, deshalb hat sie von dem Mädchen auspressen lassen, sie fahre mit ihrer als Mann verkleideten Schneiderin. Oho, Frau Gemahlin, der Scherz ist Ernst geworden, oho, oho!“ An Ulrike dachte er nicht mehr. Er dachte überhaupt gar nichts, sondern er handelte nur nach Eingebnis seiner blinden Leidenschaft. Mit großen Sähen eilte er dem Wagen nach, und als er ihn erreicht hatte, sprang er auf den Wagentritt und kramerte sich dort fest. Die Dame stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, und der Herr machte eine Bewegung, die dasselbe ausdrückte.

„Mein Herr,“ rief Carlowitz, „wir müssen uns schlagen, mein Name ist Carlowitz!“ — „Am Gottes Willen, Eduard,“ rief die Dame und umfaßte schnell ihren Begleiter — „Nichtswürdige,“ rief Carlowitz, „er oder ich! In einer Stunde, mein Herr, im schwarzen Bären.“ Er sprang vom Wagentritt herab und verschwand unter der Menge.

„Das war ein Wahnsünniger,“ sagte der Herr im Wagen, „aber wie Du zitterst, liebes Kind.“ Er nahm der Dame die Halbmaske ab, und sah ihr besorgt ins Gesicht. Das Gesicht war bleich und die Augen durch Thränen leicht getrübt. „Mein Gott, Eduard, was war das nur, kennst Du einen Carlowitz, hast Du den Herrn vielleicht unbewußt beleidigt?“

„Ich kenne weder einen Carlowitz, noch habe ich ihn unbewußt beleidigt; es war ein Geistesgestörter, liebes Kind. Nun, laß uns diesen Zwischenfall nicht weiter kümmern, liebe Ulrike.“

„Nein, bitte, laß uns nach Hause fahren, er könnte wiederkommen. Die Angst brächte mich um.“ Sie sah furchtsam umher, konnte aber von Carlowitz keine Spur entdecken. Eduard, den wir zur Unterscheidung von Carlowitz Eduard von N. nennen wollen, gab seinem Kutscher Befehl umzukehren, und bald war der Wagen aus dem Gedränge der Wagen und Fußgänger heraus und in einer Nebenstraße verschwunden. Vor einem vornehmen Hause hielt er still und der Herr und die Dame stiegen aus. In dem Augenblick, als Eduard von N. den Wagenschlag zuwerfen wollte, bemerkte er unter der Bank des Wagens ein Papier, er hob es auf und las:

„Lieber Carlowitz.

Wie unbefonnen von Ihnen, mein Mann hätte alles beinahe erfahren. Mit vieler Mühe schreibe ich diese Zeilen unter meinem Domino. Ich komme, in einer Stunde dürfen Sie mich am angegebenen Orte erwarten.

Es küßt Sie Ihre
Ulrike.“

Eduard von Norden hielt sich an dem Treppengeländer seines Hauses um nicht umzufallen, während

er das Billet mit der Hand zusammendrückte. Dann raffte er jedoch alle seine Kraft zusammen und bleich mit zusammengepreßten Lippen folgte er seiner Frau.

Carlowitz hatte mechanisch das Billet von „jener Ulrike“ wieder in das Bouquet gesteckt, war dann mit diesem in der Hand dem Wagen Eduards von Norden nachgeeilte, hatte, dasselbe in der Hand haltend, von Norden zu einem Zweikampfe gefordert und das Billet dabei aus dem Bouquet in den Wagen fallen lassen. Er vermischte es nicht, was kümmerte ihn auch Alles was nicht mit seiner Eifersucht zusammenhing? Eine Welt voll Gram im Herzen brach er sich durch die Menge Bahn. Er hatte seinen Gegner gefordert, wollte ihn tödten, würde vielleicht von ihm getödtet werden. Er war ruhig geworden und als er zu Hause angekommen war, betrachtete er die auf dem Tisch liegende Photographie seiner Frau. Nach einer Weile legte er sie bei Seite, dann setzte er sich an einen Tisch und blieb im Hinbrüten versunken sitzen. Nach einiger Zeit stand er auf und ging mit großen Schritten im Gemache auf und ab.

„Verrathen,“ murmelte er, „verrathen von meiner Frau — die Schlange, wie taubenartig sie thun konnte, wie sie es verstand, mich mit Blindheit zu schlagen. Wer er nur ist, der Teufel, der es verstand sich zwischen mich und sie zu drängen, der all mein Glück mit einem Schläge vernichtete. — Mit einem Schläge, mit einem Schläge. Ist es denn möglich!“ rief er nach einer Zeit, vor sich hinstarrend, „bin ich es denn wirklich? Wache ich denn, ist es nicht etwa ein böser Traum, der mich gefangen hält? Nein, nein, es ist kein Traum, ich wache, o, Bösewicht, o abscheuliches Weib!“ Er ging zur Wand und zog an der Klingelschmur, worauf das Mädchen eintrat. „Mädchen,“ sagte er, „Du hast mir vorhin einen Dienst erwiesen, als Du mir das Kostüm meiner Frau und ihrer Begleiterin nanntest, nur warst Du nicht genau.“

„Nicht genau?“ sagte das Mädchen. „Nein, nicht genau,“ sagte Carlowitz. Er hielt ihr eine Börse mit Goldstücken entgegen. „Dieses Alles ist Dein, wenn Du mir die volle Wahrheit sagst, wenn Du mir sagst, wer der Herr war, der mit meiner Frau davon fuhr.“ — Das Mädchen zog mit den Schultern. „Dann werde ich das Geld wohl nie verdienen,“ sagte sie, „denn ich weiß nur, daß Madames Schneiderin der Begleiter war.“ — „Und warum just die Schneiderin?“

„Weil Madame der Schneiderin verpflichtet war, da sie die eigentliche Urheberin des Scherzes war. Sie hat nämlich von einer Freundin, die Schneiderin bei der Baronin von Norden ist, erfahren, welches Kostüm die Dame und ihr Gemahl auf dem Carneval tragen werde, und Madame beschloß, sich den Spaß zu machen, in einem eben solchen Kostüm den Carneval zu besuchen. Gleichzeitig wollte sich Madame einen Scherz mit dem Herrn erlauben, weil der Herr vor einigen Tagen behauptet hat, er werde Madame in jeder Verkleidung erkennen.“ „Ja, ganz recht, das habe ich behauptet,“ er legte, von der Erinnerung an die glückliche Stunde schmerzlich bewegt, die Hand über die Augen. „Und ich habe sie auch erkannt,“ setzte er in einem Ton hinzu, in dem Gemüthung, Spott und Behmüth lag. — „Mädchen,“ sagte er nach einer Weile, während welcher er auf- und abgegangen war, „warum hast Du mir das gethan, warum hast Du mir das Kostüm meiner Frau verrathen?“ Das Mädchen erschraf, eine Ahnung davon, was vorgefallen war, ging ihr durch den Kopf. „Lieber Herr,“ sagte sie, „ich habe Ihnen das Kostüm Madames nur auf deren Wunsch verrathen.“

Durch Carlowitz's Körper zuckte es, als ob ein elektrischer Strahl hindurchgeschlagen hätte.

„Meine Frau hat Dir aufgegeben, mir ihr Kostüm zu verrathen?“ sagte er in höchster Verwunderung, während ein leichter Freudenstrahl über sein Gesicht lief. Er faßte des Mädchens Hand und zog sie aus Fenster.

„Mädchen,“ rief er, „ist das wahr? Hat meine Frau wirklich Dich beauftragt, mir ihr Kostüm zu verrathen?“ Die Haß, mit der er fragte, der Sonnenstrahl auf seinem Gesichte sagte dem Mädchen, daß ihre Ahnung sie nicht getäuscht habe. „Wahr und wahrhaftig,“ rief sie, „Madame hat es mir gesagt!“ Carlowitz stieß einen Freudenschrei aus. „Mädchen,“ rief er, und fast hätte er diese vor Freuden in die Arme geschlossen.

Carlowitz schloß ganz richtig, daß seine Frau ihr Kostüm keinenfalls ihm entdecken lassen würde, wenn sie die Absicht gehabt hätte, den Carneval zu einem Stelldichein zu benutzen, er schloß weiter sehr richtig, daß Clara's Absicht nur gewesen sein konnte, ihn ein wenig durch das Vorhandensein von zwei gleichen Masken irre zu führen. „Jene Ulrike war also doch meine Frau und die andere Dame — Herr Gott, die Andere!“ Er erinnerte sich plötzlich seines Duells.

„Der des Himmels,“ rief er, „was habe ich da angerichtet. — Aber die Dame rief Eduard und Eduard bin ich — aber sie umfaßte dabei ihren Begleiter, konnte er nicht auch Eduard heißen? Und dann war es auch nicht ihre Stimme?“ Es war ihm wie ein Stein aufs Herz gefallen, aber jetzt athmete er erleichtert auf. „Ich Thor fordere einen Mann zum Duell, den ich niemals gesehen habe, der mich niemals gesehen hat — die arme Frau, wie sie aufschrie, wie sie ihn umklammerte. Nun, hoffentlich wird der Herr so vernünftig sein und nicht kommen. Jedenfalls muß ich die Sache aber wieder gut zu machen suchen. Baron von Norden wird zu finden sein.“

Draußen klingelte es. Das Mädchen, das nachgesehen hatte, meldete den Baron von Norden. — Carlowitz erlebte.

„Der Herr ist willkommen,“ sagte er.

Das Mädchen ging und Eduard von Norden trat ins Zimmer. Der junge Mann war bleich wie eine Leiche. „Sie haben mich gefordert, mein Herr, ich bin da.“ Der Ton, in dem er dieses sagte, war eisig kalt und keine Muskel seines Gesichts zuckte. Auf dem Gesichte Carlowitz's machte sich eine komische Verlegenheit geltend.

„Allerdings, allerdings, mein Herr, allerdings,“ sagte er und rückte geschäftig einen Sessel zurecht. — Eduard von Norden wehrte mit der Hand ab. „Wir wollen kurz sein, mein Herr,“ sagte er. „Lassen Sie uns wegen der Waffen reden und wegen des Ortes des Rendez-vous. Ich wähle Pistolen, sind Sie es zufrieden?“

„Mein Herr!“ sagte Carlowitz, „ich stimme weder für Pistolen noch für irgend eine andere Waffe, nicht diesen Blick, mein Herr, seien Sie versichert, daß ich mich vor keiner Waffe fürchte. Ich war Student und Offizier und weiß daher mit dem Degen und mit der Schußwaffe wohl umzugehen. Vor einer Stunde glaubte ich Gründe zu haben, Sie fordern zu müssen, jetzt weiß ich, daß ich in einem lächerlichen Irrthum mich befand.“

Eduard von Norden machte eine Bewegung, die deutlich seine Ungeduld zu erkennen gab.

„Die Schneiderin Ihrer Frau Gemahlin,“ fuhr Carlowitz fort, „verrieth der Schneiderin meiner Frau das Kostüm, in welchem ihre Frau Gemahlin den

Carneval besuchen werde. Die Schneiderin meiner Frau plauderte weiter und so kam letztere auf den Gedanken, ebenfalls in einem schwarzen Domino und in Begleitung eines Herrn in rothem Frack auf der Promenade zu erscheinen. Da dieser Herr nicht aufzutreiben war, denn der Scherz galt mir, um mich durch zwei gleiche Kostüme in Verlegenheit zu bringen, so vertrat die Schneiderin die Stelle des Herrn. —

Ich bitte Sie, mein Herr, nur wenige Minuten noch, und die Sache wird aufgeklärt sein. — Ich begab mich auf die Promenade, erkenne meine Frau, werde aber durch ihre List wieder irre. In diesem Augenblick kommen Sie und ihre Begleiterin daher gefahren, und da mir das Mädchen hier im Hause das Kostüm meiner Frau verrathen, so halte ich Ihre Gattin für die meinige und Sie, dessen Gesicht zufällig frei war, für Jemand, dem ich glaubte ein Duell antragen zu müssen.“

„Also Sie haben meine Frau für die Ihrige gehalten, und mich für den Aebeter Ihrer Gemahlin? Nein, diese Verwechslung,“ rief Eduard von Norden bitter, „und dieser Brief, mein Herr, möchten Sie mir gefälligst erklären, wie das zusammenhängt?“

Carlowitz sah überrascht auf den Brief von Ulrike. „Dieser Brief? Mein Gott, wie kommen Sie in Besitz desselben?“

„Vermuthlich haben Sie ihn verloren und ich habe ihn gefunden. — Und nun, mein Herr, werden Sie begreifen, daß wir uns schlagen müssen, daß mir einer von uns dieses Zimmer lebend verlassen darf.“

Carlowitz sah von Norden bestürzt an. „Mein Herr,“ sagte er.

„Machen wir die Sache kurz, Sie haben mich gefordert und nehmen jetzt die Forderung zurück, dafür sind Sie jetzt von mir gefordert, und daher steht Ihnen die Wahl der Waffen frei.“

„Aber, mein Herr, dieser Brief ist von meiner Frau. Es ist derselbe Brief, durch den sie mich irre leitete, der die Veranlassung war, daß ich Ihre Gemahlin für die meinige hielt.“

Eduard von Norden setzte sich plötzlich auf den vorhin ausgeschlagenen Stuhl, kreuzte die Arme übereinander und sah Carlowitz mit komischer Verwunderung ins Gesicht. „Sind Sie des Teufels, Herr,“ rief er, „der Brief ist von Ihrer Frau? Seit wann erwarten denn die Frauen ihre Männer zu einem Stelldichein?“

„Das ist es eben,“ rief Carlowitz in komischer Verwechslung, „ich werde ja selbst nicht klug daraus, heißt Ihre Frau denn Ulrike?“

„Ulrike von Norden.“

„Hat denn der Satan meine Hand geführt, als ich den Brief schrieb,“ rief Carlowitz. „Mein Herr, Sie haben recht, ganz recht, wir müssen uns schlagen, zuvor jedoch müssen Sie alles genau wissen.“ Und nun erzählte er Eduard von Norden die Geschichte mit dem Briefe.

„Mein Herr,“ sagte von Norden, indem er aufstand und im Zimmer auf und abging. „Wie gerne möchte ich Ihnen glauben, meiner Gattin wegen, meiner selbst willen.“

„Wenn man eine Frau zu einem Stelldichein bittet, pflegt man den Gemahl derselben nicht an denselben Ort und zu derselben Zeit und Stunde zu einem Duell zu laden.“ — von Norden nickte mit dem Kopfe.

„Und wenn man mit der Absicht umgeht, den Gemahl des geliebten Gegenstandes zu beseitigen, so wählt man nicht das Duell, bei dem man selbst den Kürze-

ren ziehen kam, sondern man übernimmt einfach die Rolle des italienischen Banditen, des Bravo."

"Sie haben recht, mein Herr," sagte Herr von Norden, "ich glaube Ihnen, hier, meine Hand."

In diesem Augenblick trat das Mädchen herein, und meldete, "Frau von Norden."

"Frau von Norden?"

"Meine Frau?"

Beide Ausrufe ertönten wie aus einem Munde. Unwillkürlich sahen die beiden Männer sich einander an.

"Nun, mein Herr," rief von Norden, "ist es jetzt wahr, oder nicht? Bin ich betrogen oder bin ich es nicht?" Er kreuzte die Arme über die Brust und stellte sich dicht vor Carlowitz hin. "Und nun hören Sie, mein Herr, ich muß Rache haben, hören Sie, Rache! Ich werde mich hinter diese Portiere verbergen, um in dem Augenblick, wo meine Frau den ersten Kuß auf ihre Lippen drückt, hervortreten und ihr meine Verachtung zuzuschleudern. Für den Fall aber, daß Sie meiner Frau durch Winke und Gebärden die Situation erklären wollten," er trat dichter an ihn heran, "für den Fall habe ich ein Pistol bei mir." Er zog die Waffe aus der Tasche. "Ein Wink nur von Ihnen und bei Gott, ich zerschmettere Ihnen den Kopf." Er trat hinter die Portiere und Frau von Norden trat ein. Sie blieb nahe der Thüre stehen und hob ihre gefalteten Hände Carlowitz entgegen.

"Mein Herr," sagte sie, "eine Bittende kommt zu Ihnen, eine Frau, deren Mannes Leben durch Sie gefährdet ist. Sie haben ihn gefordert, Sie wollen ihn tödten. Ich weiß nicht warum, aber ich bitte Sie, mein Herr, was es auch gewesen sein mag, schonen Sie seiner." — "Madame," sagte Carlowitz, und blickte unwillkürlich dorthin, wo von Norden verborgen stand, und er sah die Portiere sich bewegen, als sollte sie jeden Augenblick heftig zurückgeschlagen werden.

"Mein Herr," sagte Ulrike von Norden, "ich liebe meinen Gatten, er ist mir Alles; wenn Sie ihn tödten würden, so tödten Sie mich. Haben Sie Erbarmen mit der Gattin!" rief sie und warf sich Carlowitz zu Füßen.

In diesem Augenblick aber flog die Portiere weit zurück und Eduard von Norden stürzte heraus. "Ulrike," rief er, "Weib, geliebtes Weib!" — Er hob sie auf und schloß sie in seine Arme. "Verzeihung," rief er, sich vor der Ueberraschten auf die Knie niederlassend, "Verzeihung!" Ulrike war keines Wortes mächtig und sah bald ihren Gatten, bald Carlowitz an.

"Madame," sagte dieser, "Ihr Gemahl und ich, wir waren nahe daran, uns die Schädel zu zerschmettern. Ihre Dazwischentunft überhebt uns dieser Arbeit jedoch vollkommen."

"Verzeihung," sagte von Norden, und reichte Carlowitz die Hand.

"Von Herzen," rief dieser, und schlug in die dargebotene Rechte. "Und jetzt, Madame, bedarf ich Ihrer Verzeihung," sagte er, zu Ulrike von Norden gewendet, denn durch einen Irrthum hielt ich Sie für meine Gemahlin, und Ihren Gemahl für einen Begleiter meiner Frau, mit dem sie es vorgezogen, statt meiner den Carneval zu besuchen."

"Und durch einen Brief, den dieser Herr in meinem Wagen fallen ließ, als er auf den Tritt desselben sprang, hielt ich Dich im Verdacht der Untreue," sagte von Norden.

"Wich?" rief die junge Frau.

"Dich," sagte er, und dann erzählte er seiner Gemahlin den Zusammenhang vom Anfang bis zum Ende.

"D, jetzt ist mir Dein Benehmen auch vollständig

klar", sagte Ulrike. "Du begleitest mich, als wir aus dem Wagen stiegen, ins Zimmer, begabst Dich alsdann ohne ein Wort zu reden in Dein Arbeitskabinet und gingst dort mit großen Schritten auf und ab, ohne auf meine Fragen, die ich in meiner Angst durch die Thüre an Dich richtete, auch nur ein einziges Mal zu antworten, ohne Dich an meine Bitten und Thränen zu kehren, gingst Du fort."

"Meine geliebte Ulrike," sagte von Norden, seiner Frau bewegt die Wange streichelnd. "Und in Deiner Herzensangst kamst Du hierher, um diesen Herrn zu bitten, seine Forderung zurückzunehmen?" setzte er hinzu. — "Müßte ich das denn nicht? Mann und Weib sind ein Leib, müßte ich da nicht Alles anbieten, das Duell zu verhindern, damit ich nicht gefährdet werde?" Sie sah ihren Mann lächelnd an und legte dabei ihren Kopf an seine Schulter. — Das Mädchen meldete eine Dame, die Carlowitz zu sprechen wünsche. "Sie nennt sich Ulrike," setzte sie hinzu. — "Ulrike?" rief Carlowitz, "das ist sonderbar"; dann schlug er sich vor die Stirn. "Die Dame ist willkommen." — Das Mädchen ging.

Das giebt einen Spaß. Meine Herrschaften, die Dame ist wahrscheinlich meine Frau. Wie dem auch sei, ich werde Ihrer Hilfe vielleicht bedürfen. Wenn Sie die Güte haben möchten, in jenes Zimmer zu treten? Die Beiden traten hinter die Portiere und die Dame trat ein. Ihre Gestalt war von einem schwarzen Domino umflossen, ihr Gesicht mit einer Halbmaske bedeckt. Trotzdem erkannte Carlowitz seine Frau.

"Lieber Carlowitz," sagte sie, "Sie sehen, ich bin pünktlich. Wir sind doch allein? Ihre Gemahlin wird doch so bald nicht zurückkommen?"

"Meine Gemahlin ist auf der Promenade, liebe Ulrike. Wie glücklich bin ich, Sie ungestört in meinem Zimmer empfangen zu dürfen. O, diese Rendez-vous in abgelegenen Gassen sind mir in tiefster Seele verhaßt."

"Wirklich!"

"Aber bitte, nehmen Sie Platz, geliebte Ulrike, Ihr Mann hat doch nichts gemerkt, als ich Ihnen das Billet zusteckte? Ich gestehe, es war unvorsichtig von mir."

Die Dame bewegte ihren Fächer heftig in der Hand, ihre fliegende Brust, ihre ganze Gestalt drückte heftige Gemüthsbewegung aus. "D, nein, nein, mein Mann hat durchaus nichts gemerkt," stieß sie mühsam hervor. "Der Tropf, er könnte Gemeinschaft mit meiner Gemahlin machen, die merkt auch nichts."

"Abscheulich," preßte Clara Carlowitz hervor.

"Wie sagten Sie, Geliebte?"

"D nichts, nichts", sagte sie, "ich freue mich nur, daß Ihre Gemahlin nichts merkt, gar nichts merkt!"

Sie knitterte so heftig an ihrem Elfenbeinfächer, daß dieser zerriß, und die einzelnen Theile auf die Erde fielen.

"D", rief Carlowitz, "der schöne Fächer, nun, ich werde für einen neuen sorgen." Er näherte sich ihr, hob den Bart der Halbmaske in die Höhe und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen. Im selben Augenblick flog jedoch die Maske von ihrem Gesichte herunter, und ein zürnendes Gesicht mit blinkenden Augen wurde sichtbar. "Nun, hat sie es gemerkt, bist Du überzeugt davon, soll sie jetzt noch Gemeinschaft mit Ihrer Gemahlin machen, Deine saubere Geliebte?"

Carlowitz that überrascht und beschämt. Er ging ein paar Schritte zurück und blickte zu Boden, dabei zuckte es um seine Mundwinkel und mit großer Anstrengung nur hielt er das Pachen an sich. "Verzeihung!" brachte er hervor.

„Nie,“ rief sie, „nie!“
 Carlowitz brach in lautes Lachen aus. Dabei schlug er die Portiere zurück und Clara sah überrascht einen Herrn und eine Dame zum Vorschein kommen. — „Liebe Clara“, sagte Carlowitz, „ich habe die Ehre Dir Herrn Eduard von Norden und seine Gattin Ulrike vorzustellen, deren beider Kostüm Du durch Vermittlung Deiner Schneiderin erfahren hast. Du wirst einsehen, daß man in Gegenwart Anderer seiner Gattin nicht untreu wird und daher wirst Du mir glauben, daß ich mir einen Scherz mit Dir erlaubte, um Dich für Deinen Scherz, der beinahe ernste Folgen gehabt hätte, zu strafen.“

Wir überlassen dem Gefallen des verehrten Lesers, sich die Weiterentwicklung dieser Scene nach eigenstem Ermessen auszumalen.

Wir wollen nur noch bemerken, daß Clara von der Anwesenheit der fremden Personen nichts von dem Mädchen erfahren hatte, weil sie diese in Zweifel gelassen, ob sie die Madame oder jene andere Dame sei, mit der sie gleiches Kostüm trug.

Das Finale dieses Carnevalscherzes war zugleich die solide Basis, auf der dann eine ehrliche Freundschaft zwischen den vier Beteiligten sich aufbaute — so daß auch wir mit dem nicht ganz neuen Sprichwort: „Ende gut, Alles gut!“ von unseren geehrten Lesern und Leserinnen beruhigt Abschied nehmen können.

Ehe-Idylle.



Zu, wir gehören zu den Alten
 Und um die Jugend ist's geschehn,
 Doch immer soll aus unsern Falten
 Ein heit'rer Sinn ins Leben sehn.
 Ob auch die Zeit mit rauhem Wesen
 Uns Farbe nahm und Wohlgestalt,
 Wir sind zusammen jung gewesen,
 Und wurden mit einander alt.

Der Jahre rasche Flucht beklage
 Ein Pärchen, das zu spät sich fand,
 Dem nach der Wonne kurzer Lage
 Zu schnell der Jugendrest verschwand.
 Du, Beste, die ich früh erlesen
 Zu meines Lebens Trost und Halt —
 Wir sind zusammen jung gewesen
 Und wurden mit einander alt.

So gehn wir, bis der Tod uns fordert,
 In glücklichem Verein die Bahn.
 Wenn jähe Hitze rasch verlobert,
 Hält stete Wärme dauernd an.
 Auf unserm Grabe soll man lesen,
 Deckt uns der gleiche Rasen bald:
 Sie sind zusammen jung gewesen
 Und wurden mit einander alt. D. J. Strauß.

Kindersprach.

Frei' heis' ich seit der Taufe,
 Drei Jahre bin ich alt;
 Doch wenn ich tapfer laufe,
 So werd ich viere bald.



Und hab' schon Pferd und Peitsche
 Und Säbel und Gewehr,
 Wie es der ächte Deutsche
 Hat bei der Bürgerwehr.

Und kann schon recht marschiren
 Und werde gar nicht müd,
 Kann Verse deklamiren,
 Auch sing ich schon ein Lied.

Mein Härden ist von Flachse,
 Der ganze Mann noch klein;
 Doch, wenn ich tüchtig wachse,
 Wird ich bald größer sein. D. J. Strauß.
 (1848.)

Zwei Prämienbilder

in Aquarelldruck. (Nach Zeichnungen von C. Wagner.)

Das **Beruhigungsmittel**. So geht es, wenn man einen Hornisten zum Mann hat, und will ihn zur Kinderwärtlerin machen. „Ich gehe auf den Markt,“ sagt die Frau, „gieb mir auf den Buben acht.“ Der Mann setzt sich an die Wiege und betrachtet seinen Sprößling mit bedenklichen Blicken, der auch alsbald zu schreien anfängt. Als erstes Beruhigungsmittel brüllt der Herr Papa ein altes Soldatenlied, das in der Kaserne stets auf die Gemüther der Rekruten beruhigend gewirkt hat. Der Bube brüdt seine Befriedigung durch stärkeres Schreien aus. Nun setzt der Alte die Wiege in Galopp, und da auch dieses Mittel nicht anzuschlagen scheint, denn der Kleine protestirt mit Händen und Füßen gegen diese Reiterübungen, holt er aus dem Kasten sein Waldhorn. Er war einst Jägerburche beim gnädigen Herrn und beim Schmettern seines Waldhornes haben ein Duzend heulende Jagdhunde sich beruhigt, warum nicht auch so ein kleiner Schreihals? Also schmettert er, daß die Wände zittern, und der Kleine brüllt und ist fest entschlossen die Gichter zu bekommen, als im entscheidenden Momente die Mutter als rettender Engel erscheint. Der Mann behauptet zwar, er hätte den Burschen mit Musik am Ende doch zum Schweigen gebracht, was auch wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, — zum ewigen Schweigen — er wolle aber jetzt die Flöte lernen, da das Horn dem dummen Buben doch etwas zu kräftig zu sein scheine. —

Alt, aber galant! Und warum denn nicht? Ist das Schöne und Liebliche nicht auch für alte Augen schön und lieblich? Giebt es nicht alte Köpfe mit jungen Herzen, wie es junge Köpfe mit alten ausgebrannten Herzen giebt? Auch am Fuße der Gletscher können Rosen blühen. Der alte Herr da ist so einer. Schnee auf dem Haupte, ein wenig Alpenglühchen in dem heitern, alten Gesichte, und ein junges Herz, und auch an Rosen fehlt es dem alten Gletscher nicht. Das liebliche Mädchen nimmt mit freundlichem Lächeln die Huldbigung entgegen, die das Alter der Jugend bringt; sie weiß, wie es gemeint ist. — Merkt's Euch, Ihr Jungen, und setzet dafür, daß man auch einst von Euch sagen kann:

„Alt, aber galant!“